

DIE NACHAHMUNG UND IHRE BEDEUTUNG FÜR PSYCHOLOGIE UND VÖLKERKUNDE

VON

DR. PHIL. P. BECK



LEIPZIG 1904

HERMANN HAACKE

VERLAGSBUCHHANDLUNG

Die Nachahmung

und ihre Bedeutung
für Psychologie und Völkerkunde

von

Dr. phil. P. Beck



LEIPZIG 1904
HERMANN HAACKE
Verlagsbuchhandlung

1. Kapitel.

Wahrnehmung.

Die alte Psychologie teilte das menschliche Seelenleben in Vorstellung und Wille ein. Der Ursprung aller Vorstellung liegt in den Wahrnehmungen. In diesen sollte sich der Mensch rein rezeptiv verhalten; seine Seele war das weiße Blatt Papier, das die Erfahrung beschrieb, oder der Spiegel, in dem die Außenwelt ihr Bild erzeugte. Die Beziehungen des Menschen zur Außenwelt lassen sich nach dieser Auffassung im wesentlichen in drei Teile zerlegen. 1) Die Sinne machen Wahrnehmungen und teilen diese dem Zentralorgan mit. 2) Im Zentralorgan findet eine Beurteilung der Wahrnehmungen statt. Die Beziehung derselben zu den Zwecken des Individuums wird festgestellt. 3) Die auf Grund dieser Überlegung erfolgende Willenshandlung ruft irgend welche Veränderungen in der Außenwelt hervor. Es ist im Grunde derselbe Hergang wie bei einem Feldzuge. Die Reiterei klärt auf und meldet. Das Hauptquartier stellt die Bedeutung der eingegangenen Meldungen fest und ihre Beziehungen zu dem Feldzugsplan. Auf Grund dieser Erwägung erfolgt der Angriff, der Rückzug oder sonst eine Truppenverschiebung. Das Wichtigste des ganzen Vorgangs ist für diese Auffassung offenbar die Tätigkeit des Hauptquartiers, die Wahrnehmung ist nur die Vorbereitung, die ausgeführte Handlung die Folge derselben.

Es ist fraglos, daß das geschilderte Schema für viele menschliche Handlungen eine richtige Beschreibung liefert. Ich gehe spazieren und bemerke aufziehendes Gewölk. Ich überlege, in welcher Zeit der Regen wahrscheinlich beginnen wird und ob die Rücksichtnahme auf meine Toilette, Gesundheit und Wohlbefinden es wünschens-



wert macht, denselben zu vermeiden. Je nach dem Resultat dieser Überlegung beschleunige ich mein Tempo oder kürze den Weg ab. Andere Handlungen fügen sich dem Schema aber nicht ohne weiteres. Ich lehne mich an den warmen Ofen und komme mit dem Ohr zufällig in Berührung mit heißem Metall. Unmittelbar darauf fahre ich mit dem Kopfe zurück. Überlege ich mir nachträglich den Sinn der Handlung, so kann ich ihn mir folgendermaßen zurechtlegen. Ich machte die Wahrnehmung eines heißen Gegenstandes. Da die Berührung mit einem solchen bei längerer Dauer schmerzliche Veränderungen an meinem Organismus hervorbringt, beschließe ich, diesen durch die Erfahrung bekannten Folgen durch Entfernung des Ohres von der berührten Stelle vorzubeugen. Freilich kann ich mich nicht erinnern, diese Überlegung wirklich angestellt zu haben. Trotzdem könnte das genannte Schema auch hier anwendbar sein. Durch häufige Wiederholung des Gedankengangs, der zwischen Wahrnehmung und Handlung liegt, könnte derselbe so abgekürzt sein, daß er nicht mehr bemerkbar ist. Auch wenn es nicht zulässig sein sollte, von einem unbewußten Gedankengang zu sprechen, so brauchen wir nur die mathematische Fiktion des unendlich Kleinen hier zu verwenden und zu sagen, der Gedankengang ist unendlich wenig bewußt. Damit stimmt dann überein, daß der Bewußtseinsgrad desselben dem normalen Bewußtsein gegenüber gleich Null zu setzen und daß er doch nur als Verkleinerung desselben, aber nicht als etwas qualitativ Verschiedenes anzusehen ist.

Im Gegensatz zu dieser Ableitung der Reflexhandlung aus der Vernunfthandlung, können wir umgekehrt die erstere aus letzterer entstehen lassen. Bei der Reflexbewegung löst der Reiz unmittelbar die Reaktion aus. Zwischen beide schieben sich im Lauf der Entwickelung andere Glieder ein, bis schließlich die komplizierte Vernunfthandlung des Menschen zustande kommt.

Ähnliche Fragen tauchen beim Vergleich der Organismen auf. Das menschliche Steißbein kann gedeutet werden als rückgebildeter Schwanz oder der tierische Schwanz als starkentwickeltes Steißbein. Der Verdauungskanal des Menschen kann aufgefaßt werden als Fortentwickelung des Schlauches, der ohne innere Teilung den Leib des Wurmes durchzieht, oder aber dieser Schlauch kann eine Vereinfachung des Säugetierkanals sein. Die Biologie zieht im letzten Falle vor, das Komplizierte durch Differenzierung aus dem Einfachen entstehen zu lassen. Im ersten Falle dagegen betrachtet

sie den stark entwickelten Schwanz als das Ursprüngliche und das Steißbein als Rückbildung desselben. Die Entscheidung in diesen Fällen ist einfach, da die Entwickelung in der Reihenfolge der Organismen beobachtbar ist. Das ist bei unserem Problem nicht der Fall. Beobachten können wir nur den Reiz, unter dessen Einwirkung ein Tier handelt, und die Handlung selbst; ob zwischen Reiz und Reaktion andere Glieder vorhanden sind und welche das sind, können wir höchstens vermuten. Sehen wir von der Selbstbeobachtung einmal ab, so ließe sich jede Handlung eines Menschen oder Tieres nach dem Schema der Vernunfthandlung ebensogut wie nach dem Schema der Reflexbewegung beschreiben. Das Verhalten eines Tieres beim Anblick oder Geruch des Feindes, der Nahrung, des Weibchens usw. kann auf zweckmäßiger Überlegung beruhen oder ohne eine solche erfolgen. Die von einer Kirsche reflektierten Sonnenstrahlen treffen das Auge des Vogels. Vielleicht bildet sich im Vogelhirn die räumliche Vorstellung eines runden, roten Körpers. Derselbe wird unter den Allgemeinbegriff Frucht, oder doch wenigstens, wie Spencer glaubt, unter den Begriff „eßbares Ding" subsumiert. Der Vogel hat nun die Absicht, sein Leben zu erhalten und erkennt, daß das Verzehren eines eßbaren Dinges dieser Absicht dient. Da das Verzehren der Kirsche aber nicht aus der Entfernung stattfinden kann, beschließt er, einige Muskeln zu kontrahieren, um in die Nähe der Frucht zu gelangen. Vielleicht ist der Vogelkörper aber so organisiert, daß die in das Auge eindringenden Lichtwellen ohne weiteres die Bewegung auslösen, wie die Berührung des Drückers am Gewehr die Bewegung des Geschosses. Bewußtsein ist dabei gar nicht ausgeschlossen; nur besteht dies Bewußtsein nicht in einer Zweckvorstellung; es ist nur eine Nebenerscheinung, die den Verlauf der Handlung begleitet, aber nicht beeinflußt. Der weise Mann wird sagen, der Vogel ist weder reine Reflexmaschine, noch reines Vernunftwesen, die Wahrheit liegt zwischen beiden. Das mag sein. Das Problem wird dadurch aber nur schwieriger; denn das „zwischen beiden" läßt unendlich viele Möglichkeiten zu. Ziehen wir nun unsere Selbstbeobachtung zu Rate. Dieselbe lehrt zunächst, daß auch der Mensch „zwischen beiden" steht. Damit ist aber noch gar nicht gesagt, wo die einzelne Handlung eingeordnet werden muß. Der psychologisch nicht Geschulte neigt erfahrungsmäßig dazu, alle seine Handlungen auf Zweckvorstellungen zurückzuführen. Wer sich in einer gefährlichen Lage durch einen

geschickten Sprung rettet, stellt sehr leicht seine Rettung als Resultat kluger Überlegung hin, wenn auch das Bewußtsein in dem entscheidenden Moment nur von Angst erfüllt war und jede Überlegung fehlte. Aber auch davon abgesehen, wissen wir nicht, ob und wie weit wir die an uns gemachten Beobachtungen auf die Tiere, deren Organisation und Lebensbedingungen so verschieden sind, übertragen dürfen. Der Anatom kennt den Tier- und Menschenkörper; er kann durch Vergleichen entscheiden, wie die einzelnen Organe sich entwickelt haben. Aus der Kenntnis des menschlichen Körpers allein könnte er nicht folgern, daß der Verdauungskanal der Würmer viel einfacher, das Ende der Wirbelsäule viel stärker entwickelt war. Der Psycholog kennt nun nur das menschliche Bewußtsein. Es fehlt ihm daher das nötige Material, um mit Sicherheit die Frage entscheiden zu können, ob auf allen Entwickelungsstufen der Organismen Reflexbewegungen und Vernunfthandlungen nebeneinander hergehen, oder ob die einen sich aus den anderen ableiten lassen und schließlich, auf welcher Stufe der psychischen Entwickelung die einzelnen Organismen stehen.

Ich stelle die beiden möglichen Beurteilungsweisen noch einmal einander gegenüber.

1. Alle Handlungen der Organismen sind ihrem Ursprung nach Vernunfthandlungen. Sie beruhen auf Überlegung und Zweckvorstellungen. Das Individuum kann es durch Übung erreichen, daß die Überlegung allmählich abgekürzt wird und schließlich auf Null herabsinkt. Derselbe Erfolg wird durch die fortdauernde Übung in den aufeinander folgenden Generationen erreicht, da die Nachkommen die Struktur der Vorfahren erben. Das Gedächtnis des organischen Stoffes reicht über das Individuum hinaus und daher auch die Resultate der Übung. Für unsere ältesten Vorfahren war das Verdauen eine Vernunfthandlung. Durch Übung wurde die Zweckvorstellung ausgeschaltet, die Nachkommen können daher die erblich überkommene Maschine ohne intellektuelle Aufsicht arbeiten lassen und ihre geistige Energie anderen Aufgaben zuwenden. Dasselbe gilt von der Ernährung des Körpers durch den Blutlauf und vielen anderen Vorgängen im Organismus. Alle Reflexbewegungen und Instinkthandlungen sind versteinerte Vernunfthandlungen. Sie beruhen auf unbewußten Schlüssen, d. h. die Überlegung wird zwar von dem handelnden Tier nicht mehr ausgeführt, wohl aber ist das von seiten seiner Vorfahren geschehen. In diesem Sinne glaube ich

die Ausdrucksweise „unbewußte Zweckvorstellung“, „unbewußter Schluß“ anwenden zu dürfen, obwohl die nächstliegende Bedeutung der Worte sinnlos ist, da sich Substantiv und Adjektiv widersprechen.

2. Die zweite Deutung des Tatbestandes ist folgende. Von den beiden Extremen, zwischen denen erfahrungsgemäß die menschlichen Handlungen liegen, den Reflexbewegungen und Vernunfthandlungen, stellen die Vernunfthandlungen eine höhere Anpassung an die Außenwelt dar. Es ist naheliegend, die einfachen Reflexbewegungen als die älteste Art der Anpassung anzusehen. Wie bei der Entwickelung des Schlauches der Würmer zum Verdauungskanal des Menschen sich neue Glieder einschoben, oder vielmehr wie die ehemals gleichartigen Teile des Schlauches sich besonderen Zwecken anpaßten und daher untereinander verschieden wurden, indem sich der Mund mit den Zerkleinerungswerkzeugen, Lunge, Magen, Darm usw. zu besonderen Organen ausbildeten, so wurden auch die Reflexbewegungen komplizierter. Zwischen Reiz und Reaktion schoben sich neue Glieder ein, und so entstanden im Lauf der Zeit die planmäßig ausgeführten Handlungen des Menschen.

Das gestellte Problem scheint mir durch eine Reihe neuerer Arbeiten, z. B. Loeb, „Einleitung in die vergleichende Gehirnphysiologie und vergleichende Psychologie“, in einwandfreier Weise gelöst zu sein. Ich folge im nachstehenden der Darstellung Loebs. Loeb weist zunächst die Annahme, daß bei den Reflexbewegungen und Instinkthandlungen das Zentralorgan, also Gehirn, Rückenmark und Ganglienzelle, der wesentliche Träger des Vorganges sei, zurück. „Ich würde ebensowenig wie irgend ein anderer Psychologe an der Richtigkeit dieser Auffassung gezweifelt haben, wonach die Ganglienzelle ein spezifisches und wichtiges Glied in der Mechanik des Reflexvorganges bildet, wenn nicht der von mir geführte Nachweis der Identität des tierischen mit dem pflanzlichen Heliotropismus die Haltlosigkeit dieser Ansicht bewiesen und gleichzeitig eine andere Auffassung der Reflexe geliefert hätte. Das Fliegen der Motte ins Licht ist ein typischer Reflexvorgang. Das Licht reizt periphere Sinnesorgane oder Hautelemente der Motte, der Erregungsvorgang geht zum Zentralnervensystem und von hier zu den Muskeln der Flügel, und das Tier gelangt in die Flamme. Allein dieser Reflexvorgang stimmt Punkt für Punkt überein mit den heliotropischen Wirkungen des Lichts auf die Pflanzenorgane, die gar keine Nerven besitzen. Die

notwendige Konsequenz dieses Nachweises des tierischen Heliotropismus und seiner Identität mit dem pflanzlichen war der Schluß, daß diese Wirkungen nur auf Umständen beruhen können, welche den Tieren und Pflanzen gemeinsam sind" (a. a. O. S. 2). Der Reiz, der auf den Organismus wirkt, ruft also unmittelbar die Reaktion hervor. Bei den niedersten Tieren pflanzt sich der Reiz unmittelbar durch den Körper fort, bei Tieren mit differenzierten Organen hat sich eine protoplasmatische Brücke zwischen dem Sinnesorgan und dem Muskel gebildet, der Nerv. Im Zentralorgan die Tendenz, bestimmte Bewegungen auf bestimmte Reize folgen zu lassen, lokalisiert zu denken, ist angesichts der Tatsache, daß bei Pflanzen und niederen Tieren ganz analoge Bewegungen beobachtet werden, ohne daß ein Zentralorgan vorhanden ist, unmöglich. Zur Erläuterung dieser Auffassung entnehme ich Loeb einige Beispiele (S. 119 ff.). „Wir haben gesehen, daß, wenn gewisse Krebse, z. B. Palaemoretes, der Wirkung eines galvanischen Stromes ausgesetzt werden, solche Spannungsveränderungen in den Muskeln der Extremitäten eintreten, daß diesen Tieren die Bewegung zur Anode erleichtert, zur Kathode dagegen erschwert wird. Die Folge ist, daß bei genügend lange fortgesetzter Durchströmung alle sich am positiven Pol sammeln. Wer diesen Vorgang der Ansammlung beobachten würde, ohne die Wirkung des Stromes genügend zu analysieren, würde vielleicht auch zu der Ansicht kommen, daß diese Krebse den Instinkt besitzen, zur Anode zu gehen, wie die Motten den Instinkt besitzen, in die Flamme zu fliegen. In der Tat ist das Fliegen der Motte in die Flamme nur die Folge eines Tropismus, Heliotropismus, der sich vom Galvanotropismus dadurch unterscheiden, daß die Lichtstrahlen die Stelle der Stromkurven übernehmen. Dem Leser ist es bekannt, daß gewisse Pflanzen, wenn sie einseitig der Wirkung des Lichtes ausgesetzt werden, z. B. wenn sie am Fenster gezüchtet werden, ihre Spitze so lange gegen das Fenster hin krümmen, bis dieselbe sich in der Richtung der Lichtstrahlen befindet. Alsdann wächst sie in dieser Richtung weiter. Wir bezeichnen diese Abhängigkeit der Orientierung vom Licht als Heliotropismus, und zwar sprechen wir vom positiven Heliotropismus, wenn die Spitze des Organs zur Lichtquelle sich hinkrümmt, und vom negativen Heliotropismus, wenn die Spitze sich von der Lichtquelle fortkrümmt. Die Mechanik der Reizkrümmung besteht (analog wie beim Galvanotropismus) darin, daß das Licht chemische Wirkungen hervorruft, welche den Kon-

traktionszustand der protoplasmatischen Gebilde beeinflussen . . . . Es war nun lange bekannt, daß viele Tiere vom Licht „angelockt" werden und in die Flamme fliegen. Das war eben ein besonderer Instinkt. Man sprach davon, daß diese Tiere „das Licht lieben", daß „Neugier sie zum Licht treibe", daß hier eine „Anziehung" bestehe usw. Ich habe in einer Reihe von Arbeiten, von denen die erste im Januar 1888 erschien, gezeigt, daß es sich in allen diesen Fällen um nichts anderes handele, als um diejenigen Erscheinungen, die bei Pflanzen längst als Heliotropismus bekannt sind. Es ließ sich zeigen, daß der Heliotropismus der Tiere Punkt für Punkt übereinstimmt mit dem Heliotropismus der Pflanzen. Nehmen wir an, eine Motte werde seitlich vom Lichte getroffen, so besteht die einseitige Wirkung des Lichtes darin, daß diejenigen Muskeln, welche den Kopf des Tieres zur Lichtquelle führen, in stärkere Tätigkeit geraten, und daß dementsprechend der Kopf des Tieres gegen die Lichtquelle gerichtet wird. Sobald nun der Kopf des Tieres gegen die Lichtquelle gerichtet ist und seine Medianebene (Symmetrieebene) in die Richtung der Lichtstrahlen fällt, werden die symmetrischen Punkte seiner Oberfläche, besonders der Augen, von den Lichtstrahlen unter gleichem Winkel getroffen, und es ist kein Grund vorhanden, warum das Tier aus der Richtung der Lichtstrahlen nach rechts oder links abweichen sollte. Es wird so in die Lichtquelle geführt. Handelt es sich um Tiere mit rascher Progressivbewegung (wie bei der Motte), so werden sie in die Flamme geraten, ehe die Wärme Zeit hat, ihre Progressivbewegung zu hemmen. Handelt es sich um Tiere mit langsamer Progressivbewegung, bei denen die zunehmende Hitze bei der Annäherung an die Flamme in Wirksamkeit treten kann, ehe das Tier bis in die Flamme selbst gerät, so wird das Tier in Folge seines positiven Heliotropismus bis nahe an die Flamme kommen, dann wird in Folge der hohen Temperatur die Progressivbewegung gehemmt, das Tier entfernt sich von der Flamme, wird wieder orientiert u. s. f." Die theoretischen Voraussetzungen, die nach Loeb zur Erklärung dieser Erscheinung genügen, sind folgende. „Erstens müssen die heliotropischen Tiere wie die heliotropischen Pflanzen an ihrer Oberfläche eine Substanz enthalten, welche durch das Licht chemisch geändert wird und deren Veränderung Spannungsänderungen der kontraktilen Gewebe hervorrufen kann. Zweitens müssen heliotropische Tiere wie Pflanzen dieselben Seitlichkeiten und Symmetrieverhältnisse und dementsprechend die gleiche Ver-

teilung der Reizbarkeit besitzen. Durch diese beiden Gruppen von Umständen ist die heliotropische Reaktion eindeutig bestimmt. Was aber hat das Zentralnervensystem mit diesem Instinkt der Motte, ins Licht zu fliegen, oder, wie wir jetzt sagen dürfen, mit dem Heliotropismus zu tun? Meiner Ansicht nach nichts weiter, als daß das Nervensystem eine Reihe segmentaler Ganglien enthält, welche die protoplasmatische Verbindung zwischen Haut und Muskeln herstellt."

Loeb ist der Meinung, daß die Tiere, die im Lauf ihres Lebens oder doch wenigstens von dem Augenblick an, wo Jugend und Wachstumsstadium beendet ist, ihre Handlungen nicht mehr ändern, die also am Ende ihres Lebens auf einen Reiz genau ebenso reagieren wie am Anfang, reine Reflexmaschinen sind. Danach hält er z. B. nach dem Vorgang von Bethe[1]) die Frage wenigstens für diskutabel, ob die Ameisen überhaupt Bewußtsein besitzen. Man kann ihnen ja, durch irgend ein philosophisches Theorem bestimmt, Bewußtsein zuschreiben. Doch muß man sich darüber klar sein, daß diese Annahme zur Erklärung der beobachteten Tatsachen unnötig ist, und dem Prinzip, bei der wissenschaftlichen Behandlung eines Gegenstandes mit den einfachsten Begriffen zu arbeiten, widerspricht. Erst bei Tieren, die durch die Erfahrung lernen, die dressiert werden können, ist die Annahme des Bewußtseins notwendig. Die Form dieses Bewußtseins definiert Loeb als assoziatives Gedächtnis. So ist z. B. die Tatsache, daß Vögel Raupen von bestimmter Farbe nicht fressen, nach Weismann (Vorlesungen über Deszendenztheorie) nicht Instinkt, sondern beruht auf Erfahrung, da die jungen Vögel erst durch den widrigen Geschmack und dann durch die damit assoziierte Farbe abgehalten werden, sie zu verzehren. Es ist nicht nötig, an irgend einer Stelle des Tierreichs einen großen Sprung von den bewußtlosen zu den intelligenten Tieren anzunehmen. Das Bewußtsein wird zuerst als ganz geringfügige Nebenerscheinung, als „psychische Franse" (James) auftreten. Durch die Bewußtseinsvorgänge werden ja nicht absolut neue Reaktionen geschaffen, sondern nur die vorhandenen Instinkthandlungen vervollkommnet und verändert. Das Verhalten auch des gelehrigsten Tieres beruht auf dem Instinkt. Der Vorstehhund würde seine Künste nicht lernen, wenn seine Vorfahren nicht ihre Beute beschlichen hätten, die Ziege würde im Zirkus ihre Füße nicht auf den kleinen Raum einer Pyramidenspitze stellen,

[1]) „Dürfen wir den Ameisen und den Bienen psychische Qualitäten zuschreiben?" Pflügers Archiv, Bd. 67, 1897.

wenn ihre Ahnen nicht im Hochgebirge geklettert hätten. Es wird niemand gelingen, die Ziegen zum Stellen des Wildes und die Hunde zum Klettern zu bringen. Wie die Dressur, so besteht auch die Anpassung durch Lebenserfahrung bei freilebenden Tieren nur in geringen Änderungen ererbter Instinkte. Beobachten wir im einzelnen Fall eine besonders auffallende tierische Anpassung, so wird es immer näher liegen, einen Rückfall in die Gewohnheiten eines Vorfahren, die zufällig hier passend sind, anzunehmen, als dem Tier die Intelligenz des Gelehrten oder Ingenieurs zuzuschreiben.

So weit im Folgenden der Begriff des Instinktes verwandt wird, schließe ich mich der von Ziegler[1]) gegebenen Definition an. Danach ist Instinkt die feste Verbindung zwischen einem bestimmten Reiz und einer bestimmten Tätigkeit. Wenn nicht, wie beim Menschen durch Selbstbeobachtung oder bei den Tieren durch den Einfluß früherer Lebenserfahrungen, nachgewiesen werden kann, daß Bewußtsein vorhanden ist, ist dieser Begriff überhaupt beiseite zu lassen. Beobachtbare Tatsachen dürfen bei der exakten Forschung nicht willkürlich mit hypothetischen Elementen verquickt werden. Wer will aber bei einer Katze, einem Fisch oder einem Wurm nachweisen, ob irgend eine Bewegung mit oder ohne Bewußtsein ausgeführt wird? Empirisch nachweisbar ist nur der Reiz, die Reaktion und die protoplasmatische Brücke zwischen Sinnesorgan und Muskel, der Nerv.

Welche Bedeutung kommt nun aber dem so komplizierten nervösen Apparat und den Sinnesorganen zu? Die Physiologie unterscheidet zwischen zentripetalen und zentrifugalen oder zwischen sensorischen und motorischen Nerven. Der Übergang von den einen zu den anderen findet in den Ganglien, im Rückenmark und Gehirn statt. Damit verbindet sich dann leicht die Vorstellung, daß in diesen Nervenzentren der Mittelpunkt des Lebens zu suchen ist. Das Zentrum, sei dies nun das Gehirn oder ein einzelnes Ganglion, nimmt die Meldungen der sensorischen Nerven entgegen und erteilt Befehle durch die motorischen. Damit ist die Einheitlichkeit des nervösen Prozesses aufgehoben. Derselbe zerfällt in drei Teile, Wahrnehmung, Handlung und die Zuordnung beider durch das Ganglion. Der durch den Reiz hervorgerufene Nervenstrom findet sein Ende nicht in der Muskelbewegung, sondern im Ganglion. Zuweilen entsteht

[1]) H. E. Ziegler, „Über den Begriff des Instinkts." Verhandlungen der Deutschen zoologischen Gesellschaft. Leipzig 1891.



hier ein neuer Strom, der durch die motorischen Nerven abgeleitet wird, zuweilen aber auch nicht. Bei den niederen Tieren besitzt das Nervenzentrum auf keinen Fall eine so dominierende Bedeutung. Nicht das Nervenzentrum, sondern der Reiz selbst löst die Reaktion aus. Der Nervenstrom, der die Muskelkontraktion veranlaßt, entsteht nicht im Ganglion, sondern an dem gereizten Nervenende. Die Ganglien haben nur die Bedeutung von Schaltapparaten. Es wäre unökonomisch, wenn die Tiere für jeden Reiz, der sie im Laufe des Lebens treffen kann, einen besonderen Nerven hätten, der die Reaktion auslöst. Bei der Telephonanlage einer Stadt wird nicht jeder Teilnehmer mit jedem anderen verbunden, sondern alle stehen durch die Zentrale miteinander in Verbindung. Die Zentrale ist auf den Inhalt der durch das Telephon vermittelten Gespräche ohne Einfluß; sie hat nur die Aufgabe, die richtige Verbindung herzustellen. Ist das geschehen, so verkehren die Teilnehmer ebenso miteinander, als wäre die Verbindung eine direkte. Ebenso haben die Ganglien nur die Aufgabe, die Nervenerregung in der richtigen Weise zu kombinieren und weiter zu leiten. Ein Reiz wirkt im allgemeinen auf eine größere Anzahl Nerven und die ausgelöste Reaktion besteht meistens in der Kombination mehrerer Bewegungen. In den Ganglien findet nur die Übertragung des Nervenstromes statt.

Die Instinkthandlungen unterscheiden sich nach unserer Definition nur graduell, nicht wesentlich von den Reflexbewegungen. Instinkthandlungen sind komplizierte Reflexbewegungen und Reflexbewegungen sind einfache Instinkthandlungen. Die Vervollkommnung der Anpassung der Organismen wird erreicht 1. durch Entwickelung der Sinnesorgane, durch die die Empfänglichkeit für Reize gesteigert wird, 2. durch Vermehrung der Muskulatur, wodurch die Zahl der Reaktionen wächst, 3. durch Komplizierung der Zuordnung der sensorischen und motorischen Nerven, also durch Wachstum von Gehirn und Rückenmark. Ich beschränke mich auf eine kurze Besprechung der Entwickelung der Sinnesorgane. Die allgemeine Reizbarkeit, die wir als Grundeigenschaft des organischen Stoffes annehmen müssen, hatte sich allmählich auf die Körperoberfläche, den mit der Außenwelt am meisten in Berührung kommenden Teil des Organismus, konzentriert. Dieselbe diente ursprünglich zur Aufnahme aller Reize, mochten dieselben in chemischen oder mechanischen Einflüssen bestehen. Für die mechanischen Reize ist die Haut das Aufnahmeorgan geblieben. Nur für sehr schwache Stöße ist sie

unempfindlich. Soweit solche für das Leben der Organismen von Bedeutung sein können, mußte für ihre Aufnahme gesorgt werden. Da die Haut zugleich die schützende Hülle des Körpers ist, konnte sie sich nicht den dazu nötigen Grad von Empfindlichkeit bewahren. Daher differenzierte sich im Gehör ein Teil der Körperoberfläche zu einem Organ, das für schnell sich wiederholende Stöße empfindlich ist. Ganz hat die Haut ihre Empfindlichkeit für Schallwellen noch nicht verloren, da empfindliche Personen starke Luftwellen als Stöße bemerken können. Zu den chemischen Reizen gehören die Geruchs-, Geschmacks-, Licht- und vielleicht auch Wärmeempfindungen. Nur die letzteren hat sich die Haut vorbehalten. Die anderen Sinne lösten sich zwar los, doch besteht auch beim Menschen noch ein sehr enger Zusammenhang. Was gewöhnlich Geschmack genannt wird, ist ein Gemisch von Geruchs- und Tastempfindungen mit den Geschmacksempfindungen im physiologischen Sinne. Andererseits kann auch die Einwirkung starker Säure auf die Haut als eine Art Geschmack aufgefaßt werden. Am vollkommensten scheint der Gesichtssinn differenziert zu sein. Vollständig ist aber auch hier die Trennung nicht vollzogen. Der andauernde Mangel an Sonnenlicht ruft bekanntlich physisches Unbehagen und Mißstimmung hervor. Teils mag das mit der Einwirkung der Lichtwellen auf die Luft, der Ionisierung derselben usw. zusammenhängen, daneben ist aber eine direkte Einwirkung der Sonnenstrahlen auf die Haut nicht zu leugnen, auch wenn von der Erwärmung ganz abgesehen wird. Die Folgen der Differenzierung der Sinnesorgane waren die jeder Arbeitsteilung. Die Empfänglichkeit für Reize steigerte sich außerordentlich und damit auch die Möglichkeit, auf verschiedene Reize verschieden zu reagieren.

Das Verhalten eines Organismus hatte ich mit einem Feldzug verglichen. Ich nehme den Vergleich wieder auf. Die Reflexbewegung vergleiche ich mit dem Verhalten einer Horde Wilder, die einen feindlichen Stamm bekämpfen will. Sie rückt auf denselben los und der Kampf beginnt in der althergebrachten Form, sobald sie auf den Feind stößt. Bei höher entwickelter Kriegskunst umgibt sich das marschierende Heer mit Sicherungsabteilungen, der Vorhut, Nachhut und den Seitendeckungen. Ein solches Heer wäre mit einem Tiere zu vergleichen, dessen Körperoberfläche zur Reizaufnahme dient und sich bereits differenziert hat. Stößt eine der Abteilungen auf den Feind, so entwickelt sich die Haupttruppe je nach Stellung

und Stärke desselben. Ein weiterer Fortschritt besteht dann darin, daß Patrouillen und Kavallerieabteilungen, die in ihren Bewegungen nicht an die Marschroute der Haupttruppen gebunden sind, das Gelände aufklären und die Stellung des Gegners zu erforschen suchen. Das soll das Bild sein für die Beweglichkeit der Sinnesorgane, durch die die Leistung derselben bedeutend gesteigert wird. So bilden sich am Tierkörper besondere Organe, die die Gegenstände befühlen, die Pigmentflecken verwandeln sich in das bewegliche Auge, das Ohr kann aufgerichtet, das Trommelfell gespannt werden, durch verstärkte Tätigkeit der Atemmuskel wird beim Schnüffeln die Aufnahme von Geruchsreizen erleichtert. Trat bei der Horde die Fühlung mit dem Feinde, der Reiz, ein, so stürzte alles zum Kampfe vor, die Reaktion. Ebenso ist jetzt noch der Endzweck der Kampf. Die nächste Wirkung des eingetretenen Reizes ist aber nicht dieser, sondern das Vorgehen von kleineren Abteilungen, Patrouillen usw., deren Zweck nur die genauere Aufklärung ist. Trifft den Tierkörper ein Reiz, z. B. ein Lichtreiz, so ist das erste eine vorläufige Bewegung, die noch nicht die Hauptreaktion ist, sondern diese nur vorbereitet. Die Augenmuskeln drehen das Auge so, daß der Lichtreiz den gelben Fleck trifft; beide Augen werden zur Konvergenz eingestellt und die Linse so gekrümmt, daß der Lichtreiz möglichst vollkommen zur Geltung kommt. Jetzt kann die Hauptreaktion erfolgen, etwa ein Angriff. Die Seitwärtsbewegung der Augen bestimmt eine Drehung des Körpers, die Konvergenz der Augenachsen die Stärke des Sprunges, durch welchen der Feind erreicht werden kann. Dieser Vorgang unterscheidet sich von der einfachen Reflexbewegung ebenso sehr und ebenso wenig wie die moderne Strategie von der Kriegführung der Wilden. Das Wesen der Sache ist geblieben, der vorhandene Unterschied ist nur der Unterschied des Komplizierten und Einfachen.

Ich bin so ausführlich auf den Vergleich eingegangen, um den Unterschied von Reizaufnahme und Wahrnehmung, auf den die Entwickelung dieses Kapitels hinzielen, klarzulegen. Fragen wir, was der Zweck der menschlichen Sinne ist, so werden wir die Antwort erhalten: Die Sinne sollen wahrnehmen. Das Auge z. B. soll sehen, d. h. räumliche Vorstellungen erzeugen. Für das menschliche Auge ist das freilich richtig. Wir dürfen aber nicht den allerdings naheliegenden Fehler machen, das Verhalten des Tieres nach Analogie menschlicher Handlungen zu deuten. Auch wenn Tiere auf Licht-

reize reagieren, so brauchen sie deswegen nicht zu sehen. Wenn die Pflanzen ihre Blüten in der Dunkelheit schließen, wenn die Hydra die dunkle Seite des Gefäßes, in dem sie gehalten wird, wählt, so folgt daraus nicht, daß diese Organismen Gesichtswahrnehmungen machen, sondern nur, daß das Licht chemische Änderungen in ihren Organismen hervorruft, die als Reize eine Reflexbewegung auslösen. Ob ein Tier sehen kann, d. h. Gegenstände wahrnehmen, und ob es lichtempfindlich ist, sind zwei ganz verschiedene Fragen. Das menschliche Sehen beruht auf der Beweglichkeit des Auges, der Accomodation der Linse usw. Das ruhende Auge kann nur sehen, weil die auch dann erfolgenden aber gehemmten Innervationen des Augenmuskels gleichbedeutend mit der wirklichen Ausführung der Bewegung sind. Fehlen einem Tier nun die Bedingungen, an die das menschliche Sehen gebunden ist, so kann man ihm nicht die Fähigkeit des Sehens oder Wahrnehmens zuschreiben. Ein Wurm, dessen Augen in Pigmentflecken bestehen, kann auf Lichtreize reagieren, sehen aber kann er deswegen noch nicht. Aber auch wenn ein Tier bewegliche Augen hat, so ist damit noch nicht erwiesen, daß es sehen kann. Das Prinzip, die höhere Entwickelungsstufe aus den niederen abzuleiten, wird so oft nicht beachtet, da die Vorgänge, die wir täglich an uns beobachten, uns selbstverständlich erscheinen. Der Mensch verarbeitet die Licht- und Schallreize, die Auge und Ohr treffen, zunächst zu Wahrnehmungen. Die Reize, die im Innern des Körpers entstehen, etwa in den Eingeweiden oder den Geschlechtsorganen, und viele Tastreize, wie die Berührung mit einem heißen Körper, verarbeiten wir dagegen nicht. Dieselben lösen unmittelbar die Reaktion aus. Bei einem bekannten Versuche wird ein enthirnter Frosch durch Säure gereizt, die er mit dem Hinterbein wegwischt. Dieser Vorgang hat nichts Überraschendes, da wir ähnliche automatische Bewegungen, die durch Hautreize veranlaßt werden, auch an uns beobachten. Wird der Reiz aber nicht durch die Haut, sondern durch Auge oder Ohr aufgenommen, so glauben wir leicht, den Vorgang in zwei Teile, in Wahrnehmung und Willensakt, zerlegen zu müssen, während das vorige Beispiel ein einheitlicher Vorgang ist, bei dem die Reaktion unmittelbar durch den Reiz ausgelöst wird. Wenn ein Hund im Lauf einem mit den Augen bemerkten Gegenstande ausweicht, so ist es möglich, daß er eine Wahrnehmung gemacht und daraufhin einen Entschluß gefaßt hat. Notwendig ist diese Deutung aber nicht, zu-

mal da der Versuch lehrt, daß der seines Großhirns beraubte Hund sich in derselben Weise verhält. Aus der Beobachtung folgt zunächst nur, daß der Hund lichtempfindlich ist und auf bestimmte Lichtreize in einer durch seine ererbte Organisation oder seine individuelle Gewohnheit bestimmten Weise reagiert. Reizbarkeit ist aber noch nicht Wahrnehmung. Unser Problem lautet, wie entsteht das Sehen des Menschen aus der Lichtempfindlichkeit der niederen Organismen, wie entstehen Wahrnehmungen aus den einfachen Reflexbewegungen. Dabei ist festzuhalten, daß das Vorhandensein von Sinnesorganen noch nicht das Vorhandensein von Wahrnehmungen in sich einschließt. Die Sinnesorgane ermöglichen zunächst nur die feinere Unterscheidung verschiedener Reize und infolge davon die bessere Anpassung an die Außenwelt.

Ich kehre zu meinem Gleichnis zurück. Ich hatte den Aufklärungsdienst mit der Tätigkeit der Sinnesorgane verglichen. Derselbe ist ursprünglich nur ein Teil der Gesamthandlung. Er hat Sinn und Bedeutung nur als Vorbereitung der Hauptaktion. Ein Hauptzweck der Aufklärung ist genaue Kenntnis des Geländes. Das Gelände ist aber unabhängig von der augenblicklichen kriegerischen Situation. Es wurde daher als zweckmäßig erkannt, diesen Teil der Aufklärung schon in Friedenszeiten ohne Rücksicht auf einen bestimmten Kriegsfall auszuführen, indem das Land sorgfältig untersucht und kartiert wird. Der Endzweck auch dieser Tätigkeit ist der Kampf. Dieser Endzweck tritt aber bei der praktischen Ausführung der Landesaufnahme völlig zurück. Das Mittel ist hier zum Selbstzweck geworden. Der unmittelbare Zweck des Generalstabsoffiziers ist nicht das Entwerfen von Angriffs- und Rückzugsplänen, sondern zunächst nur die genaue Wiedergabe aller Orte auf der Karte. Das was die Patrouille für den einzelnen Fall unter Rücksichtnahme auf eine besondere Gefechtslage leisten muß, leistet er allgemein für alle möglichen Fälle. In analoger Weise denke ich mir die Wahrnehmungen entstanden. Die Sinnesorgane dienten ursprünglich nur dem Zweck, die Empfindlichkeit für die Reize zu erhöhen. Anstatt daß das Licht den Reiz auf die ganze Körperfläche ausübt, konzentriert sich seine Wirkung auf einige Stellen, die mit einer besonders lichtempfindlichen Substanz versehen sind. Die Wirkung wird noch durch eine Linse gesteigert, die sich davor bildet. Dann entstehen Muskeln, die das Auge in vertikaler und horizontaler Richtung bewegen und die Konvergenz der Achsen veranlassen. Mit Hilfe derselben kann

das Auge die Konturen der Gegenstände verfolgen und sich auf verschiedene Entfernungen einstellen. Der Zweck aller dieser Erwerbungen ist offenbar zunächst nur, den einwirkenden Reiz möglichst genau und vollständig zur Geltung zu bringen, um die Reaktion danach zu regeln. Treffen die von einem Körnchen reflektierten Lichtstrahlen das Auge eines Huhnes, so ist die Hauptreaktion das Zulaufen und Aufpicken. Dieser Hauptreaktion geht aber eine andere voran, die den Zweck hat, die Hauptreaktion vorzubereiten. Dieselbe besteht im Drehen des Kopfes und der Augen und Einstellen der Augen auf die Entfernung. Demselben Zweck dient bei Schallreizen das Spannen des Trommelfells, das Spitzen und Bewegen der Ohren, bei den Geruchsreizen das Schnüffeln, bei den Tastreizen das Berühren des Gegenstandes mit besonders empfindlichen Teilen der Haut. Da diese Vorreaktionen durch häufige Übung sehr fest eingeübt wurden, da sie außerdem in sehr regelmäßiger Weise verlaufen, im Gegensatz zu der viel größeren Mannigfaltigkeit der Hauptreaktionen, gewannen sie im Laufe der Zeit an Selbständigkeit, lösten sich von den Hauptreaktionen als selbständige Bewegungen ab und wurden so Wahrnehmungen.

Gewöhnlich wird unter Wahrnehmung ein psychischer Vorgang verstanden. Ich bezeichne im Folgenden damit die Bewegungen in den Sinnesorganen, oder wenn die Bewegungen gehemmt sind, die Innervationen dazu, deren Begleiterscheinungen jene psychischen Gebilde sind. Diese Begriffsbestimmung ermöglicht es, die Wahrnehmungen als Reflexbewegungen oder Instinkthandlungen aufzufassen. Öffne ich mein Auge, so rufen die einfallenden Lichtreize Augenbewegungen bezw. deren Innervation hervor, die mit derselben absoluten Sicherheit verlaufen wie eine fest eingeübte Reflexbewegung. Das diese Reflexbewegung begleitende Bewußtsein nennt die Sprache „sehen". Da diese Art, auf Reize zu reagieren, für die menschliche Entwickelung von großer Bedeutung ist, ist eine besondere Bezeichnung wünschenswert. Ich bezeichne im Folgenden die Wahrnehmungen, Vorstellungen und Erinnerungsbilder, die untereinander gleichartig sind, als innere Handlungen im Gegensatz zu den äußeren Handlungen.

Der Unterschied von Reiz und Wahrnehmung ist jetzt klar. Die Wahrnehmungen sind vollständige physiologische Prozesse, die aus Reiz und Reaktion bestehen. Die Wahrnehmungen sind uns nicht gegeben, die Seele ist nicht ein Blatt Papier, auf das die Erfahrung

schreibt, sondern die Wahrnehmungen sind Handlungen. Der philosophisch gebildete Leser wird die Übereinstimmung mit Kants transzendentaler Ästhetik erkennen. Gegeben sind uns die Reize, die Empfindungen. Dieselben werden nach Kant durch die uns angeborene Raumanschauung geordnet. Nach meiner Auffassung rufen die Reize Reflexbewegungen hervor, deren Natur durch unsere ererbte Organisation bestimmt ist, und die nicht von uns sondern von den früheren Generationen erworben worden sind. Die Summe der Bewußtseinsvorgänge, die diese Reflexbewegungen begleiten, ist nach Kants Terminologie die Welt der Erscheinungen. Warum wir mit den inneren Handlungen gerade die durch die Selbstbeobachtung gegebenen Bewußtseinszustände verbinden, läßt sich nicht ableiten. Warum wir bei dem einen physiologischen Vorgang das Bewußtsein des Hungers, bei dem anderen das Bewußtsein des Gehens haben, warum wir 30 Schallwellen in der Sekunde als tiefen, 3000 als hohen Ton auffassen, ist ebensowenig weiter zu erklären, wie der Bewußtseinszustand, den wir Baum nennen, der durch Lichtreize hervorgerufen ist und physiologisch in Bewegungen der Augen oder in Innervationen der Augenmuskeln besteht, wenigstens wenn wir von allen Verbindungen mit früheren Wahrnehmungen und dem Sprachlaut absehen, die in Wirklichkeit beim Sehen eines Baumes stets vorhanden sind. Wir können zwar nachweisen, daß bestimmte Eigenschaften des Gesichtsbildes die korrespondierenden Bewußtseinszustände zu bestimmten Teilen des physiologischen Prozesses sind. So steht die Höhe des Baumes in Zusammenhang mit der Muskelanstrengung, die nötig ist, um Fuß und Spitze des Baumes nacheinander in den Blickpunkt zu bringen, die Entfernung des Baumes steht in Zusammenhang mit der Krümmung der Linsen und der Konvergenz der Augenachsen. Warum aber diese Muskelkontraktionen mit dem Bewußtsein Höhe und Entfernung des Baumes verbunden sind, kann nicht abgeleitet, sondern nur erfahrungsmäßig festgestellt werden. Wir müssen uns damit begnügen, daß jene Muskelbewegungen von unseren Vorfahren erworben wurden, um darnach die Stärke des Sprunges zu bemessen, die nötig war, um den Baum zu erreichen, und daß im Laufe der Entwickelung dies Kraftmaß in die Tiefenvorstellung abblaßte.

Ist meine Auffassung richtig, so folgt daraus, daß mit der Wahrnehmung nichts absolut Neues in die tierische Entwickelung eintritt. Das Charakteristische der Wahrnehmung ist ja nur die Loslösung

der Vorreaktion von der Hauptreaktion, die Verselbständigung des Aufklärungsdienstes. Diese Loslösung kann aber sehr verschieden sein, bald mehr bald weniger vollständig. Damit variiert aber auch die Berechtigung, von einer Wahrnehmung zu sprechen. Dieser Mangel einer scharfen Grenzlinie ist aber nicht ein Fehler, sondern ein Vorzug meiner Auffassung. Natura von facit saltus; jede natürliche Entwickelung ist stetig. Wenn es im Geistesleben des Menschen und des Infusoriums eine Differenz gibt, die nicht durch eine Reihe von Zwischenstufen überbrückt wird, die also wesentlich, nicht graduell ist, so ist die Deszendenztheorie nicht haltbar.

Es ist mir keine Untersuchung darüber bekannt, ob und wie weit die Tiere Raumanschauung besitzen. Ist die Raumanschauung dem Menschen angeboren, so muß sie von den Vorfahren erworben sein. Haben schon unsere tierischen Vorfahren diese Erwerbung gemacht oder erst das hypothetische Zwischenglied zwischen der Primatoidengruppe und dem Menschen? Die räumliche Orientierung der Gesichtsempfindung ist nach Lotze abhängig von den Lokalzeichen der Netzhaut und den Kontraktionen der Augenmuskeln. (Wundt, Phys. Psych. 13. Kap.). Haben alle Tiere, bei denen der Bau des Auges diese Elemente annehmen läßt, dieselbe Raumanschauung wie der Mensch, oder variiert der Raum mit dem Bau des Auges? Diese Fragen erledigen sich durch Erinnerung an die Tatsache, daß der Bau des Auges nicht durch den Zweck, die Raumanschauung zu ermöglichen, geschaffen ist, sondern zu dem Zweck, die Reaktion genau dem Reiz anzupassen. Ob das Eichhörnchen, das von Ast zu Ast springt, eine Raumanschauung besitzt, bezweifle ich, jedenfalls liegt kein Grund vor, das anzunehmen. Wohl aber können die Spannungsempfindungen des Auges unmittelbar die Stärke der Muskelkontraktionen beim Sprung bestimmen. Räumliche Wahrnehmungen kommen doch sicher erst im Gehirn zustande, aber auch des Großhirns beraubte Tiere können ihre Bewegungen richtig ausmessen, wie folgender Versuch Schraders[1]) beweist. „Wir setzen unsere Taube auf die mit Zeugstoff überzogene Platte des Stöpsels einer großen Glasflasche. Die Unterlage ist groß genug, daß das Tier mit beiden Füßen vollkommen unterstützt steht. Die Flasche ist so aufgestellt, daß die Taube sich 1—2 m über dem Fußboden befindet. Sie steht in der Mitte eines geräu-

[1]) Schrader, „Zur Physiologie des Vogelgehirns". Pflügers Archiv. Bd. 4. 1889.

migen, vollkommen leeren Zimmers. Einige Minuten sitzt die Taube da mit angezogenem Kopf, gesträubtem Gefieder, im Zustande des Schlafes oder der Hemmung, dann schüttelt sie sich und beginnt sich herum zu drehen, nach allen Seiten Ausschau zu halten, hierauf duckt sie sich und blickt angestrengt nach unten auf den Fußboden, als wollte sie die Tiefe ausmessen. Sie macht Anstalten, herabzufliegen, unterbricht sie aber wieder, wendet sich aufs neue hin und her und richtet wieder ihre Aufmerksamkeit auf den Fußboden. Dieses Spiel geht so verschieden lange fort, endlich aber fliegt sie in seichtem Bogen herab und läßt sich geschickt auf den Fußboden nieder. Stellen wir jetzt 1 m von der Flasche ein gleich hohes Reck auf und setzen die Taube wieder auf ihren erhöhten Sitz zurück, so sehen wir bald, wie dieselbe viel schneller entschlossen dem Reck zufliegt und auf demselben festen Fuß faßt. Stellen wir nun wieder 1 m entfernt einen Stuhl auf, mit der Lehne der Taube zugewandt, so dauert es nicht lange und unser Versuchstier sitzt auf der Stuhllehne."

Groos[1]) hat die beachtenswerte Hypothese aufgestellt, daß die Aufmerksamkeit, mit der der Mensch sieht und hört, aus dem Lauern der tierischen Vorfahren entstanden ist. „Die ursprüngliche Form der Aufmerksamkeit ist nicht (wie man meist annimmt) die Konzentration auf einen gegenwärtig vorhandenen Eindruck, sondern die Erwartung eines zukünftigen Eindruckes, verknüpft mit der Vorbereitung auf die instinktiven Bewegungen, die dieser erwartete Eindruck hervorrufen wird. Die wichtigsten Gefühle, die dabei „interesseerregend" zu grunde liegen, sind einerseits Hunger und Zorn (Lauern auf die Beute) andererseits die Furcht (Bereitschaft zur Flucht). Indem das Tier auf Grund irgend eines Reizes eine Beute oder eine Gefahr erwartet, verhält es sich in regungsloser Spannung, bis die instinktive Angriffs- oder Fluchtbewegung möglich ist; es wartet sprungbereit auf den Eindruck, der die Instinktbewegung auslösen wird, auf die es etwa durch die Witterung oder ein fernes Geräusch schon vorbereitet ist." Den Unterschied des lauernden Tieres, bei dem alle Lokalzeichen des Auges nur Sinn und Bedeutung im Ganzen der instinktiven Angriffsbewegung haben und dem aufmerksam beobachtenden Menschen, der die Gesichtsempfindungen mit Hilfe derselben Lokalzeichen zu einer Wahrnehmung verarbeitet, führe ich an einem Beispiel aus.

[1]) Groos, „Spiele der Tiere". Jena 1896. S. 211.

Ein hungriger Wolf und ein Maler betrachten ein grasendes Reh. So weit es die beiderseitige physiologische Organisation zuläßt, werden die Augenbewegungen beider dieselben sein. Beim Maler sind sie aber Selbstzweck, beim Wolf nur die Vorbereitung zum Angriff. Der Maler nimmt wahr, der Wolf nicht. Um den Gegensatz scharf hervortreten zu lassen, habe ich nicht nur Tier und Mensch, sondern das hungrige Tier dem materiell uninteressierten Menschen gegenüber gestellt. Ist der Mensch stark an dem Objekt interessiert, so wird sich sein Verhalten von dem des Tieres kaum sehr unterscheiden. Ein Bergsteiger mag sich in einer gefährlichen Gegend verirren und etwa durch herabrollende Steine in Lebensgefahr geraten. Er muß sich durch Springen von Fels zu Fels zu retten versuchen. Es können Lichtstrahlen von den schönsten Bergen und Tälern in sein Auge fallen, er nimmt sie aber nicht wahr. Sein Auge hat die Aufgabe, genau die Entfernung der zu überspringenden Strecke festzustellen, um danach die Muskelanstrengung der Beine zu bestimmen. Wohl ihm, wenn die Beziehungen der Augenbewegungen zu den Beinmuskeln nicht gelockert sind und er weder zu kurz noch zu weit springt. Von einem Wahrnehmen der Umgebung kann aber trotz der gespannten auf die Augenmuskeln gerichteten Aufmerksamkeit kaum noch die Rede sein. Die Grenze zwischen Wahrnehmung und Nichtwahrnehmung liegt also nicht zwischen Mensch und Tier. Der Grad der Wahrnehmung wechselt auch beim Menschen sehr mit seiner Lebenslage. Der Maler sieht eine Landschaft anders als der Verdurstende das Wasser. Aber trotzdem kann gesagt werden, daß im allgemeinen die Wahrnehmungsfähigkeit beim Menschen im Verhältnis zum Tier ganz bedeutend gesteigert ist.

Denselben Gegensatz hat bereits Herder in seiner Abhandlung „Ursprung der Sprache“ beschrieben. „Laßt jenes Lamm als Bild sein (des Menschen) Auge vorbeigehen; ihm wie keinem anderen Tiere. Nicht wie dem hungrigen, witternden Wolfe; nicht wie dem blutleckenden Löwen — die wittern und schmecken schon im Geiste, die Sinnlichkeit hat sie überwältigt, der Instinkt wirft sie darüber her. Nicht so dem Menschen. Sobald er in das Bedürfnis kommt, das Schaf kennen zu lernen, so stört ihn kein Instinkt, so reißt ihn kein Sinn auf dasselbe zu nahe hin oder davon ab; es steht da, ganz wie es sich seinem Sinnen äußert.“

Die Tatsache, daß beim Menschen die durch äußere Reize

hervorgerufene Vorreaktion sich zur Wahrnehmung verselbständigte, steht in Verbindung mit der anderen, daß beim Menschen dem Gesichtssinn der Primat zukommt, und nicht wie bei den meisten Tieren der Geruchssinn. Der Gesichtssinn ist der objektivste, der Geruchssinn der subjektivste Sinn. An letzterem haftet stärker als an irgend einem anderen Sinn Lust und Unlust. Das Gefühl ist aber nach Th. Zieglers[1]) Ausdruck „der Bogen vom Sensorischen zum Motorischen".

Bei den Tieren werden Bewegungen des Körpers oder einzelner Teile desselben, die die Aufgabe haben, die Art des einwirkenden Reizes genauer festzustellen, um die Reaktion danach zu regeln, schon sehr früh beobachtet. Diese Bewegungen treten aber zuerst nur als untergeordnete Teile der Gesamtreaktion auf und besitzen keine Selbständigkeit. In dem besprochenen Fall des Bergsteigers und des Verdurstenden sind wir geneigt, zu sagen, der Betreffende macht Wahrnehmungen, dieselben sind aber mit einer starken Begierde verbunden. Den Bewußtseinszustand fassen wir also als die Synthese zweier getrennter Elemente auf. Beim Menschen ist das bis zu einem gewissen Grade berechtigt. Wasser hat er oft wahrgenommen; in diesem Fall kommt zu der Wahrnehmung noch die Begierde. Historisch ist aber die Einheit das ältere, aus der erst später die einzelnen Glieder sich durch Differenzierung lösen. Wenn das eben aus dem Ei geschlüpfte Hühnchen auf die ausgestreuten Körner zuläuft und sie aufpickt, so sind wir nicht berechtigt, diesen Vorgang in eine Wahrnehmung der Körner und in die Begierde, sie zu fressen, zu zerlegen. Es können alle zur Wahrnehmung gehörigen Elemente vorhanden sein. Dieselben dienen aber hier nur dazu, die Bewegung zu regulieren. Nur wenn sie getrennt, ohne die darauf folgende Handlung, vorkämen, würden sie wirklich eine Wahrnehmung bilden, während sie das vor ihrer Differenzierung nicht sind. Wenn ein hungriger Hund ein Stück Fleisch erblickt, so wird er kaum erst eine Wahrnehmung bilden und daran die Begierde knüpfen, sondern die Licht- und Geruchsreize erregen unmittelbar die Handlung des Zuschnappens; die Accomodation der Linse die Bewegung des Auges und Kopfes, bis das Fleisch sich im Blickpunkt befindet, stehen nicht gesondert da, sondern dienen nur dazu, die Körperbewegung zur Erlangung der Beute zu regeln. Der gut erzogene Hund accomodiert die Linse auch

[1]) „Das Gefühl." Stuttgart 1893. S. 309.

und bewegt ebenfalls Kopf und Auge nach dem Fleisch; die äußere Handlung wird aber unterdrückt. Was also übrig bleibt, ist die innere Handlung, die Wahrnehmung eines Stückes Fleisch in einer bestimmten Richtung und Entfernung. Der starke Gefühlston, der mit der Wahrnehmung verbunden ist, erinnert dabei noch an die Entstehung der Wahrnehmung durch Loslösung von einer äußeren Handlung. Die Beschreibungen tierischer Handlungen leiden bekanntlich an dem Übelstand, daß die Verhältnisse durch Hineintragen von Begriffen aus dem menschlichen Seelenleben unnötig kompliziert werden. Ich beschreibe das Tun des Hundes in der Sprache dieser Tierpsychologen. Der Hund nimmt das Stück Fleisch wahr. Es folgt ein Unterscheidungsakt von anderen roten Gegenständen und eine Unterordnung der gemachten Wahrnehmung unter den Begriff „eßbare Dinge". Vermöge seines Gedächtnisses erinnert sich der Hund daran, daß mit dem Fressen eßbarer Dinge Lustgefühle verbunden sind — der dressierte Hund erinnert sich außerdem an Unlustgefühle, die durch Prügel hervorgerufen wurden — und da jedes Wesen Lustgefühle erstrebt und Unlustgefühle vermeidet, frißt der eine Hund das Fleisch, der andere nicht. Ich bezweifle nicht, daß in dem Verhalten des Hundes ein großer Teil der Elemente gegeben ist, die bei weiterer Differenzierung und Integrierung das ergeben, was wir Gedächtnis, Unterordnung unter Allgemeinbegriffe und Denken nennen. Ich bestreite aber die Zweckmäßigkeit, auf die einfachen psychischen Akte der Tiere die für das menschliche Geistesleben entwickelte Terminologie anzuwenden. Gedächtnis und Erinnerung setzen die zeitliche Ordnung der Vorstellungen voraus, der Zeitbegriff ist aber erst viel später entstanden.[1]) Allgemeinbegriffe, unter die die einzelne Wahrnehmung untergeordnet werden kann, sind nicht möglich ohne die Sprache. Ferner sollen schon die niederen Tiere, wie Spencer behauptet, eßbare und nicht eßbare Dinge unterscheiden können. Tatsache ist, daß der von einigen Objekten ausgehende Gesichts- und Geruchsreiz als Reaktion das Ergreifen der Beute und Schlingbewegungen auslöst, während das bei anderen nicht der Fall ist. Damit die Tiere zwischen den Objekten Vergleiche anstellen können, muß sich die Wahrnehmung erst von der äußeren Handlung losgelöst haben. Erst dann kann sie mit anderen Wahrnehmungen in Beziehung treten. Unterscheidung der

[1]) Vgl. Beck, „Erkenntnistheorie des primitiven Denkens" in der Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik. 1904.

Objekte nach Merkmalen, Klassifikation usw. gehören an das Ende und nicht an den Anfang der Entwickelung.

Das Gesagte erläutere ich an einem zweiten Beispiel, das ich Romanes (Geistige Entwickelung beim Menschen. S. 77) entnehme. Dort heißt es: „Wasservögel beobachten eine etwas verschiedene Art des Sichniederlassens auf Land oder auch auf Eis im Gegensatze zu ihrer Niederlassung auf Wasser. Diejenigen Arten z. B., die von der Höhe herabstürzen (wie z. B. die Meerschwalben und Bassangänse) tun dies niemals über Land oder Eis. Diese Tatsachen beweisen, daß die Tiere eine Erkenntnis besitzen, die einer festen Substanz, und eine andere, die einer Flüssigkeit entspricht. Ebenso wird der Mensch auf andere Weise ins Wasser springen als auf trockenes Land. Gleich dem Wasservogel hat auch er zwei deutlich unterschiedene Erkenntnisse, von denen die eine dem festen Boden, die andere der widerstandslosen Flüssigkeit entspricht." Zur Erklärung der erwähnten Tatsachen genügt offenbar völlig die Annahme, daß die vom Land und vom Wasser ausgehenden Lichtreize verschiedene Reaktionen auslösen. Es ist gar nicht nötig, anzunehmen, daß aus dem Gesamtvorgang, der von dem vom Wasser ausgehenden Lichtreiz bis zum Niederlassen des Vogels dauert, sich die Wahrnehmung des Wassers als selbständiger Teil losgelöst hat. Diese Loslösung der Wahrnehmung ist aber notwendig, wenn dieselbe mit einer anderen verglichen und von ihr unterschieden werden soll. Nebenbei sei darauf hingewiesen, daß auch das Verhalten des Menschen falsch gedeutet ist. Der Physiker, der sein Verhalten zu Wasser und zu Lande auf seine Erkenntnis des Unterschiedes einer festen Substanz und einer widerstandslosen Flüssigkeit gründet, gehört in die Fliegenden Blätter.

Ich hatte die Wahrnehmungen als eine besondere Art von Instinkthandlungen aufgefaßt. Daraus lassen sich noch weitere Folgerungen ziehen. Die Instinkthandlungen beruhen auf Vererbung. Dieselbe bestimmt die Handlung zuweilen sicher, oft ist aber noch individuelle Übung nötig. So kann das Kind zuerst weder gehen noch sehen. Die Lichtreize treffen zwar das Auge, die Augenbewegungen sind aber ebensowenig eingeübt, wie die Beinbewegungen beim Gehen. Es erfolgt daher zunächst noch keine Wahrnehmung. Allmählich wird das Sehen gelernt, doch vollzieht sich dasselbe zuerst langsam. Der Schwierigkeit des Gehenlernens entspricht die Mühe

und der Zeitaufwand, den das Kind zu Wahrnehmungen gebraucht, um z. B. nach Spencers treffendem Ausdruck ein Gesicht zu integrieren. Ist das Sehen erlernt und fest eingeübt, so erfolgen die Reflexbewegungen des Auges schnell und sicher. Beim Anblick eines Gesichtes lassen wir den Blickpunkt des Auges die Gesichtszüge verfolgen, dem Lichtreiz folgt mit fast automatischer Sicherheit die Wahrnehmung. Der diesen Vorgang begleitende Bewußtseinsgrad kann ein sehr verschiedener sein; er schwankt zwischen der aufmerksamen Beobachtung und dem Starren auf einen Gegenstand, während das Bewußtsein mit einem ganz anderen Inhalt erfüllt ist.

Tiere werden zuweilen in ihren Instinkten irregeleitet. So kommt es vor, daß Insekten ihre Eier in Aspflanzen legen, weil diese einen asigen Geruch haben, Bienen und Wespen sollen zuweilen Tapeten und bunte Papierschnitzel aufsuchen, um Honig zu naschen, in einer bekannten antiken Erzählung stürzen die Vögel auf die gemalten Trauben, um sie zu fressen. Ebenso bilden wir im Theater und Panorama die Vorstellung einer Landschaft und sehen im Dunkel der Dämmerung verdächtige Gestalten. Fest eingeübte tierische Instinkte werden im Spiel wiederholt. So erweckt das am Boden rollende Knäuel bei der Katze, der Lauf des Wanderers oder die schnelle Bewegung des Radfahrers beim Hunde die Jagdinstinkte. Ebenso macht der Mensch oft Wahrnehmungen, wenn der einwirkende Reiz nur sehr entfernte Ähnlichkeit mit demjenigen hat, der die Reaktion ursprünglich hervorrief. Wir nennen dieselben Phantasiebilder oder Illusionen. Von normalen Wahrnehmungen unterscheiden sie sich nur durch die Verschiedenheit des Reizes. Die Reaktion ist dieselbe. Bei einer deutlichen Vorstellung verfolgt das Auge wie bei der Wahrnehmung die Konturen des Gegenstandes (Wundt, Phys. Psych. 3. Aufl. II. S. 242), bei weniger deutlichen wird die Bewegung durch eine mehr oder weniger starke, durch frühere Wahrnehmungen eingeübte Innervation der Muskeln ersetzt. Wir nennen derartige Vorstellungen Erinnerungen. Doch dürfen wir hier diesen Ausdruck nur bildlich gebrauchen, etwa in demselben Sinne, wie man sagen kann, daß der dem Radfahrer nachlaufende Hund sich an die Jagden seiner Vorfahren erinnert, die auf der Prärie dem schnellfüßigen Hirsch nacheilten. Von zeitlicher Orientierung der Vorstellung, die im Wort „Erinnerung“ eingeschlossen ist, kann auf dieser Stufe der Entwickelung noch nicht die Rede sein.

Die Loslösung der Vorreaktion von der Hauptreaktion, der

inneren Handlung von der äußeren Handlung, führte zu der für das menschliche Bewußtsein grundlegenden Unterscheidung der Außenwelt oder nach Kant der Welt der Erscheinungen vom Ich. Die Außenwelt ist die Summe aller Bewußtseinserscheinungen, die die inneren Handlungen, das Ich die Summe aller Bewußtseinserscheinungen, die die äußeren Handlungen begleiten. Die Bewußtseinserscheinungen der ersten Gruppe charakterisieren wir als Objekte, als reale Dinge, die der zweiten Gruppe als Willenshandlungen. Damit ist keine neue Definition gegeben. Es sind nur die Namen, mit denen wir den Unterschied, der zwischen diesen beiden Gruppen für unser Bewußtsein besteht, zum Ausdruck bringen. Daß ursprünglich alle Vorstellungen, auch die, die später unter den Namen Illusionen, Erinnerungsbilder usw. in das Subjekt zurückgezogen wurden, ursprünglich real waren, habe ich in der bereits erwähnten Abhandlung darzulegen versucht. Nach der hier entwickelten Auffassung muß es eine Bewußtseinsform geben, die dem Gegensatze von Ich und Außenwelt, oder, um mit Fichte zu reden, dem Setzen des Ich und des Nicht-Ich vorausgeht. Ich glaube, daß gewisse seelische Zustände, die das Volksbewußtsein als tierische auffaßt und die die Sprache als „außer sich sein" bezeichnet, als Rückfälle in diese alte Bewußtseinsform aufzufassen sind, so die Wut, der Heißhunger, die Panik, die sexuelle Erregung in ihrem höchsten Stadium. Verwandte Züge zeigt die Ekstase, mag sie nun, wie bei den Naturvölkern, künstlich durch Tanz, narkotische Mittel und Fasten erregt sein, oder inmitten der Kulturwelt als religiöse, künstlerische und spekulative Erregung auftreten. Bei der Beschreibung dieser Zustände spielt immer entweder das Verschwinden des Ichbewußtseins oder das Verschwinden der konstitutiven Elemente der Außenwelt, von Zeit und Raum, die Hauptrolle. Die Seele vereinigt sich mit dem Universum, dem Absoluten, sie streift Raum und Zeit ab und geht in die Ewigkeit ein. Daß der Zustand der Ekstase jedem Wahrnehmungsakt, also jeder Trennung eines realen Objektes von dem Ich vorausgeht, und daß die Ekstase gerade in der Einheit beider besteht, hat der ebenso fein empfindende als scharf beobachtende Schleiermacher bereits ausgesprochen. Was ich Bewußtsein eines real existierenden Dinges nenne, nennt Schleiermacher Anschauung, das Bewußtsein des Subjekts im Gegensatz zum Objekt nennt er Gefühl. Die Ekstase ist für ihn der Bewußtseinszustand, der bei der Einwirkung der Außenwelt oder, nach Schleiermachers

Ausdruck beim Handeln des Universums auf den Menschen der Zerlegung in Objekt-Subjekt in Anschauung — Gefühl vorausgeht. In den Reden über Religion[1]) heißt es: „Jener erste geheimnisvolle Augenblick, der bei jeder sinnlichen Wahrnehmung vorkommt, ehe noch Anschauung und Gefühl sich trennen, wo der Sinn und sein Gegenstand gleichsam ineinander geflossen und Eins geworden sind, ehe noch beide an ihren ursprünglichen Platz zurückkehren — ich weiß wie unbeschreiblich er ist, und wie schnell er vorübergeht, ich wollte aber, ihr könntet ihn festhalten und auch in der höheren und göttlichen religiösen Tätigkeit des Gemüts ihn wieder erkennen. Könnte und dürfte ich ihn doch aussprechen, andeuten wenigstens, ohne ihn zu entheiligen. Flüchtig ist er und durchsichtig wie der erste Duft, womit der Tau die erwachten Blumen anhaucht, schamhaft und zart wie ein jungfräulicher Kuß, heilig und fruchtbar wie eine bräutliche Umarmung; ja nicht wie dies, sondern er ist alles dieses selbst. Ich liege am Busen der unendlichen Welt. Ich bin in diesem Augenblicke ihre Seele; denn ich fühle alle ihre Kräfte und ihr unendliches Leben wie mein eigenes, sie ist in diesem Augenblicke mein Leib, denn ich durchdringe ihre Muskeln und ihre Glieder wie meine eigenen. Die geringste Erschütterung, und es verweht die heilige Umarmung, und nun erst steht die Anschauung vor mir als eine abgesonderte Gestalt, ich messe sie und sie spiegelt sich in der offenen Seele wie das Bild der sich entwindenden Geliebten in dem aufgeschlagenen Auge des Jünglings. Dieser Moment ist die höchste Blüte der Religion.“ Sprachlich läßt sich dieser Zustand nicht schildern, da die Sprache die Trennung von Ich und Nicht-Ich, die reale Außenwelt voraussetzt. „Vergönnt mir zuerst einen Augenblick darüber zu trauern, daß ich von beiden nicht anders als getrennt reden kann. Der feinste Geist der Religion geht dadurch verloren für meine Rede, und ich kann ihr innerstes Geheimnis nur schwankend und unsicher enthüllen. Das Faktum vermischt sich mit dem ursprünglichen Bewußtsein unserer doppelten Tätigkeit, der herrschenden und nach außen wirkenden und der bloß zeichnenden und nachbildenden, und sogleich bei dieser Berührung zerlegt sich der einfachste Stoff in zwei entgegengesetzte Elemente; die einen treten zum Bilde eines Objekts zusammen, die andern dringen durch zum Mittelpunkt unsers Wesens und entwickeln ein flüchtiges Gefühl.“

[1]) Herausgegeben von Pünjer. Braunschweig 1879. S. 77.

2. Kapitel.

Wahrnehmung bewegter Objekte.

Es ist eine allgemeine Erfahrung, daß bei Tieren und Menschen bewegte Gegenstände die Aufmerksamkeit stärker anziehen als ruhende. Groos[1]) führt diese Tatsache auf den Kampf ums Dasein zurück. „Offenbar ist es in dem Kampf ums Dasein von höchster Wichtigkeit, daß das Lebewesen sofort seine Aufmerksamkeit instinktiv dahin gezogen fühlt, wo sich in seiner Umgebung etwas regt und verändert. Noch ziemlich hoch in der Tierreihe scheint die Bewegung sogar das einzige zu sein, was deutlich mit dem Auge wahrgenommen wird, so daß also der Instinkt des Totstellens hier eine sehr große Sicherheit für verfolgte Tiere bietet. So sagt Edinger: Ich habe die hungrige Schlange wiederholt mitten im Verfolgen der enteilenden Maus einhalten sehen, wenn diese sich still niederduckte, ich habe sie über die Frösche wegkriechen sehen, denen sie eben noch eifrig nachstellte, sobald diese Tiere sich völlig ruhig verhielten."

Daß das Wort „Wahrnehmen der Bewegung" nicht in dem Sinne einer räumlichen Vorstellung des bewegten Körpers genommen werden darf, folgt aus den Ausführungen des vorigen Kapitels. Das Tier verarbeitet nicht die Reize zuerst zu einer Wahrnehmung und führt dann die Angriffs- oder Fluchtbewegung aus, sondern die von dem bewegten Körper ausgehenden Reize rufen direkt die Instinkthandlung hervor. Daß das Vorhandensein der Vorstellung der Bewegung völlig unnötig ist, beweist ein Versuch Schraders mit einem des Großhirns beraubten Falken, dessen Beschreibung ich Loeb[2]) entnehme. „Schrader brachte einen entgroßhirnten Falken zusammen

[1]) Groos, „Spiele der Menschen". 1899.

[2]) a. a. O. 158.

mit Mäusen. Jedesmal, wenn eine Maus sich bewegte und ihre Bewegung im Gesichtskreise des Falken stattfand, stürzte der letztere auf sie und erfaßte sie mit seinen Klauen. Während nun der normale Falke in solchen Fällen mit der Maus aufräumt, war für den entgroßhirnten Falken die Angelegenheit mit dem Ergreifen der Maus zuende. Sobald der Falke sich bewegte, wurde die Maus frei, und sobald sie sich wieder bewegte, stürzte der Falke wieder auf sie." Wenn eine Fliege bei Annäherung der Hand auffliegt, so entsteht doch sicher keine Wahrnehmung der Bewegung in ihr; oder soll schon die Fliege wie der Mensch in sich die Vorstellung einer Außenwelt mit bewegten und unbewegten Dingen herumtragen?

Bei gesellig lebenden Tieren trifft man häufig die Erscheinung an, daß die Bewegung eines Tieres, etwa die Flucht, dieselbe Bewegung der anderen hervorruft. Man nennt das Nachahmung. Wenn damit etwas anderes gemeint sein soll, als die vorher erwähnten Instinkthandlungen, so halte ich das für unrichtig. Wenn ein Vogel auffliegt, weil sein Nachbar auffliegt, so soll das Nachahmung, wenn er auffliegt, weil ich in die Hände klatsche, so soll das Instinkt sein. Ich halte beide Erscheinungen für gleichartig. Beide sind Instinkthandlungen, nur ist der Reiz, der dieselbe auslöst, das eine Mal dieselbe Bewegung des Genossen. Wenn der Hund dem Hasen nachläuft, so ist das ebensowenig Nachahmung wie wenn der Falke auf die Maus stürzt. Die Vorfahren beider haben den Instinkt erworben, weil er nützlich für die Erhaltung der Art ist. Ist für ein Tier das gesellige Leben aus irgend einem Grund vorteilhaft, so wird es Instinkte erwerben, die das Zusammenbleiben der Tiere zur Folge haben. Dazu gehört aber notwendig, daß das Stehen und Laufen des einen Tieres dasselbe bei den anderen zur Folge hat. Abgesehen von den nachher zu erwähnenden Ausnahmen liegt gar kein Anlaß vor, den Tieren die Fähigkeit der Nachahmung zuzuschreiben. Es ist unökonomisch, einen neuen Begriff zu Hilfe zu nehmen, so lange der alte bewährte völlig ausreicht. Rehe, Tauben usw. ahmen durchaus nicht nach, wie etwa die Affen, indem jede Bewegung des einen von den anderen wiederholt wird. Ihre gemeinsamen Handlungen beschränken sich auf ganz bestimmte Bewegungen, die den Zweck des Zusammenhaltens der Herde oder des Schutzes deutlich verraten. Es liegt kein Grund vor, warum der Reiz, der eine Instinkthandlung auslöst, nicht in derselben Handlung eines Genossen bestehen kann, und warum, wenn das der

Fall ist, keine reine Instinkthandlung, sondern eine davon verschiedene Nachahmung vorliegen soll.

Ich habe im Tierreich nur zwei Fälle unzweifelhafter Nachahmung gefunden, die akustische Nachahmung der Vögel und die optische Nachahmung der Affen. Ich behandele hier nur die letztere.

Bei Tieren, für die das Herdenleben zweckmäßig ist, müssen, wie gesagt, Instinkte entstehen, die das Zusammenbleiben der Herde zur Folge haben, und dazu gehören in erster Linie alle Handlungen, die durch dieselbe Handlung eines anderen Tieres hervorgerufen werden. Wie nun die Lokalzeichen des Auges und die Bewegungen der Augenmuskeln ursprünglich nur zur Regulierung bestimmter Bewegungen dienten, dann aber sich verselbständigten und eine neue Gruppe von Reaktionen, die räumlichen Wahrnehmungen, bildeten, so ist es denkbar, daß bei Tieren, die ganz als Herdentiere lebten, aus der vorher charakterisierten Gruppe von Instinkthandlungen die Gewohnheit entstand, jede Bewegung des Genossen zu wiederholen. Räumliche Wahrnehmungen und Nachahmungen sind nicht mehr Instinkte im engeren Sinne des Wortes, sie müssen aber notwendigerweise aus Instinkten und Reflexbewegungen entstanden sein, da in der organischen Entwickelung nichts absolut Neues entsteht und das scheinbar Neue immer durch Umbildung des Vorhandenen entstanden ist. Wenn unsere Vorfahren fischartig waren, so müssen unsere Gesichtsknochen sich aus den Kiemenbogen der Fische entwickelt haben, wie auch die vergleichende Anatomie nachweist; waren unsere Vorfahren einmal Organismen, die wie die jetzt lebenden niederen Tiere sich nur in Reflexbewegungen und Instinkthandlungen betätigten, so müssen die höheren Fähigkeiten, also das Wahrnehmen und Nachahmen aus Instinkten entstanden sein, die sich von diesen als besondere Gruppe abgezweigt haben. Je mehr nun das gesellige Leben für eine Art von Wichtigkeit ist, umsomehr werden sich die gemeinsamen Handlungen mehren, umsomehr wird die Zahl der Reize, die in Bewegungen der Genossen bestehen, das Übergewicht erhalten. Nun sind bekanntlich fast alle Affenarten gesellig. Die einsam lebenden wie der Gorilla werden nicht nur in ihrem Körperbau, sondern auch in ihrer Lebensweise von den Biologen als Entartungen der Stammrasse aufgefaßt. Der Mensch hat nun mit dem Affen die optische Nachahmung gemein, und da diese bekanntlich gerade beim Kind eine große Rolle spielt, so dürfte die Hypothese annehmbar sein, daß die Primatoidengruppe, die gemeinsamen Vor-

fahren von Affe und Mensch, gesellig lebten und dabei die Fähigkeit der optischen Nachahmung erwarben.

Daß Nachahmung und Instinkt innerlich verwandt sind, können wir auch direkt am Menschen beobachten, z. B. in der Panik. Ich erwähnte, daß in der Panik der Mensch in das instinktive Handeln des Tieres zurückfällt. Wenn ein Soldat flieht, weil er andere zurückfluten sieht, so kann der objektive Beobachter das so deuten, seine Vernunft habe ihm gesagt, daß es zwecklos sei, allein auszuharren, oder, er habe nachgeahmt. Wer das selbst erlebt hat, ist sich meist nicht bewußt, überlegt oder auch nur selbständig gehandelt zu haben, es wurde in ihm gehandelt, er verlor die Selbstbesinnung und tat, wozu der Instinkt ihn trieb. Auch die Passagiere im sinkenden Schiff tun alle dasselbe, aber nachahmen kann man das doch nicht nennen. Denken wir uns nun die hochgradige Erregung, in der allein der Mensch ganz zum Tier wird, weg, und stellen wir uns vor, daß das Leben eines Tieres zum großen Teil von Handlungen ausgefüllt ist, deren Reize dieselben Handlungen der Genossen sind, so scheint mir die vorgetragene Hypothese der Entstehung der Nachahmung aus Instinkthandlungen der Herdentiere zwar nicht erwiesen, aber doch möglich.

Aus der Tendenz, jede Bewegung nachzuahmen, ist nun die Wahrnehmung oder die Vorstellung der Bewegung entstanden. Bei der Wahrnehmung eines bewegten Körpers handelt es sich nämlich nicht nur um die räumliche Orientierung der Gesichtseindrücke, sondern die Vorstellung eines bewegten Körpers besitzt im Unterschied von der Wahrnehmung ruhender Körper einen besonderen Charakter, der eben in der Tendenz, die Bewegung selbst auszuführen, besteht. Die Biologie lehrt uns, daß nutzlose Organe der Tiere verkümmern, daß aber derartige Rudimente außerordentlich variabel sind, und daß die weitere Entwickelung oft darin besteht, daß nutzlose Organe in den Dienst neuer Zwecke treten und diesen entsprechend umgeformt werden. Ein Beispiel dafür ist die Umwandlung der Kiemenanlage unserer Vorfahren in das Ohr mit den Gehörknöchelchen und der Eustachischen Röhre. Illustrationen für dasselbe Gesetz liefert auch die Kulturgeschichte. Die Kreuze an Scheidewegen dienten ursprünglich zur Vertreibung böser Geister. Die Gestalt des Kreuzes führte dazu, an dem Querbalken die Namen der Orte, nach denen die Wege führten, anzuschreiben. Als in protestantischen Ländern die Kreuze verschwanden, blieben nur die mit Namen versehenen

hölzernen Wegweiser zurück. Da die Angabe des Weges jetzt der Hauptzweck war, paßte sich die Konstruktion diesem Zwecke an, indem die Kreuzarme ihre Richtung veränderten und zuweilen auch ihre Zahl vermehrten. Ein weiteres Beispiel ist die im vorigen Kapitel dargelegte Theorie der Entstehung der räumlichen Wahrnehmung. Indem jeder Lichtreiz als Reaktion die Einstellung der Augen hervorrief, die weitere Reaktion aber oft unterblieb, verschmolz die in vielen Fällen nutzlose Vorreaktion mit dem Reiz zu einer ganz neuen Handlung, der räumlichen Wahrnehmung. Ebenso wird bei einer Herde, in der die Nachahmung der Bewegungen der Genossen allgemein geworden ist, ein großer Teil der Nachahmungen nutzlos sein. Diese Nachahmungen werden verkümmern, d. h. nicht mehr völlig ausgeführt werden, und als letzter Rest bleibt dann nur die Innervation der Muskeln übrig. Diese Tendenz, verschmolzen mit der räumlichen Wahrnehmung, nennen wir nun Vorstellung einer Bewegung.

Mill hat meines Wissens zuerst die nachher oft wiederholte Behauptung aufgestellt, daß jede Vorstellung einer Bewegung die Tendenz zur Ausführung derselben in sich trägt. Diese Auffassung stimmt sachlich, wenn auch nicht formell mit der oben dargelegten überein. Nur ist für Mill die Vorstellung das Primäre, die Bewegung das Sekundäre. Bei dem heutigen Menschen hat sich in der Tat die Bewegungsvorstellung so weit von ihrem Ursprung entfernt und erscheint uns so selbstverständlich, daß die Ansicht Mills, die willkürlichen Bewegungen des Menschen kämen dadurch zu stande, daß der Mensch die betreffende Bewegungsvorstellung in sich erzeugt, nichts Widersinniges zu enthalten scheint. Betrachten wir aber die Beziehung zwischen Vorstellung und Bewegung entwickelungsgeschichtlich, so ist doch unzweifelhaft, daß die Bewegung älter ist, daß also die Vorstellung aus der Bewegung, nicht aber diese aus jener abgeleitet werden kann.

Den Zusammenhang zwischen Bewegung und Bewegungsvorstellung beobachten wir am einfachsten bei den Bewegungen des menschlichen Körpers. Richte ich meine ganze Aufmerksamkeit etwa auf die Vorstellung des Erhebens der Hand, so erfolgt diese Bewegung. Nicht zur Ausführung derselben, sondern zur Verhinderung ist ein besonderer Entschluß notwendig. Die Vorstellung des Gehens, Tanzens usw. ist nicht möglich ohne Innervation der betreffenden Muskeln. Im allgemeinen halten die anderen Bewußtseinselemente

diesen Erregungen das Gleichgewicht; ist aber die Aufmerksamkeit ganz auf die Vorstellung gerichtet und das Bewußtsein im übrigen leer, wie z. B. in der Hypnose, so ist die Vorstellung einer Handlung untrennbar mit der Ausführung derselben verbunden. Wer an einem Abhang sich der Vorstellung des Hinunterfallens hingibt, kommt in Gefahr, sich herunterzustürzen. Um in der Elektrizität die Richtung der magnetischen Kraft eines Stromes zu bestimmen, muß man sich nach bekannter Regel in den Strom hineinversetzen. Es ist bekannt, wie schwierig die Operation ist, wenn dazu die Vorstellung einer ganz ungewohnten Körperhaltung nötig ist, da die Erregung der dazu nötigen Muskelgruppen nicht eingeübt ist. Ein Ingenieur, dem psychologische Beobachtungen durchaus fern liegen, versicherte mir, daß er derartige Vorstellungen in einem von Treibriemen und Zahnrädern erfüllten Raum nur ungern vollzöge, da er gerade dann, wenn er seine Aufmerksamkeit ganz darauf richte, immer in Versuchung sei, in das Getriebe der Maschine wirklich hineinzuspringen.

Die Bewegungsvorstellung, die zuerst an der Bewegung menschlicher Organe gewonnen wurde, wird nun aber auf alle die Fälle übertragen, wo die das Auge treffenden Reize denselben Charakter besitzen. Wenn wir unseren Vorfahren nicht eine aprioristische Kenntnis des Unterschiedes von Menschen, Tieren, Pflanzen und leblosen Dingen zuschreiben, muß ja für die Bildung der Bewegungsvorstellung nur der Charakter des Reizes maßgebend sein, gleichgültig ob derselbe von einer bewegten Hand oder einem fliegenden Stein ausgeht. Jede Gesichtswahrnehmung, die den Charakter der Bewegung hat, wird mit Muskelinnervationen, die allerdings oft sehr unbestimmter Art sind, verbunden. Verbinde ich dieselben bei Betrachtung des Abendhimmels mit dem Mond, so wandert dieser und die Wolken stehen, verbinde ich sie mit den Wolken, so tritt das umgekehrte ein. Es ist interessant, einen leidenschaftlichen Kegel- oder Billardspieler zu beobachten, wenn er mit gespannter Aufmerksamkeit den Lauf der Kugel verfolgt. Jede Schwankung, jede Abweichung nach links oder rechts begleitet er mit Biegungen und Drehungen des eigenen Körpers. Es scheint überraschend, daß auch die Vorstellung der Bewegung eines Körpers, der von dem menschlichen ganz verschieden ist, Muskelerregungen enthält. So weit ich beobachten konnte, enthalten dieselben im wesentlichen nur die Elemente, die der Bewegung aller festen Körper gemein sind. Dazu gehört die Art der Bewegung, ob fortschreitend oder drehend, und

die Stärke der Bewegung. Am leichtesten vollziehbar ist die Bewegung eines einfach fortschreitenden Körpers, Drehungen sind meiner Beobachtung nach im allgemeinen mit der Innervation der Armmuskeln verbunden, wir unterscheiden ja auch Drehungen im Sinn der Kaffeemühle und entgegengesetzt. Bei der Vorstellung eines um die Achse rotierenden Körpers, etwa eines Kreisels drehen wir dagegen in Gedanken den ganzen Körper. Die Vorstellung eines rollenden Rades ist ebenfalls möglich, wenn auch wie ich öfters bemerkt habe die Vorstellung eines solchen bei physikalisch Ungebildeten ganz unklar ist. Das Analogon ist der aus der Jugend wohlbekannte Purzelbaum. Dagegen ist mir die Kombination der rollenden und gleitenden Fortbewegung eines Rades anschaulich nicht mehr vollziehbar, ich kann dieselbe mir nur einzeln deutlich vorstellen und muß sie dann begrifflich kombinieren. Die Vorstellung der Geschwindigkeit und Stärke der Bewegung ist bedingt durch das mit der Augenbewegung verbundene Gefühl einer Anstrengung der gesamten Körpermuskulatur. Das Wohlgefallen an Rennen, Wettkämpfen usw. ist teilweise dadurch begründet. Braust ein Schnellzug an uns vorüber, so empfinden wir deutlich ein Kraftgefühl, das je nach der individuellen Anlage in poetischen Bemerkungen über den Sieg der Kultur und des Geistes seinen Ausdruck findet oder auch in lautem Schreien und lebhaften Bewegungen der Arme und Beine. Die Objektivierung dieses Kraftgefühls, das das Wesen der Bewegungsvorstellung ausmacht, ist der Kraftbegriff der Physik. Daß Kraft Ursache der Bewegung ist und Bewegung nur durch Kraft entstehen kann, ist eine Ausdrucksweise, die dem Schüler und Laien durchaus klar und einleuchtend ist. Sie verstehen dabei unter Kraft etwas der Muskelanstrengung Verwandtes.

Nicht nur die Bewegungen, sondern auch die ruhige Haltung des eigenen Körpers beim Stehen oder Liegen ist mit Muskelgefühlen und Tast- und Spannungsempfindungen der Haut verbunden. Wenn die Verbindung dieser Empfindungen mit den Gesichtswahrnehmungen auch nicht ursprünglich ist, so ist sie doch sehr früh vollzogen worden. War die Vorstellung des laufenden Tieres, des im Winde sich biegenden Baumes, des fliegenden Steines, des fallenden Astes mit Bewegungsimpulsen des eigenen Körpers verbunden, so wurden dieselben, wenn der Körper zur Ruhe kam, durch die Gemeingefühle des ruhenden Menschen abgelöst. Die Vorstellung des stehenden, des fallenden, des am Boden liegenden Baumes sind für uns noch

deutlich mit den Spannungsempfindungen verbunden, die der eigene Körper in der betreffenden Situation hervorruft.

Wenn ich im vorigen Kapitel ausgeführt habe, wie die Einordnung der Empfindungen in die räumliche Anschauung entwickelungsgeschichtlich zu denken ist, so liefert uns die vorstehende Entwickelung das Verständnis für die Kategorien Kants, die wir in alle Wahrnehmungen hineinsehen, und die das dritte konstitutive Element der Welt der Erscheinungen neben Raum und Zeit sind. Allerdings schließe ich mich dabei der Kürzung der Kategorientafel an, die Schopenhauer vorgenommen hat, der nur Substanz und Kausalität stehen läßt. Von der Kausalität wiederum, bleibt nur die eine der vier Wurzeln übrig, die Schopenhauer ausfindig gemacht hat, nämlich die Motivation der Willenshandlung oder das Bewußtsein der eigenen Bewegung, der eigenen Handlung, das der Mensch in alles Geschehen überträgt, wodurch dieses Geschehen ihm erst vorstellbar, also zur Welt der Erscheinung gehörig, wird. Entsprechend ist als Wurzel des Substanzbegriffs das Ichbewußtsein anzusehen und zwar das Ichbewußtsein in seiner elementarsten und unbestimmtesten Form. Ich weiß nicht, wie die Philosophen, die an den Grundzügen der Kantischen Erkenntnistheorie festhalten, sich mit den Begriffen der Entwickelungslehre auseinandersetzen. Für Kant war die Menschenseele eine gegebene, in ihren Elementen sich ewig gleichbleibende Größe. Für ihn handelte es sich nur darum, ihren aprioristischen Besitz zu bestimmen und daraus alles andere abzuleiten, nicht aber diesen selbst abzuleiten. Gehen wir aber von dem Axiom aus, daß der Mensch sich kontinuierlich aus einem Protoplasmaklümpchen entwickelt hat, so muß gerade das, was für Kant das Fundament nicht nur des menschlichen Daseins, sondern der ganzen Welt der Erscheinungen ist, aus den elementaren Lebensäußerungen der Urzelle abgeleitet werden. Mit dem Hirn des Menschen muß sich auch die Welt der Erscheinungen geändert haben. Die Annahme, die sich bei Spencer u. a. findet, daß schon die Tiere den Dingbegriff haben, daß sie lebende und leblose Dinge unterscheiden können, daß sie überhaupt Wahrnehmungen machen, wie der Mensch und zwischen dem Ich und der Außenwelt unterscheiden, ist nach meiner Meinung ein roher Anthropomorphismus.

Von den Naturvölkern und aus der Vergangenheit der Kulturnationen sind uns viele Zeugnisse bekannt, daß der primitive Mensch den scharfen Unterschied zwischen Mensch, Tier, Pflanze und leb-

losen Wesen nicht kennt. Es ist nun, obwohl die Subjektivität aller Wahrnehmungen seit Jahrzehnten von allen Dächern gepredigt wird, den meisten Menschen offenbar ganz undenkbar, daß in einem menschlichen und tierischen Hirn durch die Licht- bezw. Tastreize, die von einem Stein, einem Baume ausgehen, etwas anderes entstehen soll, als eben die Vorstellung eines Steines, eines Baumes, wie wir ihn heute nicht nur vorstellen, sondern auch überzeugt sind, daß er so real existiert. Wenn daher viele Gründe für die Annahme vorhanden sind, daß der primitive Mensch sich diese Dinge nach Analogie seines Ich dachte, so muß er notwendig außer unserem Erkenntnisvermögen, von dem wir stillschweigend voraussetzen, daß es allgemeines Eigentum der organischen Welt ist, noch besondere Kräfte und Seelenvermögen besitzen, die ihn sein Ich auf Steine, Pflanzen und Tiere übertragen ließen. Diese Kraft nennt man den Personifikationstrieb der Wilden oder die Phantasie des Wilden oder auch das falsche Schließen des Wilden. Ich sehe dagegen in der sogenannten Allbeseelung der Natur weder Phantasie und noch weniger falsches Denken, sondern das Fundament, auf dem unser ganzes heutiges Denken und unsere Sprache beruht. Die unendliche Mannigfaltigkeit der Empfindungen, die auf unsere Sinnesorgane einstürmt, und die beim Tier die Instinkte auslösen oder wirkungslos bleiben, ordnete der Mensch durch Übertragung des Ichbegriffs und des Bewußtseins der eigenen Handlung und schloß sie so synthetisch zu Einheiten zusammen. Hätte ihm die Kantsche Kategorientafel zur Verfügung gestanden, oder wenigstens der Dingbegriff, den nach Spencer schon Spinnen und Krebse haben, so hätte er das sicher nicht getan. Der Dingbegriff ist allerdings für die Konstitution der Welt der Erscheinungen viel zweckmäßiger als das Ichbewußtsein. Aber deswegen, weil etwas zweckmäßig ist, kann es sich noch nicht verwirklichen. Das Zweckmäßige wird nur dann wirklich, wenn es möglich ist. Möglich war aber nur die Synthese der Empfindungen durch das Selbstbewußtsein; denn dieses war, wenn die Ausführungen des vorigen Kapitels zutreffend sind, vorhanden; wie der Mensch aber von Anfang an im Besitz des Dingbegriffes gewesen sein soll, vermag ich nicht einzusehen.

An der jetzt üblichen Art, die Reize, die die Sinne treffen, zu Vorstellungen zu verarbeiten, gemessen, war die Synthese durch den Ichbegriff vielfach unzweckmäßig. Die Entwickelung zeigt daher eine Differenzierung der ursprünglich allein vorhandenen Kate-

gorie des Ichbewußtseins. Beibehalten ist dieselbe nur bei den Vorstellungen anderer Menschen oder richtiger bei den Mitgliedern derselben Horde, Familie und desselben Stammes. Ganz geschwunden ist der Inhalt des Ich in dem Begriff des leblosen Dinges, das nur die formale Einheit vom Ichbewußtsein behalten hat. Zwischen diesen Extremen finden sich alle Übergangsstufen, Tier, Pflanze, Stammesfremder usw., die bald dem einen, bald dem anderen Pol näher stehen.

Obwohl Belege für die einstige Allbeseelung der Natur kaum nötig sind, füge ich der Vollständigkeit wegen einige an. K. v. Steinen[1]) sagt von dem Denken des Bakairi „Wir müssen uns die Grenze zwischen Tier und Mensch ganz wegdenken. Ein beliebiges Tier kann klüger oder dümmer, stärker oder schwächer sein als der Indianer, es kann ganz andere Lebensgewohnheiten haben, allein es ist in seinen Augen eine Person genau so wie er selbst, die Tiere sind wie die Menschen zu Familien und Stämmen vereinigt, sie haben verschiedene Sprachen wie die menschlichen Stämme, allein Mensch, Jaguar, Reh, Vogel, Fisch, es sind alles nur Personen verschiedenen Aussehens und verschiedener Eigenschaften.“ Nach Mannhardt[2]) herrschte in der Vorzeit der „Glauben, daß die Pflanze ein dem Menschen gleichartiges, mit Denken und Gesinnung begabtes Wesen, Mann oder Weib, sei. Als später im primitiven Bewußtsein ein Bruch eintrat und eine Art von botanischem Begriff aufzukommen begann, suchte jener Glaube in veränderten Formen sein Dasein zu retten. Zunächst mußte er sich von Tag zu Tag fortschreitend eine Einschränkung auf einzelne Individuen gefallen lassen, an denen das Wunder noch haftete, während die große Mehrzahl der Gewächse der nüchternen Betrachtung und dem noch mehr ernüchternden Gebrauche des wirtschaftlichen Lebens verfiel. Sodann hieß es nun entweder, die Pflanze sei der zeitweilige Sitz, das Kleid, die Hülle einer durch den Tod aus dem leiblichen Dasein entrückten Menschenseele. Nach anderer Auffassung sind gewisse Pflanzen verwandelte Menschen oder Halbgötter. Endlich eine dritte Auffassung weiß von einem geisterhaften Wesen, einem Dämon, dessen Leben an das Leben der Pflanze gebunden ist. Mit ihr wird er geboren, mit ihr stirbt er. In ihr hat er seinen Aufenthalt, sie ist gleichsam sein Körper, und doch erscheint er vielfach auch

[1]) „Unter den Naturvölkern Zentral-Brasiliens.“ 2. Aufl. S. 306.
[2]) „Der Baumkultus.“ 1875. S. 3.

außer ihr in Tier- und Menschengestalt und bewegt sich in Freiheit neben ihr."

Die Frage der Beseelung der Natur ist meiner Meinung nach rein erkenntnis-theoretisch und hängt nicht mit religiösen Motiven zusammen. Tatsache ist allerdings, daß uns diese Betrachtung der Welt meistens im Zusammenhange religiöser Vorstellungen überliefert ist. So ist z. B. Mannhardt der Meinung, daß ursprünglich alle Pflanzen beseelt waren, daß aber im Lauf der Zeit eine botanische bezw. wirtschaftliche Betrachtung in den Vordergrund trat und nur noch mit sogenannten heiligen Bäumen, d. h. mit Bäumen, die mit dem Kultus in Verbindung standen, die alte Vorstellung der Beseelung verbunden war. Es ist bekannt, daß uns im Kultus vielfach die ältesten Sitten eines Volkes überliefert sind. Völker, die das Metall kennen, schlachten ihre Opfer mit Steinmessern, sie bauen den Altar aus unbehauenen Steinen, auch wenn sie sonst die Steine behauen, sie gehen beim Opfer nackt oder in Felle gekleidet, auch wenn sie sonst gewebte Stoffe benutzen, sie erzeugen das heilige Feuer mit dem uralten Feuerbohrer, auch wenn die Technik diese Methode längst überholt hat. Ebenso haben sich in Verbindung mit dem Kultus Vorstellungen erhalten, die auf einer veralteten Erkenntnistheorie beruhen. Von der folgenden Darstellung des vedischen Glaubens[1]) ist daher von allem abzusehen, was auf Verehrung, Anbetung und Gleichsetzung der Dinge mit einem Gott Bezug hat. „Für den vedischen Glauben ist die ganze den Menschen umgebende Welt beseelt. Himmel und Erde, Berg, Wald, Baum und Getier, das irdische Wasser und das himmlische Wasser der Wolke: Alles ist erfüllt von lebendigem Geisterdasein. Beseeltheit kommt selbst dem von Menschenhand verfertigten Gegenstand zu. Der Kämpfer bringt dem Gott Streitwagen, dem Gott Pfeil, der Trommel, der Pflüger der Pflugschar, der Spieler den Würfeln seine Verehrung dar. Der Opferer verehrt den Preßstein, der den Soma preßt, und die Streu, auf der die Götter sich niederlassen, den Pfahl, an den das Opfertier gebunden ist und die göttlichen Tore, durch welche die Götter hervorkommen, um das Opfer zu genießen." Der Glaube der Bakairi, daß die Männer aus Pfeilen, die Frauen aus Maisstampfern entstanden sind[2]) entstammt derselben Gleichsetzung von Ich und Ding, nur daß der Unterschied zwischen beiden den Bakairi so weit bekannt ist, daß sie das Anblasen des

[1]) Oldenberg, „Religion des Veda." 1894. S. 39.
[2]) K. v. d. Steinen a. a. O. S. 318.

Dinges durch einen Zauberer für nötig halten, damit die Verwandlung vor sich geht.

Ich bin durchaus nicht der Meinung, mit dem Vorstehenden das Problem der Mythenbildung und des religiösen Glaubens gelöst zu haben. Nur stellt sich für den von mir eingenommenen Standpunkt das Problem von einer anderen Seite dar. Für die übliche Auffassung hat schon der erste Mensch die Welt so gesehen wie wir. Er tat nun aber aus freien Stücken noch etwas hinzu, indem er alles personifizierte. Nach meiner Theorie ist die Form der Beseelung der erste Versuch, die Welt der Erscheinungen zu ordnen. Durch die Annahme unbeseelter Dinge, botanischer und zoologischer Begriffe differenziert sich sehr allmählich eine wesentlich zweckmäßigere Auffassung der Welt. Diese neue Weltanschauung setzte sich aber nicht konsequent durch, sondern an einigen und zwar bei den verschiedenen Völkern sehr verschiedenen Erscheinungen blieb die Vorstellung der Beseelung haften. Die naturgemäße Entwickelung ist wohl die, daß die Beseelung zuerst bei den leblosen Dingen, dann bei den Pflanzen fallen gelassen wird. Die Gleichsetzung von Mensch und Tier findet sich in der Tat noch heute nicht nur bei den Bakairi sondern auch bei den Hundeliebhabern und manchen Tierpsychologen. Daß aber noch bei intellektuell hoch entwickelten Völkern manche Steine, Pflanzen und Gestirne nicht nur für beseelt sondern aller Erfahrung zum Trotz sogar für mächtige Wesen galten, kann auf Grund der bisherigen Entwickelung nicht verstanden werden.

Die Beseelung aller Dinge beruht nach meiner Theorie physiologisch und psychologisch auf der Nachahmung. Wo die Beseelung daher nicht eine nur überlieferte nicht mehr verstandene Form ist, muß die Nachahmung der beseelt gedachten Dinge üblich oder doch wenigstens verständlich sein. Man vergleiche darüber das Kapitel über Masken und Tanzschmuck bei Steinen, den ich besonders gern zitiere, da bei den von ihm beschriebenen Stämmen von religiöser Deutung dieser Bräuche auch nicht die Spur vorhanden ist, wodurch sonst die erkenntnistheoretische Bedeutung derselben nur verdeckt wird. Mannhardt[1]) hält eine Reihe von Frühlingsgebräuchen, die in der Volkssitte enthalten sind, für die Überreste der Nachahmung von Bäumen und als Beispiel für die Nachahmung unbeseelter Gegenstände möchte ich, gestützt auf die Parallelität der ontogenetischen und phylogenetischen Entwickelung an die Spiele der Kinder erinnern.

[1]) A. a. O. S. 311 ff.

Groos[1]) sagt: „Das Kind verfährt ohne jedes Gefühl des Zwangs ähnlich wie die Handwerker im Sommernachtstraum, die eine Wand oder den Mond agieren. Je nachdem der Lauf eines Spieles es mit sich bringt, gibt es vor, ein Türpfosten, ein Baum, eine Bank, ein Wagen oder eine Lokomotive zu sein und sucht durch Haltung und Bewegung diese kühnen Illusionen zu unterstützen . . . Der äußeren Nachahmung lebloser Objekte entspricht das innere Nachahmen des Unbeseelten, das dessen Personifizierung herbeiführt."

Groos weist an dieser Stelle darauf hin, daß dies kindliche Spielen in unmittelbarem Zusammenhang mit ästhetischen Empfindungen „der inneren Nachahmung oder der ästhetischen Einfühlung" steht. Ich habe auf dem Gebiete der Ästhetik keine eingehenderen Studien gemacht, möchte aber doch der Überzeugung Ausdruck geben, daß ein großer Teil dessen, was wir ästhetische oder poetische Betrachtung von Kunst- und Naturwerken nennen, in einem mehr oder weniger bewußten Sichzurückversetzen in die intellektuelle Situation unserer Vorfahren besteht, also eine Art Atavismus ist. Ich begnüge mich damit, das von Groos benutzte Beispiel[2]) wiederzugeben, gestehe aber, daß mein eigenes ästhetisches Empfinden nicht genügend entwickelt ist, um die hier geschilderten psychischen Prozesse vollständig nachempfinden zu können. „Ich wähle als Beispiel die neuesten Ausführungen von Lipps über den Eindruck der dorischen Säule, wobei ich aber nur das herausgreife, was mir für meine Zwecke als das Wesentlichste erscheint. Lipps spricht zuerst von der mechanischen Interpretation der Säule und fährt dann fort: „Dazu tritt aber sofort und ohne weiteres die zweite Tatsache. Das mechanische Geschehen außer uns ist nicht das einzige Geschehen in der Welt. Es gibt ein Geschehen, das uns in jedem Sinne des Wortes näher liegt, nämlich das Geschehen in uns; und diesem Geschehen in uns ist jenes Geschehen vergleichbar oder analog. Es besteht aber in uns die Neigung, Vergleichbares unter den gleichen Gesichtspunkt zu fassen. Und dieser Gesichtspunkt ist allemal in erster Linie bestimmt durch das uns Näherliegende. Wir betrachten aber das Geschehen außer uns nach Analogie des Geschehens an oder in uns oder nach Analogie unsers persönlichen Erlebens." Nun bemerkt Lipps, daß eine solche

---

[1]) „Spiele der Menschen." S. 387.
[2]) Ebenda S. 418.

Betrachtungsweise schon in dem Eindruck der Kraft, des Strebens liege und sagt dann weiter: „Wir begnügen uns aber nicht mit der allgemeinen Art der Belebung, wie sie in jenen allgemeinen Begriffen der Kraft, des Strebens, der Tätigkeit bezeichnet ist. Jedes mechanische Geschehen hat zugleich seinen bestimmten Charakter oder seine bestimmte Weise des Vollzuges. Es vollzieht sich leichter, hemmungsloser oder schwerer und in Überwindung stärkerer Hemmungen; es erfordert einen geringeren oder größeren Aufwand an Kraft. Dadurch werden wir erinnert an Vorgänge, die wir an oder in uns hervorrufen, nicht an irgend welche Vorgänge dieser Art, sondern an solche von gleichem Charakter. Es entsteht in uns das Bild eines gleichartigen eigenen Tuns und damit zugleich das eigenartige Selbstgefühl, das dieses Tun naturgemäß begleitet. Das mechanische Geschehen, das leicht sich zu vollziehen scheint, gemahnt uns an dasjenige eigene Tun, das ähnlich leicht und hemmungslos sein Ziel verwirklicht; der starke Aufwand lebendiger mechanischer Energie an den gleichen Aufwand eigener Willensenergie. Daran knüpft sich in jenem Falle das beglückende Gefühl der Leichtigkeit und Freiheit eigener Lebensbetätigung, in diesem Falle das anders geartete, darum nicht minder beglückende Gefühl eigener Kraft."

„Aus dem bezeichneten Tatbestande ergibt sich nun — zwar nicht der ästhetische Eindruck der dorischen Säule, wohl aber ein Teil desselben. Das kraftvolle sich Zusammenfassen und Aufrichten der dorischen Säule ist für mich erfreulich, wie das eigene kraftvolle Zusammenfassen und Aufrichten, dessen ich mich erinnere, und wie das kraftvolle Zusammenfassen und Aufrichten, das ich an einem anderen wahrnehme, mir erfreulich ist. Ich sympathisiere mit dieser Weise der dorischen Säule, sich zu verhalten oder eine innere Lebendigkeit zu betätigen, weil ich darin eine naturgemäße und mich beglückende eigene Verhaltungsweise wiedererkenne. So ist alle Freude über räumliche Formen, und wir können hinzufügen, alle ästhetische Freude überhaupt, beglückendes Sympathiegefühl."[1])

Als Beleg für die Behauptung, daß die künstliche Versetzung in die Welt der Erscheinungen des Urmenschen heute poe-

---

[1]) Th. Lipps, „Raumästhetik und geometrisch-optische Täuschungen". Leipzig 1897. S. 5 f.

tische Naturbetrachtung genannt wird, erinnere ich an einige Strophen aus den Göttern Griechenlands.

Da der Dichtung zauberische Hülle
Sich noch lieblich um die Wahrheit wand —
Durch die Schöpfung floß da Lebensfülle,
Und was nie empfinden wird, empfand.
An der Liebe Busen sie zu drücken,
Gab man höhern Adel der Natur,
Alles wies den eingeweihten Blicken,
Alles eines Gottes Spur.

Wo jetzt nur, wie unsre Weisen sagen,
Seelenlos ein Feuerball sich dreht,
Lenkte damals seinen goldnen Wagen
Helios in stiller Majestät.
Diese Höhen füllten Oreaden,
Eine Dryas lebt in jenem Baum,
Aus den Urnen lieblicher Najaden
Sprang der Ströme Silberschaum.

Was unsterblich im Gesang soll leben
Muß im Leben untergehn.

3. Kapitel.

Die Sprache.

Zwischen dem Seelenleben des Menschen und des Tieres besteht nach den bisherigen Ausführungen der Unterschied, daß das Bewußtsein des Tieres einheitlich ist, das des Menschen dagegen in Ich und Nicht-Ich, Selbstbewußtsein und Außenwelt geteilt ist. Diese Behauptung leidet scheinbar an dem Übelstand, nicht nachweisbar zu sein. Daß der Mensch eine Außenwelt kennt, können wir zwar leicht beweisen, wie soll aber nachgewiesen werden, daß das Tier keine hat? Es ist derselbe Übelstand, der bei der Untersuchung der tierischen Instinkte hervortritt. Ob und welche psychischen Prozesse mit einer Instinkthandlung verbunden sind, kann niemand nachweisen; denn wer kann in das Bewußtsein des Tieres blicken? Daher ist es unter allen Umständen der sicherste Weg, vom Bewußtsein ganz abzusehen und nur da psychische Vorgänge anzunehmen, wo mit Sicherheit bewiesen werden kann, daß das Tier durch individuelle Lebenserfahrungen bestimmt wird, daß es lernen und dressiert werden kann. Wo das nicht der Fall ist, schwebt die Frage nach dem Bewußtsein völlig in der Luft. Ich glaube nun, daß es ein ganz sicheres, empirisch nachweisbares Merkmal gibt, ob ein Organismus Vorstellungen, Wahrnehmungen und eine Außenwelt hat, oder nicht, und das ist die Sprache. Unter der Sprache sind dabei irgend welche Laute oder Bewegungen zu verstehen, mit Hilfe deren ein Organismus dieselbe Vorstellung, die er hat, in einem anderen hervorruft. Tiere haben keine Sprache, weil sie keine Vorstellungen haben und darum auch keine mitteilen können. Das Verhältnis zwischen einer Vorstellung und dem Wort, das die Vorstellung bezeichnet, zwischen der Welt der Erscheinungen und der Sprache kann für die alte

Zeit nicht nahe genug gedacht werden.[1]) Bei der hohen Differenzierung unsers Seelenlebens unterscheiden wir zwischen dem realen Gegenstand außer uns, der Wahrnehmung oder Vorstellung des Gegenstandes in uns und dem Wort, das ein Symbol des Gegenstandes oder auch die Etikette unserer Vorstellung ist. Diese Unterschiede kennt die alte Zeit nicht. Der Begriff der subjektiven Vorstellung ist der gesamten griechischen Philosophie unbekannt und taucht das erstemal bei den Stoikern auf, und die Trennung des Wortes vom Gegenstand und der Vorstellung, die Degradierung des Wortes zum flatus vocis, zum Symbol des Dinges ist die große Tat des Denkens der mittelalterlichen Scholastik, die uns heute allerdings selbstverständlich erscheint. Plato und Aristoteles waren noch der Ansicht, daß die Worte in den Dingen drin stecken, ja sogar, daß die Worte das Wesen der Dinge ausmachen. Wenn das ganz real gedachte Wort, das Plato Idee, Aristoteles Form nennt, verschwindet, bleibt nur das Nichtseiende, der Stoff übrig, das Ding hört auf, ein Ding zu sein. Wo wir im Altertum einen Einblick in das Verhältnis von Sache und Wort erhalten, tritt uns dieselbe uralte Anschauung entgegen. Nicht nur Plato behandelt zufällige Übereinstimmung von Wörtern für sachliche Übereinstimmungen, sondern das ganze Zauberwesen Griechenlands und aller bekannten Völker ist von dem Glauben an die reale Existenz der Wörter erfüllt. Erst die Nominalisten des Mittelalters verkündeten, daß die Wörter nur Symbole sind, die Begründer der exakten Wissenschaften lehrten, daß durch die Zergliederung von Begriffen allein keine neue Wahrheit gefunden werden kann, und Galilei betont in seinen Schriften immer wieder, daß das Buch der Natur nicht mit logischen Zeichen geschrieben sei. Bei der Erforschung des Ursprungs der Sprachen handelt es sich aber nicht darum, aus dem tierischen Zustand unmittelbar die Bedeutung der Sprache im 19. Jahrhundert abzuleiten, wo die Wörter für die Symbole der Dinge oder gar für Symbole der von den Dingen bereits losgelösten subjektiven Vorstellungen gelten, sondern den geschichtlich nachweisbaren Zustand, in dem noch Gegenstand, Vorstellung und Wort identisch sind. Die Untersuchung des Ursprungs der Sprache ist gar nicht zu trennen von der Untersuchung der Welt der Erschei-

[1]) Vgl. Beck, „Erkenntnistheorie des primitiven Denkens". Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik. 1904.

nungen. Die Geschichte der Sprache ist in alter Zeit nicht die Geschichte irgend welcher Symbole und Zeichen, sondern die Geschichte der Welt selbst, nicht der Welt der Dinge an sich, wohl aber der Welt der Erscheinungen. Obwohl wir heute in der Theorie die Wörter nur für Symbole halten, so ist es doch unzweifelhaft, daß die Außenwelt des modernen Menschen mit der Sprache entstanden ist und mit ihr sich entwickelt hat. In Kants Erkenntnistheorie ist das klar ausgesprochen. Kant ist mit Plato und Aristoteles der Meinung, daß in unserer Außenwelt alle grammatikalischen und sprachlichen Beziehungen als konstitutive Elemente enthalten sind, nur hielt er sie nicht mehr für metaphysische Wesenheiten — das war nach dem Sieg der Nominalisten unmöglich — sondern für Kategorien, die der Mensch hineinträgt, und durch die er erst das ungeordnete Chaos der Empfindungen in die Welt der Erscheinungen umwandelt. Ich beschränke mich auch hier auf die reduzierte Schopenhauersche Kategorientafel, die nur noch Substantiv und Tätigkeitswort enthält oder, um die aus der Aristotelischen Philosophie abgeleiteten metaphysischen Termini zu gebrauchen, Substanz und Kausalität.

Es ist nicht meine Absicht, eine neue Theorie der Entstehung der Sprache aufzustellen. Ich schließe mich im wesentlichen den Gedanken an, die Geiger, Noirée und M. Müller entwickelt und begründet haben. Das Folgende hat nur den Zweck, die Resultate, die die genannten Forscher auf philologischem Wege gewonnen haben, in den Rahmen der vorliegenden Arbeit einzugliedern.

Zunächst stimme ich M. Müller darin zu, daß ein unmittelbarer Zusammenhang der tierischen Laute und der menschlichen Sprache überhaupt nicht besteht, wie übereifrige Darwinianer nachweisen zu können glaubten. Als das Wesen der menschlichen Sprache betrachte ich dabei die Übertragung von Vorstellungen von einem Individuum auf ein anderes. Ob diese Übertragung durch Laute, oder wie bei den Taubstummen durch Gebärden erfolgt, ist ganz nebensächlich. Daß sich bei den Menschen diejenigen Organe zu Sprachorganen besonders eigneten, die bei den Tieren zur Äußerung der Affekte dienen, beweist gar nichts für die innere Verwandtschaft beider Tätigkeiten. Nehmen wir einmal an, die Hypothese des homo alalus wäre berechtigt, d. h. der Mensch hätte in früherer Zeit einmal seine Stimme wie die Tiere nur zur Äußerung der Affekte benutzt, Vorstellungen dagegen durch Körperbewegungen und Gesten übertragen, nehmen wir ferner an, daß auch bei dieser

niedrigen Form der Sprache Kultur und Wissenschaft sich entwickelt hätten, so wäre niemand auf den Gedanken gekommen, eine Verwandtschaft zwischen Affektäußerungen und der Sprache zu behaupten.

Bei meiner Definition der Sprache als Übertragung von Vorstellungen von einem Individuum auf das andere, ist die Sprache von vornherein auf wahrnehmende und vorstellende Organismen beschränkt. Ich erinnere noch einmal daran, was ich unter Wahrnehmungen und Vorstellungen verstehe. Das Wesentliche aller Wahrnehmung ist die Zerlegung des einfachen Bewußtseinsaktes in das Bewußtsein der räumlich orientierten Außenwelt und das Bewußtsein des handelnden Ich, worunter aber kein metaphysischer Begriff, sondern nur eine Reihe miteinander verbundener Organ- und Muskelempfindungen zu verstehen ist. Mit einer großen Anzahl von Wahrnehmungen sind nun Bewegungsimpulse verbunden, die ursprünglich Nachahmung bezweckten, aber allmählich zu Innervationen degenerierten, die, mit der Wahrnehmung verschmolzen, die Vorstellung bewegter bezw. handelnder Wesen erzeugten.

Bei der Analyse der Sprachelemente ist die Wissenschaft zur Aufstellung von zwei Gruppen von Sprachwurzeln gelangt, den Stoff- und den Formwurzeln oder den prädikativen und demonstrativen. Die Theorien von Geiger, Noirée und M. Müller beruhen nun auf der Tatsache, daß die prädikativen Wurzeln der Sprache ausnahmslos menschliche Tätigkeiten bedeuten. So sagt Geiger[1]: „Wenn man sich fragt, warum Licht und Farbe keine benennenden Objekte für die erste Sprachstufe gewesen seien, wohl aber das Aufstreichen der Farbe, so liegt die Antwort darin: daß der Mensch zuerst nur seine Handlungen und die von seinesgleichen benannte . . . Mustern wir die in so großer Zahl nun schon an uns vorübergegangenen Begriffe durch: sie gehen in ihren Anfängen auf einen äußerst beschränkten Kreis menschlicher Bewegung zurück. Darum gehen die Begriffe von Gegenständen der Natur auf so merkwürdigen Umwegen aus der Anschauung einer menschlichen Tätigkeit hervor, die sie auf irgend eine Weise zur Erscheinung kommen läßt, oft auch etwas nur entfernt ihnen Ähnliches hervorbringt. Darum ist der Baum etwas Entrindetes, die Erde etwas Zerriebenes, das auf ihr wachsende Korn etwas Enthülstes. Darum gehen Erde und Meer,

[1]) Geiger, „Ursprung der Sprache". S. 98.

ja über den Begriff Wolke, oft selbst der Himmel aus der gleichen Grundvorstellung von etwas Zerriebenem oder Aufgestrichenem, lehmartig Halbflüssigem aus."

Ist es richtig, daß die Wurzeln ursprünglich menschliche Tätigkeiten bedeuten, so ist der betreffende Laut ursprünglich assoziativ mit bestimmten Organ- und Muskelempfindungen verbunden gewesen. Der Mensch hatte ursprünglich die Tendenz, jede wahrgenommene und vorgestellte Tätigkeit nachzuahmen. Die Ausführung irgend einer Bewegung hatte so die Folge, daß dieselbe auch bei den anderen Individuen erfolgte, oder doch wenigstens der Impuls dazu vorhanden war. Dieser Zustand ist aber im Grunde schon Sprache; denn es ist die Übertragung von Vorstellungen, zunächst von Bewegungsvorstellungen; denn das Wesentliche einer Bewegungsvorstellung ist ja gerade, wie im vorigen Kapitel gezeigt wurde, die Innervation zur Ausführung der Bewegung. Daß die Übertragung der Bewegungsvorstellungen durch Laute erfolgte, ist durch die größere Zweckmäßigkeit der Lautsprache im Gegensatz zur Geberdensprache verständlich. Ob die ältesten Sprachlaute ursprünglich die Rufe bei gemeinsamen rhythmischen Arbeiten waren[1]) oder sich auf andere Weise so fest mit den nachahmenden Organ- und Bewegungsempfindungen assoziierten, daß sie schließlich deren Stelle vertreten konnten, ist dabei nebensächlich. Ebenso ist es für die Zwecke der vorliegenden Arbeit gleichgültig, ob man, wie Romanes, der Lautsprache eine reine Geberdensprache vorausgehen oder beide von Anfang an miteinander verbunden sein läßt.

Der Laut war ursprünglich der beständige Begleiter bestimmter Organ- und Muskelempfindungen, er trat durch seine Zweckmäßigkeit für den Verkehr immer mehr in den Vordergrund und setzte sich schließlich ganz an die Stelle des ursprünglichen Bewegungsimpulses. Die Verbindung räumlicher Wahrnehmungen mit den Bewegungsempfindungen führte zur Vorstellung bewegter Körper, d. h. zur Übertragung des Ichbewußtseins auf Teile der Außenwelt. Je mehr nun die Bewegungsempfindungen zurücktreten und dem Laut bezw. den zur Erzeugung des Lautes notwendigen Innervationen der Sprachmuskeln den Platz räumen, um so schwächer wird mit der Zeit die Deutlichkeit und Klarheit des Ichbewußtseins, das durch die Bewegungsempfindungen in die Dinge getragen wird, die Außen-

[1]) Vgl. Bücher, „Arbeit und Rythmus".

welt des Menschen besteht nicht mehr aus handelnden Personen, sondern aus Begriffen, den Ideen Platos, bezw. den handelnden Entelechien des Aristoteles.

Die Entwickelung der Sprache ist nicht eine Entwickelung von Symbolen und Zeichen, sondern die Entwickelung der Welt selbst, wie sie für den Menschen vorhanden war. Nach den Entwickelungen des vorigen Kapitels war dieselbe durch die Kategorien des Ichbewußtseins und der Bewegung oder Handlung des Ich bestimmt. Indem nun die menschlichen Handlungen durch Nachahmung von einem Individuum auf das andere übertragen und durch Rudimente der Nachahmung die Vorstellungen der Handlung erzeugt wurden — mögen diese Rudimente nun in Gerberden oder in Lauten, die mit der Handlung ursprünglich verbunden waren, bestanden haben —, so verbanden sich diese Zeichen auch mit den Vorgängen der Außenwelt. Die Vorstellung des vom Blitz zerschmetterten Baumes war nicht nur mit den Muskelgefühlen des den Baum zerschmetternden Menschen, sondern auch mit dem dazu gehörigen Laut verbunden. Es lag im Interesse der Ökonomie des psychischen Geschehens, daß der Laut immer bedeutungsvoller, die bei der Tätigkeit des Zerschmetterns notwendige Innervation der Gesamtmuskulatur immer schwächer wurde. Das Wesen des Blitzes ist dann nicht mehr das übertragene Bewußtsein des zerschmetternden Menschen, sondern das Wort, der Begriff des Zerschmetterns.

Was besagen wir denn eigentlich damit, wenn wir eine Wahrnehmung als Ding oder Gegenstand charakterisieren? Nach englischen Philosophen ist ein Ding nur ein Bündel von Empfindungen. Nach der vulgären Auffassung ist ein Ding aber mehr. Ein Apfel hat eine bestimmte Farbe, Härte, Geschmack und Geruch. Der Apfel ist aber weder eine dieser Eigenschaften noch ist er die Summe derselben, sondern er ist für unser Bewußtsein der Träger seiner Eigenschaften. Was ist nun dieser unbekannte Träger der Eigenschaften? Diese Frage hat Plato dahin beantwortet, daß, wenn wir von einem Gegenstand alle seine Eigenschaften wegdenken, als das eigentliche Wesen desselben sein Begriff zurückbleibt oder, was jedenfalls für die niederen Stufen der Geistesentwickelung dasselbe bedeutet, sein Name. Nach der vulgären Auffassung war der Mensch von Anfang seiner Entwickelung an geistig derselbe. Wie die Tiere bereits Wahrnehmungen machen und ihr Ich von der Außenwelt unterscheiden sollen, so soll der Mensch

seit jeher Dinge und Gegenstände in dieser Außenwelt gesehen haben. Das ist aber durchaus nicht selbstverständlich. Schon Kant scheidet streng zwischen der räumlichen Ordnung des Sinneseindrücke und den Verstandesbegriffen, zu denen in erster Linie die Substanzialität gehört, d. h. die Charakterisierung einer Wahrnehmung als eines Gegenstandes. Den Formen der Synthesis der Anschauung stehen die Formen der Synthesis des Verstandes gegenüber, die transzendentale Ästhetik muß durch die transzendentale Logik ergänzt werden, um die Erscheinungswelt zu liefern. Wer die Formen der Anschauung und des Verstandes nicht für ein angeborenes Besitztum des menschlichen Geistes hält, sondern wie alle Eigentümlichkeiten der Organismen für Entwickelungsprodukte, kann der Folgerung nicht entgehen, daß auch die Erscheinungswelt — das Wort im Kantschen Sinne verstanden — einmal entstanden ist. Wenn der einzelne Mensch sie auch vermöge seiner ererbten Organisation als gegeben betrachten kann, wie Kant es tut, so ist es die Aufgabe der genetischen Psychologie, ihr Werden zu verfolgen. Die räumliche Ordnung der Sinneseindrücke hatte ich darauf zurückgeführt, daß die Empfindungen als Reize Bewegungen oder Bewegungsimpulse des Auges hervorriefen und daß diese inneren Handlungen im Unterschied zu den anderen Bewußtseinsvorgängen als Außenwelt oder als Wahrnehmungen charakterisiert wurden. Die so definierte Außenwelt ist aber noch nicht identisch mit der Kantschen Welt der Erscheinungen. Ein Baum, ein Hund oder ein Tisch sind noch etwas anderes als räumlich geordnete Sinneseindrücke. Innerhalb der Raumanschauung sind hier eine Reihe von Empfindungen zu Einheiten zusammengeschlossen, und so sind Dinge, Gegenstände entstanden. Nach der heute vulgären Auffassung sah der sprachlose Mensch die Dinge wie wir sie sehen. Das Sprechen ist nur ein Namengeben. In Wirklichkeit hat die Außenwelt durch die Entwickelung der Sprache erst ihren jetzigen Charakter angenommen. Erst nachdem sich mit bestimmten Wahrnehmungen Zeichen assoziativ verbanden, mochten es nun Bewegungen der Hände und Arme oder der Stimmmuskulatur sein, war diejenige Einheit gegeben, die das Wesen des Dingbegriffes ausmacht. Erst durch die Namengebung wurden die Dinge zu Dingen. Die Auffassung, daß die Namen nur zufällige Zeichen sind und die Dinge ganz unabhängig davon existieren, ist erst in geschichtlicher Zeit, in den letzten 2000 Jahren entstanden. In alter Zeit gehörten die Namen

zur Außenwelt, ja sie bildeten sogar deren wesentlichen Bestandteil. Nicht nur der Glaube aller Naturvölker über die Bedeutung der Namen, nicht nur die platonisch-aristotelische Philosophie, sondern wir selbst beweisen das durch die Auffassung unserer Umgebung. Wie wir die Tast- und Bewegungsempfindungen als Raumanschauung, so sehen wir die Innervationen unserer Sprachmuskeln in die Welt hinein. Wir sehen nicht räumliche Objekte, die wir mit Zeichen versehen, sondern wir sehen Birken, Häuser, Lampen und Berge. Das, was wir im täglichen Leben „sehen" nennen, ist ein sehr verwickelter Vorgang. Bei den meisten Menschen überwiegt bei diesem Vorgang die Innervation der Sprachmuskeln. Sie sehen einen Baum; sobald sie den Blick fortgewendet haben, erinnern sie sich zwar, einen Baum gesehen zu haben; die räumliche Gestalt und Farbe haben sie aber so wenig aufgefaßt, daß sie nicht sagen können, ob es eine Birke oder ein Pflaumenbaum war. Zeichenlehrer wissen, wie mühsam es ist, das Sehen von räumlichen Gestalten und Farben jemandem beizubringen. Besonders auffallend ist es, bei der Farbenwahrnehmung, daß wir in unsere Außenwelt Worte hineinsehen. Wer nur die einfachsten Farbenbezeichnungen der deutschen Sprache kennt, also weiß, schwarz, rot, gelb, grün, blau, wird keinen Anstoß nehmen, zu sagen, daß der Schnee, eine Kalkwand und ein Europäer dieselbe Farbe haben; denn die Sprache nennt alle drei weiß. Die Alten hatten für blau und schwarz dieselbe Bezeichnung. So „heißen die Haare des Odysseus der Hyazinthblume gleich", Pindar spricht in demselben Sinne von Veilchenlocken, Homer nennt das Eisen veilchenfarbig, Theokrit und ihm nachahmend Virgil, führt zur Entschuldigung der sonnengebräunten Farbe eines Antlitzes an, daß auch die Veilchen und Hyazinthen schwarz seien[1]).

Im vorigen Kapitel hatte ich ausgeführt, daß die Wahrnehmung der Bewegung irgend eines festen Körpers auf analoge Weise, wie die Vorstellung einer menschlichen Tätigkeit durch Innervation von Bewegungsmuskeln zustande kommt. Nicht nur die Vorstellung des Tanzens, Gehens und Laufens, sondern auch die aufmerksame Beobachtung einer Billard- oder Kegelkugel ist mit Bewegungsimpulsen verbunden. So war physiologisch die Möglichkeit gegeben, die Laute, die ursprünglich menschliche Tätigkeiten bedeuteten, auf andere Vorgänge zu übertragen. So fassen alle Naturvölker die von ihnen wahrgenommenen Vorgänge als Handlungen auf und zerlegen die-

[1]) Geiger, „Zur Entwickelungsgeschichte der Menschheit." S. 50 f.

selben in die Tätigkeit und das tätige Wesen. Die spielende Wiederholung der Deutung der Naturvorgänge als Handlungen von Wesen nennen wir poetisch. Ursprünglich war das aber kein Spiel. Die Worte waren ja nicht Zeichen, wie wir jetzt meinen, sondern sie wurden als Vertreter des Ichbewußtseins in die Welt hineingesehen, sie waren selbst Bestandteile der Außenwelt. Der Urmensch hatte nicht die Begriffe Sonne, Morgenröte, Sturm usw., die entsprechenden Empfindungen wurden für ihn erst Dinge, indem er sie innerlich nachahmte und benannte. Und da die einzigen Kategorien, die er besaß, seiner Tätigkeit entnommen waren, so waren die Träger jener Empfindungen handelnde Wesen.

Überall, wo die Entstehung der mythologischen Vorstellungen sich weit genug zurückverfolgen läßt, zeigt sich, daß das handelnde Wesen nicht eine Persönlichkeit ist, die in der Sonne, in dem Fluß oder Baum sich befindet, sondern daß die Sonne, der Fluß und der Baum selbst das tätige Prinzip ist. Freilich darf darunter nicht das Ding im Humeschen Sinne als Bündel unserer Empfindungen verstanden werden, sondern die mit der Wahrnehmung untrennbar verknüpfte Benennung. Nach meiner Meinung ist die platonisch-aristotelische Philosophie ein adäquaterer Ausdruck dieser alten Anschauungen als die mit dem Kultus verbundenen und durch diesen bestimmten mythologischen Vorstellungen.

Aber auch wenn wir nicht poetisch sein wollen, zeigt unsere Sprache und unser Denken, daß es von menschlichen Tätigkeiten seinen Ursprung genommen hat. Die Sonne geht auf, sie leuchtet, sie brennt und geht unter, der Baum wächst, der Regen prasselt, der Wind pfeift, der Sturm heult, der Stein fliegt und fällt. Dieser Ausdrucksweise liegt offenbar das Schema „Tätiges Wesen — Tätigkeit“ zu grunde. Nur die später entstandenen sogenannten Urteile, in denen Begriffe durch die Kopula verbunden sind, unterscheiden sich scheinbar davon. Die für die menschliche Kultur wertvollsten Mitteilungen, nämlich die Beschreibung von Vorgängen in der Natur und Geschichte können nur in einer Form gemacht werden, die den Glauben erwecken könnten, als wäre auch für uns die Welt mit Geistern oder tätigen Formen im aristotelischen Sinne angefüllt.

Es ist viel von der wunderbaren Zweckmäßigkeit der menschlichen Sprache geschrieben und geredet worden. So unzweifelhaft es ist, daß jeder einzelne Fortschritt seine Erklärung in einem objektiven Zweck findet, so unrichtig ist es, daß die Sprache als Ganzes

eine vollkommene Anpassung an die Kulturzwecke der gegenwärtigen Menschheit sein soll. Für die gesellschaftliche Unterhaltung und die Verständigung über die einfachsten Dinge im täglichen Leben mag sie genügen. Unsere Kultur beruht aber hauptsächlich auf der Möglichkeit, die Resultate wissenschaftlicher Forschung einander und den Nachkommen mitzuteilen. Wie muß ich es nun machen, um etwa die tägliche Bewegung von Sonne, Erde und Mond zu beschreiben und zwar so zu beschreiben, wie es dem Stand der gegenwärtigen wissenschaftlichen Kenntnisse entspricht? Ich schreibe eine Reihe von Differentialgleichungen hin, die es jedem mathematisch Gebildeten ermöglichen, für jeden Augenblick die relative Lage der drei Körper zueinander, die Stellung der Axen, ihre Rotations- und Fortschreitungsgeschwindigkeit genau zu berechnen. In jenen Gleichungen sind die Stellungen und Geschwindigkeiten jener Körper für viele tausend Jahre beschrieben. Ich weiß sehr wohl, daß auch diese Art der Beschreibung oder der Mitteilung von Tatsachen keine vollkommene Anpassung ist. Nicht nur treten die Verfinsterungen um Bruchteile von Sekunden früher oder später ein, als die Berechnung ergibt, sondern die ganze Art der Beschreibung beruht auf der mathematischen Abstraktion, d. h. auf dem bewußten Verzicht, eine vollkommene Beschreibung zu geben und der absichtlichen Beschränkung auf bestimmte Elemente des Vorgangs. Im Verhältnis zu den der Lautsprache zur Verfügung stehenden Mitteln ist aber diese Beschreibung eine vollkommene zu nennen. In der Lautsprache heißt es: Die Erde dreht sich um ihre Axe, sie bewegt sich um die Sonne. die Erde hat die Tendenz. in Richtung der Tangente ihrer Bahn abzufliegen, die Erde fällt auf die Sonne zu, die Sonne zieht die Erde, die Erde zieht den Mond an. Offenbar sind Sonne, Erde und Mond Wesen, die sich wie die Menschen drehen, bewegen und fallen können, die träge sind und doch dabei Kräfte ausüben, wie ein ein Gewicht hochhebender Mensch. Freilich glaubt kein Physiker, daß jene Körper handelnde Wesen sind. Sobald er jene Vorgänge aber jemandem beschreiben will, der die der Physik eigene Art der Beschreibung, nämlich die Differentialgleichungen, nicht versteht, mit dem er sich daher in der Lautsprache verständigen muß, drückt er sich so aus, als ob er daran glaubte. Dabei ist es ihm nicht möglich, seinem Hörer auch nur den tausendsten Teil dessen, was in jenen Gleichungen steht, mitzuteilen; denn in jenen Gleichungen steht geschrieben, ob

am 3. Dezember des Jahres 10 000 v. Chr. Vollmond oder Neumond war, und ebenso wie es am 3. Dezember des Jahres 10 000 n. Chr. sein wird. Wenn er ihm mitteilen will, daß die Beschleunigung der Erde in Richtung der Sonne, der Masse der Sonne direkt und dem Quadrat der Entfernung umgekehrt proportional ist, so kann er mit den Hilfsmitteln der Lautsprache nur sagen, die Erde fällt auf die Sonne oder die Sonne zieht die Erde an oder auch, damit es den Ohren des Laien geheimnisvoller und gelehrter klingt, die Sonne hat eine Anziehungskraft, oder auch ein ewiges Naturgesetz schreibt es vor. Wer Schüler in die Elemente der Physik eingeweiht hat, wird es wissen, daß dem Lehrer nur die Wahl frei steht, sich auf Mitteilung der wissenschaftlich festgestellten Tatsachen zu beschränken und seinen Schülern unverständlich zu bleiben — denn diese verstehen die Zeichensprache nicht, in der die Tatsachen allein mitgeteilt werden können — oder zugleich mit Mitteilung der physikalischen Kenntnisse superstiziöse Vorstellungen von Kräften und nach Gesetzen handelnden Wesen, kurz den Fetischismus zu züchten. Wer von der Vollkommenheit der Sprache so überzeugt ist, der versuche einmal einen einfachen chemischen Vorgang ohne Anwendung von Formeln nur mit Hilfe der Lautsprache zu beschreiben. Man mag wollen oder nicht — die Retorte füllt sich mit einem Male mit Wesen, die sich anziehen und abstoßen, lieben und hassen, als wären wir über die Philosophie des Empedokles noch nicht hinaus; und außerdem würde eine solche Beschreibung nur von jemandem begriffen werden, der es versteht, das Gehörte in das Zeichensystem des Chemikers umzusetzen.

Ich zitiere noch eine Stelle aus dem Buch von M. Müller „Das Denken im Lichte der Sprache" (übers. von Schneider. 1888. S. 303, 304), in der sich derselbe Gedanke ausgeführt findet.

„Eine neue Welt war geschaffen, eine Welt, welche nichts anderes sein konnte als ein Reflex unserer selbst. Denn das einzige Licht, das wir darauf fallen lassen konnten, was das Licht aus unserem Innern, die einzigen Begriffe, durch welche wir sie begreifen konnten, waren die Begriffe von unseren eigenen Tätigkeiten und Zuständen, die einzige Sprache, welche wir darauf anwenden konnten, war die Sprache, die uns und unseren mitarbeitenden Genossen eigentümlich war. Hier ist der wahre Schlüssel zu dem Rätsel der Mythologie,

nämlich die unvermeidliche Metapher oder Übertragung des Subjektiven auf das Objektive, während das, was wir gemeinhin Mythologie nennen, nur ein kleiner Rest jener allgemeinen Entwickelungsstufe unseres Denkens, ein schwaches Fortleben dessen ist, was einst ein vollständiges Reich des Gedankens und der Sprache bildete. Dieselben Menschen, die sich Läufer und Renner zu nennen gelernt hatten, nannten jetzt auch Flüsse Läufer oder Renner. Die Sonne, die mit ihren Strahlen schoß, war für sie ein Krieger, der mit seinen Speeren durchbohrte. Die Wolke, die der Wind hinwegtrieb, war ein Segler oder ein Schiff, das mitten durch die See mit fliegenden Segeln vom Winde getrieben wurde. Konnten die Menschen heulen, so konnte es nunmehr auch der Sturm; daher wurde er der Heuler genannt. Konnten sie zerschmettern, so konnte es auch der Blitz, daher wurde er der Zerschmetterer genannt. Man hat stets angenommen, dies alles sei das Resultat poetischer Phantasie, eine willkürliche, wenn nicht launenhafte Tätigkeit. Aber es ist an der Zeit, daß man das Unrichtige dieser Ansicht einsieht. Denn man wird niemals ein Verständnis für Mythologie gewinnen, ehe man nicht gelernt hat, daß das, was wir Anthropomorphismus, Personifikation oder Beseelung nennen, eigentlich für das Wachstum unserer Sprache und Vernunft durchaus notwendig war. Es war völlig unmöglich, die äußere Welt zu erfassen und festzuhalten, zu erkennen und zu verstehen, zu begreifen und zu benennen, ohne diese fundamentale Methapher, diese Universalmythologie, dieses Blasen unseres eigenen Geistes in das Chaos der Objekte und das Wiedererschaffen nach unserem Bilde. Der Beginn dieser zweiten Schöpfung war das Wort, und wir können in Wahrheit hinzufügen, daß alles durch dieses Wort gemacht, d. h. benannt und erkannt wurde, und daß ohne dasselbe nichts gemacht wurde von dem, was gemacht ist."

4. Kapitel.

Nachahmung.[1])

Erst in neuerer Zeit hat man angefangen, die hohe Bedeutung der Nachahmung für Psychologie und Völkerkunde zu würdigen.[2]) Offenkundiger nun als auf dem bisher besprochenen Gebiet ist der Einfluß der Nachahmung für die materielle Kultur der Menschen bei den Werkzeugen. Früher hat man allgemein die Verwendung von Werkzeugen auf die menschliche Vernunft zurückgeführt. Sehen wir uns aber in einer vom Verkehr etwas entfernten Gegend Deutschlands den bäuerlichen Betrieb der Bodenkultur an, so drängt sich die Überzeugung auf, daß das die Werkzeuge gebrauchende Individuum gar keine eigene Vernunfttätigkeit aufzuwenden braucht, und daß die Nachahmung dessen, was der Vater und Großvater getan hat, völlig genügt. Die so nachgeahmte Tätigkeit kann zweckmäßig sein und ist es in den meisten Fällen. Eine bewußte Zweckvorstellung kann aber dabei ebenso fehlen, wie bei den Funktionen der Tiere und dem Wachsen der Pflanzen. Nur ein wesentlicher Unterschied besteht zwischen dem Gebrauche der Werkzeuge und den tierischen Funktionen. Wenn eine Tierart einen neuen Instinkt erwirbt oder einen alten abändert, ist damit stets eine Änderung einzelner Organe und des ganzen Körpers verbunden. Zum Fliegen gehören Flügel und zum Leben auf dem Lande Lungen. Die Nach-

[1]) Vgl. Beck, „Die biologischen Wurzeln der menschlichen Gemeinschaft". Politisch-anthropologische Revue. Mai 1893.

[2]) Vgl. Tarde, „Les lois de l'imitation". Paris 1895. Baldwin, „Das soziale und sittliche Leben". Leipzig 1900. Die Übersetzung ist allerdings derart, daß manche Entwickelungen ohne Zuhilfenahme des Originals kaum zu verstehen sind.

kommen erwerben mit den neuen Organen zugleich die neuerworbene Lebensweise. Wenn dagegen der Mensch aus der Holzkeule den Bumerang entwickelt hat, oder aus dem Grabstock den Speer und Spaten, so ist damit die körperliche Beschaffenheit des Menschen nicht geändert. Die Nachkommen werden bei der Geburt genau ebenso organisiert sein, wie ihre Vorfahren. Die Macht der Vererbung reicht nicht aus, um den Erwerb der Vorfahren den Nachkommen zu sichern, und damit wäre jede Entwickelung unmöglich geworden, wenn nicht beim Menschen zur Vererbung ein neues Prinzip hinzugekommen wäre, die Nachahmung. Die Fähigkeit Objekte zu sehen, d. h. Wahrnehmungen zu machen und wahrgenommene Handlungen anderer gleichorganisierter Wesen nachzuahmen, ist daher die Grundlage für den Gebrauch der Werkzeuge. Weitere psychische Voraussetzungen sind aber unzulässig. Es gibt keinen Grund, der die Annahme rechtfertigt, daß der Urmensch die Erwerbung neuer zweckmäßiger Funktionen in anderer Weise vollzogen habe, als Tier und Pflanze. Sein großer Vorzug besteht nur darin, daß er durch die Nachahmung auch solche Neuerwerbungen seiner Rasse sichern konnte, die bei dem nur auf Vererbung angewiesenen Tier verloren gingen.

Ich will damit den Menschen nicht als Nachahmungsmaschine definiert haben, wie Loeb die niederen Tiere Reflexmaschinen nennt. Die Nachahmung hat für den Menschen dieselbe Bedeutung wie der Instinkt für die höheren Tiere. Die Lebenshaltung derselben beruht zwar auf den ererbten Instinkten, durch ihre sogenannte Intelligenz haben sie aber die Fähigkeit, die Instinkte durch individuelle Lebenserfahrungen abzuändern und der augenblicklichen Lage anzupassen. Wenn wir sehen, daß die Jagd und Kampfmethoden der Wilden in vielen Generationen sich gleich bleiben, so werden wir den Schluß daraus ziehen, daß nicht jedes einzelne Individuum durch seinen Verstand diese selbe Methode immer wieder von neuem erfindet, sondern daß er sie erlernt, d. h. die älteren Genossen nachgeahmt hat. Wenn wir auch die Lebensverhältnisse der Wilden im Vergleich zu den unseren einfach nennen, so sind sie doch noch viel zu kompliziert, um rein mechanische Nachahmungshandlungen zu ermöglichen. Zweimal kann man nicht in denselben Fluß steigen; und wenn der Wilde auch nur bestimmte Tiere und diese wiederum in einem bestimmten Gelände jagt, so sind die Situationen im einzelnen viel zu verschieden, als daß man nicht eine bestimmte Fähigkeit, die überlieferte Methode der jeweiligen Lage der Dinge an-

zupassen, annehmen müßte. Das gilt von den Menschen ebenso wie von den Raubtieren. Aber auch darin stimmen sie meiner Meinung nach überein, daß bei den Tieren nicht die Intelligenz und bei den Menschen nicht der Verstand als die Wurzel jener Handlungen anzusehen ist. Sie passen dieselben nur durch verhältnismäßig geringe Änderungen an. Bei den Tieren ist das selbstverständlich, wenn wir mit Weismann die Vererbung erworbener Eigenschaften leugnen. Aber auch beim Menschen ist die völlige Gleichheit der Lebensführung durch viele Generationen hindurch, die wir bei Völkern, die sich ungestört entwickeln, beobachten, ein zwingender Grund, als Grundlage ihrer Tätigkeit die Nachahmung anzusehen. Die Ethnographen behandeln Nachahmungshandlungen genau so als Erkennungsmerkmale der Völker, wie die Zoologen die ererbten Körpereigentümlichkeiten der Tiere. Ich erinnere an die klassischen Untersuchungen Ratzels über die Verbreitung der Bogen und Pfeile in Afrika und an die Methode der Prähistoriker, die ausgestorbenen Rassen danach zu unterscheiden, ob sie ihre Toten hockend oder liegend begraben. An bestimmten Gebräuchen beim Verzehren eines Menschen erkennt der Ethnograph der südamerikanischen Indianer die Zugehörigkeit der betreffenden Horde zum Tupistamm[1]), bei der Frage nach der Verwandtschaft der Malayen mit den Japanern verweist Ratzel[2]) auf die Ähnlichkeit des Häuserbaues, der Anlage der Abtritte, der Knetkur usw. Auch Naturvölker beurteilen die Zugehörigkeit zu einem Stamm vielfach nach bestimmten Sitten, und einzelne Gebräuche verwandelten sich so zuweilen direkt in Stammesabzeichen.

Der Nachweis der Bedeutung der Nachahmung für den Menschen ist im einzelnen dadurch erschwert, daß durch die Nachahmung auch die im Lauf des individuellen Lebens durch Verstandestätigkeiten erworbenen Abänderungen übertragen werden. Die junge Generation der Tiere tritt dem Leben mit derselben Ausrüstung gegenüber wie die ältere; denn die Lebenserfahrung derselben wird nicht erblich übertragen. Beim Menschen ist das der Fall. Wenn die Nachahmungshandlungen daher in einer Generation auch nur ganz wenig vervollkommnet werden, so summieren sich im Laufe der Zeit doch diese unendlich kleinen Größen, und schließlich kann der Anteil, den die Verstandestätigkeit an einer Handlung hat, ein

[1]) Helmolts Weltgeschichte, I. S. 192.

[2]) Völkerkunde, III. S. 543.

verhältnismäßig großer sein. Indem der Mensch nun vernünftige Handlungen nachahmt, gewinnt es den Anschein, als werde sein Tun nicht durch Nachahmung, sondern durch Vernunft bestimmt. Gewiß wird der Kulturmensch seine Handlungen mit mehr Verstandesoperationen begleiten als der Wilde. Der Hauptunterschied beider liegt aber darin, daß die Handlungen, die der Kulturmensch nachahmt, vernünftiger sind als die des Wilden. Mitten in der Kultur leben eine Menge Menschen, deren intellektuelle Beschaffenheit nicht im mindesten beanstandet wird und die doch an selbständigem Denken die Bakairi Südamerikas sicher nicht übertreffen. Bei den meisten Handlungen des Kulturmenschen läßt es sich sehr leicht nachweisen, daß sie vernünftig sind. Es ist vernünftig, daß er in Häusern wohnt und Kleider trägt, es ist vernünftig, daß er frühstückt, zu Mittag und zu Abend ißt, daß er gekochtes und gebratenes Fleisch, nicht aber rohes verzehrt, daß er stubenrein ist, nicht auf der Diele, sondern im Bett schläft, daß er Ackerbau und Viehzucht betreibt oder ein Handwerk erlernt. Wer kann aber von sich sagen, daß diese Handlungen auch subjektiv vernünftig sind, d. h. aus seiner individuellen Verstandestätigkeit hervorgegangen sind? Wir handeln so, weil wir es von Jugend auf gewohnt sind und weil wir sehen, daß alle anderen Menschen sich ebenso benehmen. Mit derselben Regelmäßigkeit führen wir ja auch Handlungen aus, die ganz unvernünftig sind und mit den vorher genannten nur das eine gemein haben, daß sie eben Sitte sind. Im Grunde gehören auch die vorher genannten Handlungen hierher. Denn wenn es auch vernünftig ist, in Häusern zu wohnen und Kleider zu tragen, so läßt es sich nicht verstandesmäßig begründen, daß die Häuser gerade nach diesem Stil, die Kleider nach dieser Mode hergestellt sind. Es handelt sich für uns aber gar nicht um das vernünftige Prinzip, uns gegen die Witterung zu schützen, sondern nur darum, das zu tun, was die anderen tun und so auszusehen, wie die anderen.

Ich erläutere das Gesagte an einem besonders wichtigen Beispiel, dem Gebrauch des Feuers, indem ich den Ausführungen K. v. d. Steinens folge. Ohne beurteilen zu können und zu wollen, ob diese Entwickelung bei allen Völkern der Erde dieselbe gewesen ist, wähle ich das Beispiel als besonders klare und einfache Illustration einer vernünftigen, sich allmählich vervollkommnenden Nachahmungshandlung.[1])

[1]) a. a. O. S. 212—218.

Der Ausgangspunkt ist das in der Natur etwa durch ein Gewitter hervorgerufene wilde Feuer und das Verhalten der Tierwelt zu demselben. „Sonderbar und auffallend war der Einfluß auf die Tierwelt. Alles Raubzeug machte sich den Vorfall sehr bedacht zu nutze, es suchte und fand seine Opfer weniger bei dem hellen Feuer als auf der rauchenden Brandstätte, wo mancher Nager verkohlen mochte. Zahlreiche Falken schwebten über den dunklen Wolken der „Queimada", Wild eilte von weither herbei, um die Salzasche zu lecken, und bevorzugte, vielleicht weil es sich auf der kahlen Stelle nicht verbergen konnte, die Nacht. Der Boden strahlte eine behagliche Wärme aus. Der Jagd mittelst des Feuers begegnet man bei vielen Naturvölkern . . . Die Queimada lieferte Massenerfahrungen über den Nutzen des Feuers. Beim Beginn des Feuers fliehende Tiere, später verkohlte Tiere und Früchte, Tiere, die herbeikamen, Salzasche, Wärme. Der Jäger hat hier das Braten des Fleisches lernen können, das für ihn in kleinerem Maßstab die Bedeutung besitzt, wie sie die Mehlbereitung für den Feldbauer besitzt. Denn das Braten konserviert." Auf der nächsten Stufe erhält der Mensch das Feuer durch Hineinwerfen von Holz, trockenem Gras und Blättern und entwickelt die Technik des Zunders. Besonders viel wurde für diesen Zweck das Holzmehl verwandt, das bei der Bearbeitung des Holzes als Nebenprodukt erhalten wird. In einem Rohrstück aufbewahrt, konnte dasselbe leicht verwandt werden, um das Feuer zu transportieren. Die dritte Stufe ist die Erzeugung des Feuers. „Wer sind die großen Genies der Urzeit gewesen, die die willkürliche Erzeugung des Feuers erfunden haben? Irgend ein paar arme Teufel im nassen Walde sind es gewesen, denen der mitgenommene glimmende Zunder zu verlöschen drohte und denen Muschel, Zahn oder Steinsplitter im Augenblick unerreichbar waren. Sie suchten sich einen Stock oder zerbrachen einen Rohrschaft; je dürrer das Holz war, desto leichter ließ es sich abbrechen und desto leichter würde es brennen. Eifrig bohrten sie Holz in Holz, um ein reichliches Quantum Mehl zu erzielen, oder, wenn es sich um die Begründer der polynesischen Kultur handeln soll, rieben sie Holz an Holz — ob sie das eine oder das andere taten, wird nur von ihren gewohnten Arbeitsmethoden abgehangen haben; sie wurden durch die Entdeckung erfreut, daß ihr mit dem Holzstock mühsamer, aber auch feiner losgeriebenes Pulver von selber glimmte und rauchte."

Beruht nun Sprache und Werkzeug, d. h. die innere und äußere Kultur des Menschen, auf Nachahmung, so folgt daraus, daß das gemeinschaftliche Leben für den Menschen in viel höherem Grade die Grundlage seiner Existenz bildet als für irgend ein Tier. Der Mensch wurde nur dadurch zum Menschen, daß er gemeinsam mit anderen lebte und durch Nachahmung den geistigen und kulturellen Besitz früherer Generationen sich aneignete. Ohne diese Nachahmung ist er ein Tier oder vielmehr schwächer wie ein Tier, da ihm die Sicherheit der Instinkte verloren gegangen ist. Der Träger einer tierischen Instinkthandlung ist die Art, d. h. die Summe aller der Tiere, zwischen denen Kreuzung möglich ist, der Träger einer Vernunfthandlung ist das Individuum, der Träger endlich einer Nachahmungshandlung ist im engeren Sinne die Horde, im weiteren die ganze Menschheit, da schon früh Übertragungen von Nachahmungshandlungen von einer Horde auf die andere angenommen werden müssen.

Was ist nun der Unterschied zwischen der menschlichen Horde und der tierischen Herde und wie ist jene aus dieser entstanden zu denken? Die beliebte Antwort, die Geselligkeit des Menschen stammt aus dem Geselligkeitstrieb, ist überhaupt keine Lösung des Problems, sondern nur eine sehr billige, weil überall anwendbare, Phrase. Man kann natürlich immer sagen, die Menschen taten das, weil sie Trieb hatten, das zu tun, Es ist erstaunlich, daß sich derartige alberne Wortspielereien auch in den Werken verdienstvoller Anthropologen finden. So stammt die Sprache aus dem Sprachtrieb, die Blutrache aus dem Rachetrieb usw. Die psychologische Situation bei Ausführung einer Handlung kann man natürlich immer mit dem Namen Trieb zur Handlung belegen. Erklärt ist mit dieser Namengebung aber gar nichts. Auch wenn man die von mir vertretene Ansicht verwirft, daß im allgemeinen die Handlung das Primäre ist, mag es nun eine Instinkt- oder Nachahmungshandlung sein, und daß diese Handlung nur durch das Gesetz der Naturzüchtung abgeleitet werden kann, daß dagegen die begleitenden psychischen Elemente zuerst ganz nebensächlich sind und nur als „psychische Franse“, „psychischer Oberton“ auftreten, so erwächst den Gegnern dieser Ansicht die schwierige Aufgabe, zu bestimmen, woher alle jene Triebe, Gefühle, Wünsche im Menschen denn herkommen, aus denen nach ihrer Ansicht Staat, Familie, Religion usw. entstanden sind. Diese Methode fällt unter den Begriff der Koffertheorie

(Weismann). In die menschliche Seele werden genau so viel Triebe hineingepackt, als Handelweisen des Menschen abgeleitet werden sollen. Wenn umsichtig gepackt worden ist, kann man dann freilich diesem Koffer die Lösungen aller Probleme entnehmen.

Nach älteren Theorien ist der Ausgangspunkt für die Bildung der menschlichen Gesellschaft die absolute Vereinzelung der Individuen, ja sogar die Feindschaft zwischen denselben. Die Annahme des einstigen Kampfes aller gegen alle ist aber durch die Tatsachen in keiner Weise begründet. Der gegebene Ausgangspunkt für die Entwickelung des Menschen ist das Tier. Ich stelle daher kurz die wichtigsten Tatsachen des Tierlebens, die die Geselligkeit betreffen, zusammen.

Im allgemeinen kann den Tieren weder eine Tendenz zur Geselligkeit noch eine Tendenz zur Vereinzelung zugeschrieben werden. Von den niedersten bis zu den höchsten Arten treffen wir Tiere an, die immer vereinzelt, oder immer gesellig, oder zeitweise vereinzelt, zeitweise gesellig leben. Wo sich Geselligkeit findet, darf dieselbe nicht auf Sympathie oder einen besonderen Geselligkeitstrieb zurückgeführt werden, sondern nur auf einen objektiven Zweck. In vielen Fällen ist es zweifellos, daß derselbe in der Ernährung besteht. Pflanzenfresser versammeln sich an den Orten, wo die ihnen zusagenden Pflanzen zu finden sind, gewöhnen sich an das Zusammensein und erwerben Herdeninstinkte. Das gemeinsame Grasen vieler Wiederkäuer gehört hierher, die Vögelschwärme in Kirschbäumen und auch der gemeinsame Flug der Zugvögel, die zusammen die Länder aufsuchen, die auch im nordischen Winter ihnen Nahrung bieten. Die Fleischfresser jagen meistens vereinzelt; sobald aber eine gemeinsame Jagd zweckmäßig ist, schließen auch sie sich in Rudeln zusammen, wie die Wölfe.

Der Ausdruck „Kampf ums Dasein" hat vielfach ganz verkehrte Anschauungen über die Lebensweise der Tiere in den Köpfen der Laien erzeugt. Wie die Kaufleute einer Stadt sich den Verdienst abzujagen und sich gegenseitig tot zu machen versuchen, so sollen auch die Tiere einer Art um die Beute streiten. Ein solcher Kampf findet aber unter Tieren nur in seltenen Fällen statt und ist jederzeit durch besondere Umstände bedingt. Eine regelmäßige Erscheinung ist der Kampf um die Beute bei keiner Tierart. Der Kampf ums Dasein ist in erster Linie ein Kampf mit den gesamten Lebensverhältnissen, mit dem Klima usw. Wenn der Biologe sagt,

die Säugetiere hätten die Reptile der Juraperiode verdrängt, so denkt er nicht an einen physischen Kampf, in dem die Säugetiere Sieger blieben, sondern an ihre höhere Anpassung an die Verhältnisse. Zu den Lebensverhältnissen gehört nun auch für viele Tiere der Wunsch anderer Tiere, sie zu fressen. Aber auch hier handelt es sich nicht um einen physischen Kampf, sondern um Schutzvorrichtungen auf der einen, Gewandtheit und Schnelligkeit auf der anderen Seite. Der Vogel kämpft nicht mit der Mücke und der Löwe nicht mit dem Schaf. Es ist natürlich möglich, daß vereinzelt solche Kämpfe vorkommen, wie etwa zwischen dem Hirsch und den Wölfen. Aber auch da ist das Normale, daß der Hirsch sich durch die Flucht rettet und nur im Notfalle wird er kämpfen. Mag aber auch das Verhältnis von Beute und Raubtier als Kampf bezeichnet werden, so ist es ein Kampf zwischen verschiedenen Tierarten und würde etwa dem Kampf des Menschen mit dem Höhlenbären vergleichbar sein. Daß der Mensch die Tendenz, seinesgleichen der Nahrung wegen zu bekämpfen, von seinen tierischen Vorfahren ererbt habe, oder daß er im Beginn seines Auftretens mit Gefühlen des Hasses gegen seine Mitmenschen belastet war, ist eine ganz unbegründete Annahme. Die Betrachtung des Tierreiches kann uns nur veranlassen, dem Urmenschen weder einen ausgeprägten Hang zur Geselligkeit, noch zur Einsamkeit zuzuschreiben. In welcher Richtung die Entwickelung sich vollzog, war von äußeren Umständen, nämlich der Art des Nahrungserwerbes abhängig, nicht von irgend welchen Gefühlen und Trieben.

Ich sagte, Tiere derselben Art bekämpfen sich nicht der Nahrung wegen. Trotzdem kämpfen sie aber. Alle diese Kämpfe hängen aber nicht mit der Selbsterhaltung, sondern mit dem Geschlechtstrieb zusammen und finden nur in der Brunstzeit statt. Alle Tiere, soweit überhaupt Einzelbegattung stattfindet, kämpfen miteinander um das Weibchen, Insekten, Fische, Amphibien, Reptile, Vögel und Säugetiere. Das gilt nicht nur von den Männchen der Krokodile, Hirsche, Adler, den Stieren und anderen nach unserer Anschauung durch ihre natürliche Beschaffenheit zum Kampf geeigneten Tieren, sondern auch vom Lachs, den Fröschen, Schildkröten und Hasen. Warum diese Kämpfe stattfinden, ist noch nicht ganz klar. Man kann natürlich leicht den Tieren den Wunsch zuschreiben, den Gegenstand ihrer Liebe allein zu besitzen, oder irgend welche eifersüchtige Triebe. Aber auch wer kein Bedenken trägt, diese psychischen Zustände des

Menschen auf die höheren Säuger zu übertragen, wird doch kaum dem Geist der Insekten und Fische soviel zutrauen, zumal es sich oft, z. B. beim Lachs, gar nicht um den Besitz des Weibchens handelt, sondern nur um die Berechtigung, den Samen auf die vom Weibchen bereits gelegten Eier fallen zu lassen. Ich glaube, daß der Kampfinstinkt mit der Entwickelung von der Kollektivbegattung, wie sie noch bei den Heringen stattfindet, zur Individualbegattung zusammenhängt. Erst wenn die Zweckmäßigkeit dieses Übergangs, die wohl nicht nur darin besteht, daß die Eizelle ganz sicher mit der Samenzelle zusammentrifft, geklärt sein wird, wird der Kampfinstinkt seine Erklärung finden. Fest steht jedenfalls die Tatsache, daß solche Instinkte bei allen Tieren zur Brunstzeit vorhanden sind, auch wenn sie, wie bei manchen Vögeln, nur zur spielenden Nachahmung der Kampfbewegungen führen. Die Tanzbewegungen und das Sträuben der Federn ist kaum als Geltendmachen der eigenen Schönheit von den Vögeln erworben, auch wenn es dann nachträglich zuweilen diesem Zwecke diente. Da es nicht möglich ist, nachzuweisen, daß die Weibchen wirklich die Männchen wählen, die ihre Reize am meisten zur Schau tragen, konnte jenes Verhalten der Männchen nicht auf diesem Wege erworben sein, sondern muß als Rudiment älterer Handlungen aufgefaßt werden. Die Erscheinung, daß bei den Vögeln der Kampf zu Tanzbewegungen degeneriert, zeigt, daß der Zweck des Geschlechtskampfes auf höheren Stufen des Tierreiches entweder fehlt, oder nur noch sehr wenig wirksam ist, sie zeigt aber auch, daß der Instinkt außerordentlich stark ist und sich noch lange in rudimentärer Form erhält, auch wenn er zwecklos ist. Schon die Verbreitung des Instinktes im ganzen Tierreich macht es wahrscheinlich, daß er schon den ältesten gemeinsamen Vorfahren angehörte, oder wenn er von verschiedenen Arten selbständig erworben wurde, daß er auf gewissen Stufen des Tierreichs zu den notwendigen Erhaltungsbedingungen der Art gehörte.

Es liegt kein Grund vor, daß der Mensch auf diesem Gebiete eine Ausnahmestellung einnehmen sollte. Ich nehme daher an, daß der Kampf auch beim Menschen eine Betätigung des männlichen Geschlechtstriebes war und sich bei der Auswahl des Weibes betätigte. Ich hebe hervor, daß ich einen Zweck derartiger Kämpfe beim Menschen nicht einsehe und daß dieser Instinkt nur durch Vererbung zu erklären ist.

Eine weitverbreitete Anschauung hält für die Grundtriebe des menschlichen Handelns den Egoismus, der das eigene Wohl auf Kosten der Nebenmenschen durchsetzt und den Altruismus, der auf dem Gefühl der Sympathie beruht. Der Egoismus soll die Grundlage der tierischen und menschlichen Natur sein und wird auch Selbsterhaltungstrieb genannt. Der Altruismus dagegen entstammt dem Geschlechtstrieb. Die Sympathie der Gatten setzte sich nach dieser Theorie in die Liebe zu den Kindern um. So entstand die Familie, und auf dieser soll die menschliche Gesellschaft beruhen. Auf Grund der Beobachtungen im Tierreich gehe ich mit der entgegengesetzten Voraussetzung an die Untersuchung der menschlichen Urgesellschaft. Der Nahrungserwerb, also die Hauptbetätigung des sogenannten Selbsterhaltungstriebes, hat die Tendenz beim Menschen wie bei den Tieren, die Organismen zu gemeinsamer Tätigkeit zu erziehen und gesellige Tugenden zu züchten, mit dem Geschlechtstrieb dagegen sind Kampfinstinkte verbunden, die natürlich eine die Gemeinschaft gefährdende Tendenz haben. Es frägt sich, ob die Resultate der ethnographischen Forschung mit diesen Voraussetzungen übereinstimmen, und wie der Ausgleich zwischen den sich bekämpfenden Tendenzen gefunden wurde. Bei den Tieren ist derselbe in sehr verschiedener Weise erreicht. Eine große Anzahl von Tieren, z. B. die Vögel, schließt sich beim Nahrungserwerb zusammen und trennt sich in der Brunstzeit, bei anderen besteht die Genossenschaft nur aus Weibchen und einem Männchen, bei anderen endlich war die Folge des Zusammenschlusses im wirtschaftlichen Interesse eine völlige Änderung des Geschlechtslebens, z. B. bei den Bienen.

Ein dauerndes Zusammenleben der Menschen konnte also nur zustande kommen, wenn das Geschlechtsleben auf eine ganz andere Basis gestellt wurde, wie beim Tier; denn der mit dem Geschlechtsleben untrennbar verknüpfte Kampfinstinkt mußte jede dauernde Vereinigung unmöglich machen.

Ich stelle mit Genugtuung fest, daß ich, von einem ganz anderen Gesichtspunkte ausgehend, zu demselben Resultate gelange wie Darwin, daß nämlich die Entwickelung des Menschen aus der Primatoidengruppe in erster Linie durch die Auslese auf geschlechtlichem Gebiete hervorgerufen wurde. Ich halte die Vermutung für gerechtfertigt, daß der Ausleseprozeß darin bestand, ob in einer Gruppe der Zusammenschluß der Männchen so fest war, daß da-

durch der Geschlechtstrieb und der Kampfinstinkt beherrscht wurde. Wie der Prozeß im einzelnen verlaufen ist, wissen wir nicht. Ich stelle nur den tierischen Ausgangspunkt der Entwickelung und das beim Menschen erreichte Resultat zusammen, ohne dabei die für Darwin maßgebenden physiologischen Änderungen zu berücksichtigen.

1. Das Tier hat eine Brunstzeit. In dieser Zeit ist jedes Männchen der natürliche Feind jedes anderen. In der anderen Zeit leben die Tiere je nach ihrem Nahrungserwerb und Schutzbedürfnis einzeln nebeneinander oder vereinigen sich zu Herden.

Der Mensch hat keine besondere Brunstzeit. Daraus würde bei sonst gleichen Instinkten eine dauernde Feindschaft der Männer folgen. Tatsächlich sind aber die Männer dauernd zu Horden zusammengeschlossen, innerhalb deren der Geschlechtskampf ausgeschaltet ist. Dafür betrachtet jede Horde jede andere dauernd als ihren natürlichen Feind. Der permanente Kriegszustand ist nur in besonderen Fällen durch Bündnisse und Verträge unterbrochen. Ist der Kampf ursprünglich eine Geschlechtsfunktion, so folgt daraus, daß auch in geschlechtlicher Beziehung die Horde als Einheit zu betrachten ist und der älteste Kampf Frauenraub war. Daß Rudimente des Kampfes der einzelnen Männchen um das Weib überall vorhanden sind, ist bei der Stärke des ererbten Instinktes selbstverständlich. So schwingen, auch als der Grundton des tatsächlichen Kampfes verstummen mußte, die psychischen Obertöne nach, die Eifersucht und der Ehrgeiz, d. h. das Bestreben, sich namentlich im Kampfe auszuzeichnen. So ist nach K. v. d. Steinen der Schmuck, in dem der Mann dem Weib gefällt, aus der Kampftrophäe entstanden.[1])

2. Die beständige Brunstzeit und damit verbunden die beständige Kampfbereitschaft der Männer hatte eine viel stärkere Differenzierung des Mannes und Weibes zur Folge, als bei den höheren Tieren. Der Löwe und die Löwin suchen außer der Brunstzeit und der Pflegezeit der Jungen in derselben Weise ihre Nahrung. Sie sind daher an Mordlust und Jagdgeschicklichkeit einander gleich. Die natürliche Auslese vollzog sich dagegen beim Menschen bei den beiden Geschlechtern in verschiedener Weise. Bei den Männern wurden alle kriegerisch untüchtigen durch die natürliche Auslese beseitigt, bei den Weibern dagegen nicht. Sie wurden be-

[1]) a. a. O. S. 181.

schützt oder geraubt, verhielten sich also nur passiv. Männer und Weiber sind daher wirtschaftlich und physiologisch schon in der Urzeit ganz verschieden. Die Männer entstanden aus Pfeilen, die Weiber aus Maisstampfern, sagen die Bakairi. Die Männer leben von Jagd und Krieg, die Weiber sammeln Früchte und bauen sie an. Ich halte also die verschiedene physiologische Beschaffenheit nicht für die Ursache der verschiedenen wirtschaftlichen Betätigung der Geschlechter, sondern für deren Folge.

Der Repräsentant dieses ältesten Zustandes der menschlichen Gesellschaft ist das Männerhaus. Ich folge dabei ganz der verdienstvollen Arbeit von Schurtz „Altersklassen und Männerbünde."[1] Ich unterscheide mich von Schurtz nur darin, daß ich das Männerhaus als Mittelpunkt aller Männer der Horde für den ältesten Zustand halte. Dasselbe ist noch jetzt um so mehr verwirklicht, je mehr die betreffende Horde den alten Wirtschaftszustand beibehalten hat, bezw. in die alten kriegerischen Zustände aus irgend welchen politischen Verhältnissen zurückverfallen ist. Das vorwiegend friedliche Leben der meisten heutigen Naturvölker, verbunden mit den Anfängen von Feldbau, Viehzucht und namentlich Privatbesitz, machen das Männerhaus dagegen rudimentär und veranlassen das starke Variieren nach verschiedenen Richtungen, das nach Schurtz die empirische Untersuchung so erschwert.

Ich entnehme K. v. d. Steinen den Bericht über das Männerhaus der Bororo.[2] „Der Mittelpunkt des Bororodaseins ist das Männerhaus und neben dem unglaublich geräuschvollen Leben, das sich hier Tag und Nacht abspielt, sind die Familienhütten kaum etwas mehr, als der Aufenthalt für Frau und Kinder. Die vereinigten Männer heißen arôe, und zwar mit besonderer Rücksicht auf die gemeinsame Jagd . . . Der Stamm macht den Eindruck eines aus Jägern zusammengesetzten Männergesangvereins, dessen Mitglieder sich verpflichteten, solange sie nicht etwa 40 Jahre alt sind, nicht zu heiraten, sondern in ihrem Klubhaus miteinander zu leben. Die älteren, mit Familie versehenen Genossen sind die angesehenen Träger von Amt und Würden und können deshalb auch nur wenig Zeit zu Hause zubringen; sie nehmen an den Jagdausflügen teil oder haben im Klubhaus zu wirken, wo sie für Ordnung sorgen, die Gesänge leiten und an den beschäftigten Tagen auch an dem Essen

[1]) Berlin 1902.

[2]) A. a. O. S. 367 f.

teilnehmen, das die Frauen hinschicken . . . Bei den Bororo war das Familienleben deutlich eine Errungenschaft der Älteren und Stärkeren. Der Lebensunterhalt konnte nur erworben werden durch die geschlossene Gemeinsamkeit der Mehrheit der Männer, die vielfach lange Zeit miteinander auf Jagd abwesend sein mußten, was für den einzelnen undurchführbar gewesen wäre . . . Mit dem friedlichen Feldbau, den die Frau der Kulisehustämme entwickelt oder gelernt hat, sind die Verhältnisse vollständig verändert worden, die Gemeinschaftlichkeit der Männer, der arôe, trat in den Hintergrund, und konnte auf die für den Fischfang und die Festtänze beschränkt werden." Durch diese Entwickelung verwandelte sich das Männerhaus in das „Flötenhaus".

Wenn wir uns auf die wesentlichsten Züge beschränken, erhalten wir folgendes Bild der ältesten Entwickelung. Der Kern der Horde ist die Gruppe der kriegerischen und jagenden Horde, zu der die unkriegerischen, früchtesammelnden Weiber gehören. Zuweilen besteht zwischen Männern und Weibern noch ein Gegensatz im Dialekt oder sogar der Sprache, da die Frauen anderen Stämmen geraubt, oder in späterer Zeit abgekauft oder abgetauscht sind. So bemerkte Kolumbus zu seinem Erstaunen, daß die männlichen Bewohner der Antillen eine andere Sprache hatten als die Weiber. Die ersteren waren Kariben, die letzteren gehörten zum Stamm der Aruak.[1]) Das wichtigste Ereignis im Leben eines männlichen Wesens auf diesem Stand der Entwickelung ist die Übersiedelung von den Weiberhütten in das Männerhaus, die Knabenweihe. Die allgemeine Verbreitung und die hohe Bedeutung, die dieser Sitte auch bei veränderten sozialen Verhältnissen zugeschrieben wird, läßt auf die allgemeine Verbreitung des Männerbundes schließen. Die mit der Knabenweihe verbundenen Sitten stehen alle mit den Sitten des Männerhauses in Verbindung. Der Knabe wird mit den für den Kampf und die Jagd nötigen Waffen versehen, er wird Prüfungen unterworfen, die feststellen sollen, ob er charakterlich und körperlich der Lebensweise der Männer gewachsen ist, er vertauscht die Weiberkleidung mit der Männerkleidung, er wird wie ein Neugeborener behandelt, ist scheinbar sprachlos und muß die Männersprache erst lernen, er erhält einen neuen Namen usw. Ein Teil dieser Sitten hat sich lange erhalten, auch als der ursprüngliche Sinn verloren gegangen war. Dann wird der Grundton

[1]) Helmolt, Weltgeschichte, I. S. 196.

der Nachahmungshandlung von neuen psychischen Obertönen begleitet, so daß die Klangfarbe des Ganzen oft sehr von der ursprünglichen abweicht. So führt Oldenberg[1]) aus, daß die religiöse Weihe, durch die ein Knabe als Schüler eines Brahmanen aufgenommen wird, in ihren einzelnen Handlungen ganz der Knabenweihe der Wilden gleicht. Dabei werden die einzelnen Züge symbolisch gedeutet. Sogar der soziale Charakter der Knabenweihe ist hier verloren gegangen, da die Feier einen ganz privaten Charakter trägt und Lehrer und Schüler die einzigen Hauptpersonen sind. Die weitere Entwickelung besteht nur in einer Differenzierung der Männer, womit wir aber der Untersuchung vorgreifen, da wir Feldbau und Privatbesitz als die wirtschaftliche Grundlage der veränderten sozialen Verhältnisse ansehen müssen. Eine Kultur, die vorwiegend auf Nachahmung beruht, gibt der älteren Generation ein starkes Übergewicht über die jüngere. Beide verhalten sich wie Hypnotiseur und Hypnotisierter. Die ältere Generation ist der Träger der Überlieferung, wenn man so will, die personifizierte Tradition, die jüngere ist der Überlieferung und damit den Älteren untertan. Die älteren Männer waren daher zuerst in der Lage, die überlieferte Sitte zu ihren Gunsten umzuändern und individuelle Rechte auf eine oder mehrere der früchtesammelnden und früchtebauenden Weiber geltend zu machen. Dadurch wurde das Verhältnis der Geschlechter unter den Begriff gebracht, der auf allen Gebieten der menschlichen Kultur und des menschlichen Denkens die einschneidensten Umwandlungen hervorgerufen hat, den Begriff des Privatbesitzes, und damit wurde zugleich die Grundlage der modernen Ehe gelegt, wie sie im römischen Recht fixiert ist. Die Annäherung an den tierischen Zustand ist nur eine scheinbare. Wir haben es hier mit einer Konvergenzerscheinung zu tun. Zwei Reihen nähern sich von zwei ganz verschiedenen Voraussetzungen ausgehend demselben Punkt. Das Tier hat die Ehe auf Grund des Kampfgesetzes. Das Männchen kämpft mit jedem anderen, bis es mit einem oder mehreren Weibchen allein ist. Der Mensch kommt zu ähnlichen Zuständen auf Grund des von der Gesellschaft sanktionierten Begriffs des Privatbesitzes. Zu den drei Altersklassen der Knaben, Junggesellen und verheirateten bezw. besitzenden Männer kommt dann vielfach noch als vierte die Klasse der Greise. Bei primitiven Zuständen existiert dieselbe nicht, da die unkriegerischen Greise meist auf gewaltsame Weise

[1]) „Religion des Veda“. S. 470.

entfernt werden. Der mit Privatbesitz und Familie versehene Greis hatte dagegen nicht nur Daseinsrecht, sondern galt auch bald als Träger der Tradition für das Haupt der Gemeinschaft. Die vierte Altersklasse bildet dann der Rat der Alten, der Geronten, der Senat.

Diese Entwickelung setzt, wie gesagt, den Privatbesitz und friedliche Zustände voraus. Sobald dieselben durch Krieg unterbrochen werden, wird die ganze Entwickelung scheinbar rückgängig gemacht, die Gesellschaft fällt in die alte Form des Männerbundes zurück. Das Heer der waffenfähigen Männer ist der Männerbund, das Feldlager das Männerhaus. Ebenso ist der Männerbund die natürliche Organisation, wenn es sich um Bestrebungen handelt, die den Privatbesitz nicht berühren, so die Mönchsorden der katholischen Kirche und der Buddhisten und die spielenden Nachahmungen des Männerbundes in den modernen Vereinen für wohltätige und gesellige Zwecke.

Ich bespreche jetzt einige der wichtigsten Sitten, die sich bei allen oder doch vielen Naturvölkern finden, ohne dabei Vollständigkeit zu erstreben.

I. Den Anfang mache ich mit den Sitten, die das Geschlechtsleben betreffen. Ich halte die Meinung, daß die tierische Ehe kontinuierlich in die menschliche übergegangen ist, für ganz irrig, denn erstens ist der Charakter beider Institutionen nur für eine oberflächliche Betrachtung derselbe, und andererseits lassen die von Morgan, Lippert, Kohler u. a. zusammengestellten Tatsachen keinen Zweifel, daß zwischen diesen beiden Extremen eine andere Form des Geschlechtsverkehrs bestanden hat, die ich in Übereinstimmung mit anderen Forschern als Gruppenehe bezeichne. Das wesentliche derselben ist, daß die Horde die Weiber raubt und besitzt, wenn unter diesem Wort die tatsächliche Nutznießung auf Grund des Rechtes des Stärkeren verstanden wird. Die Horde ist also auch auf geschlechtlichem Gebiete die Einheit. In dem Begriff Gruppenehe soll aber nicht liegen, daß innerhalb der Horde der Geschlechtsverkehr ungebunden war, und darin stimme ich Westermarck bei, daß, wo das scheinbar der Fall ist, eine Degeneration älterer geregelter Institutionen vorliegt. Der Vergleich der Berichte über die Verhältnisse bei den verschiedenen Völkern läßt wohl nur den Schluß zu, daß innerhalb der einzelnen Gruppen der Geschlechtsverkehr in sehr verschiedener Weise geregelt war, nur mußte unter allen Umständen — und das halte ich für den objektiven Zweck der oft

so verwickelten Heiratsgebräuche —, erreicht werden, daß der Kampf der Männer untereinander ausgeschlossen war. Je älter eine Volkssitte ist, um so strenger sind im allgemeinen die Heiratsregeln, die, wenn auch nicht immer einem Mann eine ganz bestimmte Frau zuweisen, doch die Auswahl sehr beschränken. Erst als der alles zertrümmernde Begriff des Privatbesitzes die Familie als Eigentum des Mannes definierte, degenerierten die in der Altersklasse der Junggesellen erhaltenen Überreste der Gruppenehe zu Formen, die oft der modernen Prostitution nahe stehen. Weiter kann ich dies vielumstrittene Thema nicht behandeln, ohne auf Einzeldiskussionen einzugehen.

Zum Beweis, daß die Raubehe als ursprünglichste Form der Weibergewinnung angesehen werden kann, verweise ich auf die Werke, die diesen Gegenstand eingehend behandeln, z. B. Lubbock, Entstehung der Zivilisation. 3. Kap. Die Sitte hat sich allerdings nirgends vollständig erhalten und lebt nur in Überresten fort. Zu dieser gehören hauptsächlich folgende:

1. Alte Sagen von Frauenraub und anschließenden Kämpfen. Ich erinnere an den Raub der Sabinerinnen, den Raub der Helena, an germanische Sagen ähnlichen Inhaltes, z. B. das Gudrunlied.

2. Hochzeitsgebräuche, die in Scheingefechten und Wettkämpfen bestehen. Dieselben finden sich bei allen Völkern und fehlen selbst in den heutigen Gebräuchen der europäischen Landbevölkerung nicht ganz.

3. Das Verbot, mit den Schwiegereltern zu verkehren. Da dasselbe weniger bekannt sein dürfte, führe ich einige Stellen aus Lubbock (a. a. O. 1. Kap.) an. „Franklin erzählt uns: Die Indianer im hohen Norden halten es für außerordentlich unpassend, wenn eine Schwiegermutter mit ihrem Eidam spricht, ja ihn auch nur ansieht. Hat sie ihm eine Mitteilung zu machen, so muß sie ihm der Sitte gemäß den Rücken zuwenden und darf ihn nur durch die Vermittelung einer dritten Person anreden. Nach Dubois ist es in einigen hindostanischen Bezirken der Frau nicht gestattet, mit ihrer Schwiegermutter zu sprechen. Wird ihr eine Arbeit anbefohlen, so deutet sie ihre Bereitwilligkeit nur durch Zeichen an. In Zentralafrika läßt sich der Freier nicht wieder vor dem Vater oder der Mutter seiner Frau sehen. Er vermeidet es auf alle Weise, ihnen in den Weg zu kommen, und bemerken sie ihn durch Zufall doch, so bedecken sie ihr Gesicht,

als seien alle Bande der Freundschaft gelöst. Ich bemühte mich vergebens, den Ursprung dieser wunderlichen Sitte zu entdecken, doch war die einzige Antwort, die ich erhielt: Das ist so unsere Weise. Sie erstreckt sich übrigens nicht nur auf Verwandte. Gehört der Bräutigam einem anderen Lager an, so hat er alle Eingeborenen, die zur Horde des Mädchens gehören, zu vermeiden." Ähnliche Bräuche zählt Lubbock bei den Kaffern, Chinesen, Australiern und Mongolen auf. Sie sind offenbar Rudimente der Sitte, die Angehörigen der Braut als Feinde zu behandeln.

4. Bei vielen Völkern darf nur der Mann heiraten, der einen Feind getötet hat. Der Skalp oder andere Zeichen der Kampftüchtigkeit sind zugleich Zeichen der Begattungsfähigkeit. Damit steht die Sitte im Zusammenhang, den Knaben beim Eintritt der Geschlechtsreife Waffen zu übergeben und in die Reihe der Krieger aufzunehmen. Dieser Brauch ist ja an und für sich schon dadurch genügend erklärt, daß mit der Geschlechtsreife die körperliche Entwickelung so weit fortgeschritten ist, daß Waffen mit Erfolg geführt werden können. Im Zusammenhang der Tatsachen scheint mir diese Erklärung aber nicht genügend. Daß Geschlechtsreife und Kampffähigkeit zusammenfallen, ist ja auch nicht zufällig, sondern beruht auf Vererbung. Bei allen Tieren entwickeln sich die Kampforgane als sekundäre Geschlechtsmerkmale. Die sekundären Geschlechtsmerkmale sind Drüsen, die riechende Stoffe absondern, Fleischlappen, Hörner usw. Dieselben entstehen erst vor der Brunstzeit oder erreichen doch in dieser ihre stärkste Entwickelung. Die doppelte Äußerungsweise des Geschlechtsinstinktes als Kampfinstinkt und Begattungstrieb zeigt sich darin, daß die meisten dieser Organe sowohl zum Kampf gegen Männchen wie zur geschlechtlichen Erregung der Weibchen dienen, und die Zoologen sind vielfach darüber im Unklaren, welcher Zweck der wichtigere ist. Hörner z. B., die der Laie für Kampforgane zu halten geneigt ist, sind oft so gestaltet, daß sie zum Kampf völlig unbrauchbar sind. Es sei nebenbei darauf aufmerksam gemacht, daß der Zusammenhang zwischen geschlechtlicher und kriegerischer Leistungsfähigkeit auch heute noch im Bewußtsein beider Geschlechter besteht. Nicht nur der Wilde weiß, daß er im Kriegsschmuck den Weibern am besten gefällt; auch der Offizier kennt den Einfluß der Uniform ebenso wie der Student die Bedeutung der Narben.

Wenn meine Behauptung richtig ist, daß der Kampfinstinkt ein

beständiger Begleiter des tierischen Geschlechtstriebes ist, und daß er auch beim Menschen noch stark genug war, um die älteste Form der Ehe zu bestimmen, ist es wahrscheinlich, daß er sich in psychischen Überbleibseln noch beim Kulturmenschen nachweisen lassen muß. Obwohl diese Frage nicht in den Gang der Entwickelung gehört, gehe ich darauf ein, da ich glaube, die von mir vertretene Ansicht dadurch stärken zu können. Der den Geschlechtskampf begleitende Bewußtseinszustand kehrt in rudimentärer Form im Zustand der Eifersucht wieder. Die Eifersucht wird gewöhnlich als abgeleiteter Affekt aufgefaßt. Die Voraussetzung soll eine starke Liebe sein, die durch die Furcht, das geliebte Wesen zu verlieren, hervorgerufen wird. Das entspricht nicht den Erfahrungstatsachen. Allerdings ist die Eifersucht häufig mit starker Liebe verbunden. Die Fälle, wo die Liebe entweder ganz fehlt, oder in gar keinem Verhältnis zur Stärke der Eifersucht steht, sind aber zu häufig, um als Ausnahmefälle übersehen werden zu können. Ich erinnere an die meiner Meinung nach psychologisch wahre Schilderung der Eifersucht in Tolstois Kreuzersonate. Ich halte die Eifersucht nicht für abgeleitet, sondern für einen elementaren auf Vererbung beruhenden Affekt. Es gibt kaum eine andere Leidenschaft, die in so hohem Grade den Menschen in Besitz nehmen kann, die ihn so vollständig aus seiner gewohnten Art des Denkens und Wollens herausreißt, die sich so sinnlos und unvernünftig äußert wie die Eifersucht. Im Othello hat Shakespeare diesen Rückfall ins Tierische geschildert. Von der sonstigen Lebensführung Othellos hebt sich die Zeit seiner Eifersucht ab, wie die Zeit einer Geisteskrankheit, in der die Verbindungsfäden mit dem sonstigen Seelenleben fehlen und aus dem Untergrund der Seele tierische Triebe auftauchen und das Handeln bestimmen. Das besonnene Urteil ist verschwunden, an Stelle der vornehmen Gesinnung tritt List und Argwohn. Die Eifersucht ist, wenn der Mensch sie frei austoben läßt, jederzeit auf den Tod des Gegners gerichtet. Keine andere Leidenschaft ist so blutdürstig. Im Duell besitzen wir noch ein zu diesem Zweck oft angewandtes Mittel, diesem Triebe zu folgen, ohne das Odium des Mordes auf uns zu nehmen.

Damit komme ich zu der ganz allgemein bestehenden nahen psychischen Verbindung, in der noch heute Blut, Kampf, Mord, Grausamkeit zum Geschlechtstrieb steht. Die Farbe des Blutes ist nicht nur beim Truthahn und Stier, sondern auch beim Menschen die

Farbe der Brunst und des Kampfes. Die Sucht zu quälen, die Freude an der Grausamkeit, die bei den Wilden, den Chinesen und in Europa im Mittelalter offen hervortrat, ist wollüstiger Natur. Treffen wir heute in Europa die Verbindung von Wollust und Quälerei an, so sind wir geneigt, einen geistigen Defekt anzunehmen, so bei den Lustmorden und dem Sachermasochismus, dem die Peitsche das Symbol der Liebe ist. In dasselbe Kapitel gehört der Inhalt vieler Kolportageromane und der wollüstige Zauber, der viele bei Abbildungen von Hinrichtungen und bei den Folterszenen im Separatzimmer von Wachsfigurenkabinetten ergreift.

Auch als die Raubehe durch friedliche Formen abgelöst war, erhielt sich die Sitte, daß nur mit einer einer anderen Horde entstammenden Frau der Geschlechtsverkehr erlaubt war. Man hat diese Sitte vielfach durch die üblen Folgen der Inzucht begründet. Bewußt war dieser Zweck den Naturvölkern wohl sicher nicht. Ob er im Sinn der natürlichen Auslese gewirkt hat, ist mir fraglich. Jedenfalls hätte er dann die Sitte, die durch die Raubehe schon gegeben war, nur erhalten, nicht aber geschaffen. Der Frauenraub selbst ist, wie gesagt, nur in der Sage und äußeren Formalitäten festgehalten, in Wirklichkeit überläßt die eine Horde ihre Weiber der anderen zum geschlechtlichen Verkehr. Diese Gruppen, die ursprünglich die Einheiten des Geschlechtsverkehrs waren, tauchen später in der Geschichte auf; bei den Römern war es die Gens, bei den Schotten der Clan, bei den Griechen das Genos, bei den Germanen die Sippe. Die Gesamtheit der im Geschlechtsverkehr stehenden Gruppen ist der Stamm.

Die Gruppenehe ist nirgends in voller Reinheit vorhanden. Nur durch zahlreiche Überreste wird ihr einstiges Vorhandensein wahrscheinlich gemacht. „Aus dem Altertum sind zahlreiche Berichte von Zuständen überliefert, die nahe an die Promiskuität streifen; die freie Liebe vor der Ehe ist bei vielen Naturvölkern der Gegenwart noch zu beobachten, und zahlreiche Bräuche scheinen zu beweisen, daß die Männer des Volkes ein gewisses Anrecht auf jede Frau wenigstens bis zu ihrer Verheiratung behaupten, und daß bei der Hochzeit gewissermaßen als Abkauf die Braut in Wirklichkeit oder doch symbolisch den männlichen Hochzeitsgästen oder deren Vertreter, dem Häuptling, Priester u. dgl. preisgegeben wird (jus primae noctis) . . . Wo die freie Liebe vor der Ehe in patriarchalisch geordneten Gesellschaftsgruppen vorkommt, da ist sie nichts an-

deres als ein Überrest aus matriarchalischer Zeit, der im Laufe der Entwickelung verschwindet, und dann die seltsam cynischen Hochzeitsbräuche als letzte Spur hinterläßt; nebenbei bemerkt ist der freie Geschlechtsverkehr vor der Ehe bei den meisten europäischen Kulturvölkern, wenigstens bei der Landbevölkerung, noch recht häufig (Probenächte, Fensterln usw.). In der mutterrechtlichen Gesellschaft aber unterliegt diese „freie Liebe" durchaus denselben Gesetzen und Verboten wie die Ehe: die jungen Leute derselben Sippe verkehren nicht miteinander, sondern mit denen der anderen Sippen." (Schurtz, a. a. O. 104 f.).

Daß der Geschlechtstrieb, der stärkste tierische Instinkt, so völlig durch die Sitte reguliert werden konnte, ist ein Zeugnis für die unumschränkte Herrschaft der Interessen der Gesellschaft über den einzelnen, der Suggestion über den Instinkt. Der Unterwerfung der Leidenschaft des Individuums unter die gesellschaftliche Ordnung dienten wohl auch die Vorrichtungen, die äußerlich die sofortige Vollziehung des Koitus bei aufwallender Begier verhinderten. Dieselben bestanden einfach in einem Zusammenschnüren der Vorhaut oder, wie auf den Admiralitätsinseln, in einer kleinen Muschelklappe. Die häufigste Form ist jedoch der Schurz, der an dem zu diesem Zwecke angelegten Lendengurte befestigt wird. Aus diesem Lendenschurz ist im Laufe der Entwickelung die Hose hervorgegangen, die ja noch heute das Wahrzeichen der Keuschheit ist. Aus der Sitte, die Geschlechtsteile zu verhüllen, entstand als psychischer Oberton das Schamgefühl. Die Entfernung der Hülle war die Vorbereitung zur Begattung, deren Ausübung durch die Sitte geregelt war. Daher ist die völlige Nacktheit bei vielen Naturvölkern wenigstens in Gegenwart von Weibern verpönt, oder, wo die Geschlechtsteile immer sichtbar und nur durch Zusammenschnüren gehemmt waren, das Entfernen dieser Hindernisse.

II. Bei längerem Verweilen an einem Orte war die Erhaltung der Reinlichkeit ein notwendiges Erfordernis. Schon den Neolithiker bestimmten hygienische Rücksichten in seinem Verhalten. Der Abfall und Unrat wurde in besondere Gruben geschüttet, wie der Fund an der Schussenquelle lehrt, oder auf Haufen in einiger Entfernung von den menschlichen Wohnungen geworfen, wie die Küchenabfallhaufen Dänemarks und Südamerikas beweisen. Auch die Anlage der Pfahlbauten diente neben anderen wohl auch diesem Zwecke. Aus demselben Grunde mußten die Toten beseitigt werden, wenn sie in

Verwesung übergingen. So finden wir überall Sitten, die diesen Zweck verwirklichen. Im einzelnen sind sie sehr verschieden, die Toten werden Vögeln zum Fraße überlassen, sie werden ins Wasser geworfen, vergraben, verbrannt usw. Auffallend ist dabei die Sitte, dem Toten seine Waffen, Werkzeug, Kleidung, Speise und Trank und in späterer Zeit sogar Sklaven, Frauen, Tiere und Geld mitzugeben. Die übliche Erklärung beruft sich hier wieder auf die Phantasie und das falsche Schließen des Wilden. Er soll der Meinung sein, daß der Tote diese Dinge noch brauchen könne, daß er ein mächtiges Wesen sei, das ihm schaden könne, wenn er seinen Besitz zurückhalte. Offenbar muß die geistige Struktur, die zu diesen falschen Schlüssen führte, auf der ganzen Erde gleichmäßig entstanden sein; denn jene Sitte kehrt bei allen Völkern wieder. Nun sollte man meinen, daß schon auf einer sehr niedrigen Stufe der geistigen Entwickelung die Entdeckung gemacht werden konnte, daß Tote keine Waffen und Nahrung gebrauchen, daß tote Hunde nicht mehr beißen und daß das sicherste Mittel, einen Menschen ungefährlich zu machen, darin besteht, ihn totzuschlagen. Die Vorstellung von der Macht der Toten ist nun freilich unzweifelhaft vorhanden. Daß sie aber ursprünglich sei, d. h. unmittelbar aus dem Denken der Völker folge, halte ich für unmöglich. Das Wirkliche ist vernünftig, sagt Hegel, das Zweckvolle wird wirklich, wenn es möglich ist, sagt Weismann. Das Zwecklose kann immer nur als Nebenprodukt oder Überrest des zweckmäßigen Geschehens aufgefaßt werden. Wie sollen die Menschen sich eine Funktion wie ihren Verstand erworben haben, wenn er sie in einem so einfachen Falle irreführte und dazu verleitete, von ihrem wenigen und mit viel Mühe hergestellten Werkzeuge ganz regelmäßig einen großen Teil wegzuwerfen? Wenn auch die folgende Hypothese über die Entstehung der Sitte nicht zutreffend sein sollte, so ist das noch kein Beweis für die Richtigkeit der bisher üblichen. Sie widerstreitet erstens dem Grundgesetz der Biologie von der Verwirklichung des Zweckvollen und ich nehme ebenso gern eine physikalische Hypothese, die dem Gesetz der Erhaltung der Energie widerspricht, an, wie eine derartige biologische. Zweitens setzt sie bei einer sicher in die älteste Zeit zurückreichenden Nachahmungshandlung voraus, daß sie psychisch, d. h. hier, durch Denken entstanden sei. Wenn wir aber schon die Annahme ablehnen, daß die Erzeugung des Feuers durch Reibung durch vernünftiges Nachdenken entstanden sei, so können

wir unmöglich annehmen, daß die Bestattungsriten durch unvernünftiges Denken entstanden sind.

Ich bezweifle zunächst, daß der Wilde dem Toten dessen Besitz mitgibt; denn den Begriff Privatbesitz kennt die älteste Zeit nicht. Man kann natürlich den Begriff so erweitern, daß schon die Tiere ihn haben. Wenn der Fuchs einen Teil seiner Beute versteckt, so zeigt er damit nach Spencer, daß er eine Vorstellung von dem Wesen des Privatbesitzes hat. Tatsächlich handelt er aber rein instinktiv und läßt sich durch keine Begriffe bestimmen. Ebenso ist der Schmuck des Wilden, seine Waffen und der ihm bei der gemeinsamen Mahlzeit zukommende Anteil nicht notwendig sein Besitz. Ich halte es für wahrscheinlich, daß diese Dinge in alter Zeit als wesentliche Attribute der Person selber aufgefaßt wurden. Ich stütze mich dabei nicht auf eine ad hoc zurecht gemachte psychologische Theorie, sondern auf eine bekannte Entwickelung Lotzes im Mikrokosmus, aus der ich einige charakteristische Stellen entnehme. Lotze führt aus, daß bei einem Werkzeuge nicht nur die Hand die Berührung mit dem Werkzeug empfindet, sondern daß die Seele gleichsam in das Werkzeug überströmt und auch eine unmittelbare Empfindung für die Berührung des Werkzeuges mit dem bearbeiteten Körper hat.[1] „Auf diesem doppelten Berührungsgefühle beruht der Gebrauch aller Werkzeuge; keines von ihnen würde lenksam genug sein, wenn wir bloß sein Dasein in der führenden Hand und nicht mit gleicher sinnlicher Deutlichkeit sein Eingreifen in das zu behandelnde Material gewahr würden. Nur unter dieser Bedingung ist der vortastende Stock dem Blinden, die Sonde dem Wundarzt nützlich; Feder und Pinsel würden ungefüge Mittel in der Hand der Schreibenden oder Malenden sein, wenn wir nicht unmittelbar ihre Berührung mit dem Papier fühlten. Messer und Gabel würden einen Teil ihrer Bestimmung verfehlen, wenn wir nur die Lage ihres Griffes in der Hand, nicht das Eindringen ihrer Schneide in die Gegenstände zugleich fühlten. Beim Nähen scheint unsere Wahrnehmung unmittelbar in der Spitze der Nadel gegenwärtig zu sein. und wir empfinden, wie sie zuerst das Gewebe in einen erhabenen Gipfel vor sich herdehnt, um dann mit einem plötzlichen Stoße hindurchzudringen. So fühlt ferner der Holzhauer neben dem Anprall der Axt gegen seine Hand, auch ihren zischenden Einschnitt in das

[1]) Mikrokosmus. 3. Aufl. S. 205 ff.

Holz, so der Soldat das Eindringen seiner Waffe in das Fleisch des Gegners.“ Unsere Seele ist also scheinbar nicht nur durch den Leib ergossen, sondern verbreitet sich noch weiter. „Ganz mit dem gleichen überredenden Scheine, mit welchem sie vorher in den Fingerspitzen gegenwärtig zu sein schien, ist sie jetzt wahrnehmend und empfindend auch an dem Ende des Stockes, der Sonde, der Nadel zugegen.“ Dasselbe gilt nun von Kleidung und Putz. Von der Kopfbedeckung sagt Lotze: „So entsteht die freundliche Täuschung, als reichten wir selbst, unser eignes Leben und unsre Kraft bis in jene Spitze hinauf, und bei jedem Schritt, der diese erschüttert, bei jedem Windhauch, der sie in Bewegung setzt, scheint für unser Gefühl ganz deutlich da oben ein Teil unseres Wesens feierlich hin und her zu schwanken. Man fühlt sich daher offenbar ganz anders in einem zylindrischen Hute, der diese Emotionen begünstigt, als in einer Mütze, deren aufgerichteter Zipfel nur sehr unvollkommen dieselben Dienste leisten würde. Und ganz begreiflich wird uns die schon früh und auf niederen Kulturstufen auftretende, auf höheren vervollkommnete Neigung, durch hohe und steile Helme, durch Bärenmützen, durch turmartige Frisuren nicht bloß die Fürchterlichkeit und Ehrwürdigkeit der Figur für den Anblick anderer zu steigern, sondern, was mehr ist, auch das Gemüt des Trägers selbst mit dem Gefühle einer majestätisch nach oben verlängerten Existenz zu kräftigen.“ „Die zweite Form jener Gefühle verdanken wir allem hängenden und flatternden Schmuck, der unsere Körperoberfläche durch eine reizende Abwechselung von Drehungen nach verschiedenen Richtungen erregt und uns veranlaßt, uns selbst als in den peripherischen Bahnen der freischwingenden Enden gegenwärtig zu fühlen. Wenn die Kinder sich einen Schwanz anheften, so wollen sie nicht nur, daß andere ihn sehen, sondern, indem seine Spitze über die Erde schleift, fühlen sie seine Berührung mit dem Boden. Wenn er frei beim Laufe in der Luft schwingt, fühlen sie, je länger er ist, um so deutlicher diese Schwingungen, bis in sein letztes Ende hinein. So haben sie ziemlich denselben Genuß einer nach dieser Seite hin beweglich verlängerten Existenz, als wäre dies neue Organ ihnen wirklich angewachsen. Diese Form des Gefühls ist ganz besonders einer geschmackvollen poetischen Verfeinerung fähig und ist auch wirklich zu allen Zeiten das Ideal der Toilettenkunst gewesen. Die Muscheln, die Glaskorallen, die Steine und Knochenstücke, welche die Indianerin hängend und schwan-

kend um ihre Handknöchel reiht, die Ohrringe, die flatternden, herabhängenden Bänder und Gürtelenden unserer Mädchen, die leichtschwebenden Fangschnuren, die schweren Troddeln und Quasten der Uniformen, gewichtig pendulierende Ketten und Kreuze, Federbüsche, Uhrgehänge, wehende Schleier und Mäntel, alle diese Mittel wendet die scharfsinnige Phantasie an, um nach allen Seiten hin unser Dasein auszudehnen." Dann führt Lotze aus, daß auch in der gewöhnlichen Kleidung die Seele des Menschen wohnt. „Auf denselben Gründen beruht es endlich, daß eine künstliche Ersetzung verloren gegangener Körperfülle nicht nur andere, sondern auch die Beteiligten täuscht; denn jeder Reiz, der diesen falschen Körperumfang trifft, wird vermöge jenes doppelten Berührungsgefühles so empfunden, als hätte er bereits die wirklichen Grenzen des lebendigen Leibes erreicht."

Ich würde es nicht wagen, mich auf psychologische Beobachtungen, die am modernen Menschen gemacht sind, zu stützen, wenn diese Beobachtungen nicht im Gegensatz stünden zu unserem theoretischen Begriff der Person. Rock und Hut rechnen wir nicht mit zur Person. Trotzdem ist die Vorstellung, die ich mit der Vorstellung Ich verbinde oder mit dem Namen eines Bekannten, nicht ein nackter Leib, sondern ein bekleideter. Für unser unmittelbares Empfinden ist der nackte Leib und sogar schon ein Mann in Hemdärmeln eine Person, der etwas fehlt. Daß die Kleidung wechselt und abgelegt werden kann, ändert daran nichts. Das gilt auch von den Haaren, dem Inhalt des Magens und sogar von Arm und Bein, die doch sicher zur Person gehören. Wenn der einfache Mann philosophiert, wird er ohne Frage nur den Leib zur Person rechnen, wobei es freilich schwierig ist, zu bestimmen, wann z. B. die Nahrung, die zuerst Privatbesitz des Menschen ist, ein Teil seines Ich wird; Hut und Rock rechnet er dagegen unter den Allgemeinbegriff Kleidung und diesen unter den noch allgemeineren Privatbesitz. Ist er spekulativ beanlagt, dann wird er nur die Seele für das Ich erklären; auch der Leib ist dann nur zeitweiliger Besitz, die Wohnung der Seele. Denken wir uns nun alle diese theoretischen Untersuchungen und die daraus folgenden Begriffe fort und beschränken uns auf unsere von der Blässe der Gedanken nicht angekränkelte unmittelbare Vorstellung der Person, nehmen wir ferner an, daß dies die älteste Vorstellung einer Person ist, die der des Urmenschen, wenn auch nicht gleicht, aber doch nahe kommt, so ist unser Prob-

lem gelöst. Nicht weil der Wilde zu viel nachdachte, sondern weil er noch zu wenig oder gar nicht nachdachte, begrub er mit dem Toten auch Pfeil und Bogen. Der Begriff der Person hatte sich für ihn noch nicht differenziert in die Idee des nackten Leibes und der Kleidung, der juristischen Person und deren Eigentum. Die Tradition schrieb vor, den Stammesgenossen, von dem der Verwesungsgeruch ausging, zu verbrennen oder zu vergraben; er tat das und beseitigte alles, was für ihn die Vorstellung „Stammesgenosse" bedeutete. Als nun aus dem ältesten Begriff der Person sich der Begriff „Eigentum" als einer zwar zur Person gehörigen, aber von ihr lösbaren Sache abspaltete — Gleichsetzung von Ich und Eigentum ist auch heute im Bewußtsein vieler nicht selten —, als zugleich das Denken in stärkerer Weise als früher die Nachahmungshandlungen begleitete, entstand ein Gegensatz zwischen der Tradition und der neuerworbenen Gewohnheit, selbstsüchtig zu handeln, ein Gegensatz, der dem zwischen Dogma und Vernunft, Glauben und Wissen ähnelt. Jetzt sollte das Unmögliche möglich gemacht werden, es sollte bewiesen werden, daß eine irrationale Größe rational sei, und bei einer solchen Gelegenheit ist, wenigstens für einige Zeit, „falsches Denken" oft sehr zweckmäßig für eine ruhige Entwickelung der Dinge.

III. Über Sitten, die der materiellen Kultur dienen, wie Gebrauch der Werkzeuge, des Feuers usw., habe ich bereits am Anfang des Kapitels gesprochen. Schwierig für das Verständnis ist die Ausschmückung vieler Werkzeuge mit Tierfiguren und Ormenten. Einige Verzierungen lassen sich als Rudimente von einst zweckmäßigen, dann nutzlosen Teilen verstehen, so können Giftrinnen an Pfeilen zu Zierrat degenerieren, oder Blattornamente auf einem Tongefäß können dadurch entstanden sein, daß die Töpfe durch Ausfüllung von Reisiggeflecht mit Ton in alter Zeit hergestellt wurden. Diese Erklärung genügt aber nur für einen verschwindend kleinen Teil des vorliegenden Materials. Die allgemeine Verbreitung der Verzierung läßt jedenfalls auf eine sehr weit zurückliegende und allgemein menschliche Ursache schließen. Ob sie in der einstigen Gebärden- und Bildersprache zu suchen ist, kann ich nicht entscheiden. Daß vielfach die Gewohnheit, den Körper und die Geräte zu schmücken, mit psychischen Vorgängen verbunden ist, die wir ästhetisches Wohlgefallen nennen können, ist unzweifelhaft. Die Verzierungen aber aus dem Kunst-

trieb abzuleiten, heißt nicht das Problem lösen, sondern es durch eine Redensart verbauen.

IV. Ich gehe zu den Sitten über, die den inneren Bestand der Horde sichern, den Vorläufern von Recht, Verfassung, Regierung. Da die alte Kultur auf Nachahmung beruht, diese aber nur innerhalb der Horde möglich ist, so ist der Träger der Entwickelung die Gemeinschaft. Geht dieselbe verloren, so verlieren die Menschen damit alle Errungenschaften ihrer Vorfahren, sie stehen wieder auf dem Standpunkt des Tieres, da sie im Kampf ums Dasein allein auf die ererbten Instinkte angewiesen sind, oder vielmehr, sie stehen unter dem Tier, da die Instinkte ihre Sicherheit immer mehr verlieren, je mehr die Mittel für den Kampf ums Dasein dem Menschen durch Erziehung, d. h. durch die Nachahmung des Tuns der Vorfahren, überliefert werden. Für den Menschen sind daher nicht nur die Gewohnheiten zweckmäßig, die direkt der Erhaltung des Individuums dienen. Je mehr die Kultur einer Gesellschaft auf Suggestion beruht, um so zweckvoller sind alle Handlungen und Bräuche, die den Bestand der Gemeinschaft sichern. Es ist unmöglich, die alten Kulturen zu begreifen, wenn nur das für zweckmäßig gilt, was der Erhaltung des Individuums dient. Wie bei den Tieren die Erhaltung der Art höher steht als die Erhaltung des Individuums, und die Fortpflanzung oft auf Kosten des Lebens der Erzeuger erfolgt, so findet sich beim Menschen dasselbe Gesetz darin bestätigt, daß viele Handlungen als festsuggerierte Volkssitten erworben werden, die das Wohlergehen und Leben des Einzelnen gefährden oder vernichten, indem die Individuen den Zwecken der Gemeinschaft geopfert werden. Der letzte Zweck bei Mensch und Tier ist immer die Erhaltung der Art. Derselbe fällt häufig mit dem Zweck der Erhaltung des Individuums zusammen, aber durchaus nicht immer. So ist z. B. die bei allen Wilden vorhandene Gewohnheit der gegenseitigen Hilfeleistung in Gefahren durchaus unzweckmäßig für das hilfeleistende Individuum, aber zweckmäßig für Erhaltung der Art. Ebenso sind alle Bräuche, die den Bestand der Horde sichern, zweckmäßig. Der Mensch in Mitten des Tierreiches kann nicht bestehen, ohne die Mittel einer wenn auch noch so dürftigen Kultur, die Kultur ist aber nur möglich durch Nachahmung. Da der Träger der Nachahmung die Horde ist, ist der Bestand derselben notwendig.

Zu den uralten Sitten, die den Bestand der Horde sichern sollen, gehört der Brauch, alle Glieder, die die Beweglichkeit und Stärke

derselben hindern, zu beseitigen. Schurtz vergleicht den Vorgang mit dem Ausscheiden eines Fremdkörpers aus dem tierischen Organismus (a. a. O. S. 609). „Das tritt namentlich in dem Verhalten gegen Greise, Kranke und überzählige Kinder hervor, gegen Personen also, die der Gesellschaft durch ihr bloßes Dasein lästig fallen, und die man deshalb wie Fremdkörper einfach ausscheidet. Der Begriff der Strafe kommt hierbei gar nicht in Betracht, obwohl die Behandlung der Unglücklichen manchmal schlimmer ist als anderswo die der schwersten Verbrecher. Auf den Neuen Hebriden läßt man überflüssige Kinder einfach verhungern, alte Leute begräbt man lebendig; die Koranas (Südafrika) setzten ihre Greise im Walde aus, damit sie verschmachteten oder wilden Tieren zur Beute würden; ebenso treiben die Kaffern Kranke, an deren Aufkommen sie zweifeln, ins Dickicht, damit sie dort elend zu grunde gehen. Alles, was nicht normal und deshalb bedenklich erscheint, ist in Gefahr, durch diese innere Reaktion ausgestoßen zu werden: Zwillinge, Albinos, Kinder, die unregelmäßig zahnen, schwächliche oder verkrüppelte Neugeborene sind bei vielen Naturvölkern ohne weiteres dem Tode geweiht. Von diesem Abstoßen unfreiwilliger Sünder zum Bestrafen wirklicher Vergehen ist nur ein Schritt."

In derselben Weise werden alle die entfernt, die den Frieden und die Sicherheit der Horde gefährden. Kämpfe zwischen den Gliedern derselben sind verboten. Niemand darf das Blut eines Genossen vergießen, das Blut des Stammes ist heilig. Das Ausscheiden schädlicher Mitglieder erfolgt daher im allgemeinen nicht durch Tötung, sondern durch Vertreiben aus der Gemeinschaft, was freilich in einer Zeit, wo das Individuum ohne Gemeinschaft nicht bestehen konnte, gleichbedeutend mit Tod war. Wurde der Betreffende getötet, so geschah das auf eine Methode, bei der das Blutvergießen vermieden wurde. So wurden bei den Germanen Feiglinge und Kriegsflüchtige in Moor und Sumpf versenkt und Flechtwerk darüber geworfen; Verräter und Überläufer wurden mit einem Weidenstrang erdrosselt und an laublosen, dürren Bäumen oder an Galgen aufgehängt. (Tac. Germ. 11.) Auch die verbreitete Sitte, Verräter von Felsen herabzustürzen, scheint auf der Fiktion zu beruhen, daß der Fallende nicht durch die Hand eines Stammesgenossen umkommt, da für die an der sinnlichen Erscheinung haftende Anschauung der alten Zeit Töten und Blutvergießen identisch sind. Bei semitischen Stämmen erfolgte die Hinrichtung durch

Steinigung vor dem Lager. Darin fand die Ansicht ihren Ausdruck, daß nur der Stamm als geschlossene Gemeinschaft, nie aber der Einzelne sich am Leben eines Genossen vergreifen dürfe.

Horden, bei denen die Nachahmung nicht stark genug entwickelt war, um das Instinktleben zu zügeln, werden durch natürliche Auslese zugrunde gegangen sein. Dadurch ist die Möglichkeit nachgewiesen, daß Handlungen, die wir im Lichte des modernen Individualismus als selbstlose Handlungen bezeichnen, ohne ein metaphysisches Prinzip und ohne komplizierte Verstandeserwägungen, wie die utilitaristische Ethik glaubt, entstanden sind, und zwar nach demselben Gesetz der Verwirklichung des Zweckmäßigen, das die gesamte Entwickelung der Organismen beherrscht. Wo die Nachahmung das gesamte Leben beherrscht, ist eine Regierung nicht notwendig. Die Aufgabe einer solchen besteht doch in erster Linie darin, die individuellen Wünsche der einzelnen Mitglieder der Gemeinschaft untereinander und mit den Interessen des Ganzen auszugleichen. Das, was man in ältester Zeit Regierung nennen könnte, ist die Gesamtheit der erwachsenen Männer und später der Rat der Alten. Ihre Tätigkeit bestand aber nicht darin, Gesetze zu geben, sondern die Tradition des Stammes zu erhalten und in fraglichen Fällen darüber zu entscheiden, was nach der Überlieferung zu geschehen hat. Es ist bekannt, daß die aus der Geschichte bekannten Gesetzgeber der Völker nicht neue Gesetze schufen, sondern die vorhandenen Sitten systematisierten und schriftlich fixierten. Das Ansehen des Rates der Alten war freilich nicht nur dadurch begründet, daß sie die Träger der Tradition waren. Sie waren meistens die Häupter großer Familien und die Inhaber des größten Besitzes. Der durch Familie und Besitz bedingte Machtunterschied ließ aus dem Rat der Alten den Friedenshäuptling bezw. den patriarchalischen König hervorgehen. Diese Institution ist von Despotie wohl zu unterscheiden. Der König ist nicht absoluter Herrscher, sondern primus inter pares. Ihm zur Seite stehen die Häupter der anderen Familien, sie unterstützen ihn mit Rat und Tat, beschränken aber auch seine Macht. Der Übergang der Würde von einer Sippe auf die andere ist bei Verschiebung des Besitzverhältnisses leicht möglich und ebenso die Beseitigung der Institution und die Rückkehr zu der alten auf der Gleichheit der einzelnen Familienhäupter beruhenden Verfassung.[1])

[1]) Zu diesen und den folgenden Ausführungen vgl. Schurtz, „Altersklassen und Männerbünde". 1902. S. 323—327.

V. Sitten, die den Bestand der Horde nach außen sichern. Hierher gehört zunächst der Krieg. So sehr auch viele Völker im Kampf an ganz bestimmten Kriegsgebräuchen festgehalten haben, so ist doch neben der Jagd kaum eine Gelegenheit im Leben des Wilden zu finden, wo die Nachahmung allein die Erreichung des Zieles so wenig sichert. Wenn irgend wo, dann muß hier die Nachahmung durch individuelles Denken und individuelles Wollen ergänzt werden, zumal der Ausgang unter Umständen über Sein und Nichtsein der Horde entscheiden kann. Das kriegerische Leben hat daher mehr als die friedliche Beschäftigung einen neuen menschlichen Typus durch unmittelbare Auslese gezüchtet, bei dem neben die Nachahmung das selbständige Denken und Wollen als gleichberechtigte oder gar übergeordnete Tätigkeit trat. Bei vielen Völkern werden für Kriegszüge besondere Führer gewählt, die aber ihre Würde nach Beendigung des Kampfes wieder niederlegen. So finden wir bei den Germanen den Herzog neben dem patriarchalischen König, bei den Römern den Diktator, bei den Griechen den Strategos neben dem Rat der Alten. Die Gefährlichkeit dieser Institution für den bisherigen Stand der Dinge wurde schon früh erkannt. Soll der Kriegshäuptling seiner Aufgabe gerecht werden, so muß er selbständig, klug und berechnend, daneben aber auch mutig und kühn sein. Er muß weniger als die anderen von der Nachahmung abhängen und die Fähigkeit besitzen, sich auf sich selbst zu verlassen und anderen intellektuell und moralisch zur Stütze dienen. Das sind aber gerade die Eigenschaften, die eine Herrschernatur ausmachen. Ist der Kriegszustand dauernd oder wird demselben Führer mehreremal hintereinander die Würde des Kriegshäuptlings übertragen, dann ist die Gefahr groß, daß die Würde dauernd wird. Darum wählten die Römer im allgemeinen zwei Kriegshäuptlinge, die Konsuln, und zwangen sie unter allen Umständen nach einem Jahr abzutreten. Nur in den Zeiten höchster Not wurde die für den Krieg geeignetste, aber für den Staat gefährliche Würde des Diktators erneuert. Der Kriegshäuptling verwandelt sich leicht in den Despoten, der zuerst die kriegsgefangenen und die unterworfenen Völker, dann aber auch die eigenen Stammesgenossen als sein Privateigentum behandelt. So bedeutete bei den Römern das Wort Imperator erst Feldherr, dann Despot, die römischen Kaiser waren sich stets bewußt, daß ihre Stellung auf den Legionen beruhte. Bei den Israeliten erstanden zuerst bei feindlichen Einfällen einzelne Kriegshäuptlinge, Richter

genannt, die aber teilweise bereits die Tendenz hatten, auch im Frieden das Volk zu regieren, oder wie der Luthersche Ausdruck heißt, zu richten, bis endlich bei der andauernden Philisternot das despotische Regiment eines Saul und David entstand. Hatte der Krieg die Tendenz, Despoten hervorzubringen, so war die sonstige menschliche Tätigkeit geeignet, Untertanen zu züchten. Gewohnt, ohne viel eigenes Denken und Wollen, die Motive seines Handelns von außen bestimmen zu lassen, war es dem Menschen gleichgültig, ob er die Direktiven für seine Tätigkeit von der Tradition oder von dem Willen eines Einzelnen erhielt.

Als besondere Institution, die dem Schutz der Horde nach außen diente, verdient noch die Blutrache Erwähnung. Daß dieselbe nach der gewöhnlichen Theorie aus dem Rachetrieb stammt, braucht nicht erst erwähnt zu werden. Nach meiner Auffassung ist es ein Überrest des alten permanenten Kriegszustandes zwischen Horde und Horde, der sich in einigen besonderen Sitten, wie der Kopfjägerei der Südseeinsulaner, noch in Spuren erhalten hat. Der dauernde Krieg war für alle Beteiligten unzweckmäßig und wurde durch Vertrags- und Freundschaftsbündnisse abgelöst. Entwickelungsgeschichtlich ist der Krieg nicht, wie Clausewitz definiert, die gewaltsam fortgesetzte Diplomatie, sondern die Diplomatie der friedlich fortgesetzte Krieg. Nur in besonderen Fällen brach der alte Zustand wieder hervor und zwar regelmäßig bei der Tötung eines Stammesgenossen. Daß man auch hier sich mit der Tötung eines Angehörigen der anderen Horde begnügte, ist ein Zeichen dafür, wie die Sitte darauf hinarbeitete, den allgemeinen Kriegszustand möglichst zu vermeiden. Die Erhaltung des alten Zustandes in der Blutrache ist durch die Zweckmäßigkeit dieses Brauches für die Sicherheit der Mitglieder der Horde wohl begreiflich. Die weitere Entwickelung, die Ablösung der Blutrache durch ein geordnetes Gerichtsverfahren und das Wergeld gehört der Zeit der Herrschaft des Privatbesitzes an. Aus den Erinnyen wurden die Eumeniden. Im Altertum hat man die Geschmacklosigkeit, die Rache aus dem Rachetrieb abzuleiten, nicht begangen, sondern begründete diese aus uralter Zeit stammende Sitte damit, daß die Seele des Verstorbenen sonst keine Ruhe habe. Rhode schreibt darüber[1]). Xenophon führt als stärksten Beweis für das Fortleben der Seele „jene unzweifelhaften Tat-

[1]) Psyche. S. 254.

sachen an, die das Fortleben der Seele derer, die Unrecht erlitten, zugestandenermaßen bewiesen. Daneben ist ihm ein wichtiges Argument dieses, daß doch den Toten nicht noch bis auf diesen Tag ihre Ehren unversehrt erhalten geblieben wären, wenn ihre Seelen aller Wirkung und Macht beraubt wären. Hier sieht man, wie der Kult der Seelen es war, in dem der Glaube an ihr Fortbestehen wurzelte." Ist diese von Rhode vertretene Ansicht, auf die später noch zurückzukommen ist, richtig, so folgt daraus für den Anthropologen, daß er zunächst nicht die Vorstellungen, sondern die Handlungen des Urmenschen erforschen und erklären muß. Ist der Grundton nur bekannt, dann ist die Auswahl zwischen den verschiedenen möglichen Obertönen nicht mehr groß.

---

5. Kapitel.

Vernunft.

Der tierische Instinkt wird ergänzt durch die Intelligenz des Tieres, das assoziative Gedächtnis, die menschliche Nachahmungstätigkeit durch den Verstand. In dieser der Nachahmung gewidmeten Untersuchung ist es nicht meine Aufgabe, die psychologische Natur dieser Funktionen näher zu untersuchen. Sie kommen für unsere Zwecke nur so weit in Betracht, als sie die Nachahmungshandlungen ergänzen und schließlich teilweise ablösen. Je stärker die vernünftigen Überlegungen das menschliche Handeln beeinflussen, um so mehr ist die Erklärung des menschlichen Handelns eine Aufgabe der Psychologie. Meine Polemik richtet sich nicht gegen die psychologische Motivierung überhaupt, sondern gegen das Dogma, daß, wenn auch nicht jede tierische Handlung, so doch jede menschliche psychologisch begründet ist. Diese Annahme ist beim modernen Menschen teilweise begründet, bei dem Menschen früherer Perioden aber um so weniger, je weniger sich das Individuum in seinem Verhalten von seinen Genossen unterscheidet, je mehr seine Handlung die Ausübung bestimmter überlieferter Sitten ist. Daß auch dies Handeln, selbst wenn wir von einer begleitenden Verstandestätigkeit absehen, mit Bewußtsein verbunden ist, beweist nichts dagegen; nur wird die Form des Bewußtseins durch die Handlung, nicht diese durch jene bestimmt. Das die tierischen Instinkthandlungen begleitende Bewußtsein hatte ich definiert als die Einheit von Ich und Nicht-Ich, das Bewußtsein des realen Objektes und der darauf bezüglichen subjektiven Handlung ist noch nicht geschieden; das die Nachahmungshandlung begleitende Bewußtsein unterscheidet die Horde als Träger der Handlung

und alles nicht zur Horde gehörende als fremd, erst die reine Vernunfthandlung betrachtet das Ich als Mittelpunkt der Welt und rechnet auch den Nebenmenschen zum Nicht-Ich. Wie Nachahmungs- und Vernunfthandlung noch heute eng mit einander verknüpft sind, so auch Kollektiv- und Individualbewußtsein. Es unterscheidet sich die ältere Zeit durch ein Vorwiegen des ersteren, die heutige durch ein Vorwiegen des letzteren.

Beim Aufkommen der friedlichen Gruppenehe schlossen sich zwei oder mehrere Horden zu einem Stamm als Sippen zusammen. Trotzdem behielt die Sippe nach wie vor ihre zentrale Bedeutung für das gesellschaftliche Leben. „Die irokesische Sippe hatte das Recht, ihre Kriegs- und Friedenshäuptlinge zu wählen oder abzusetzen, sie beerbte die verstorbenen Mitglieder, sie trat nach außen hin geschlossen für die Interessen der Sippe ein, sie erteilte ihren Mitgliedern Namen, durfte Fremde in ihre Mitte aufnehmen, hatte einen gemeinsamen Begräbnisplatz und beriet in besonderen Versammlungen über die Angelegenheiten der Gesellschaft. Besonders in der Einrichtung der Blutrache, die wenigstens in Spuren fast überall nachzuweisen ist, tritt der straffe Zusammenhalt der Sippe in glänzender Weise hervor, und es zeigt sich zugleich, wie das Wesen des Einzelnen gegenüber der Masse völlig zurücktritt. Wird das Mitglied einer Sippe getötet, dann haftet die Sippe des Täters, wenigstens in ihren männlichen Angehörigen, mit ihrem Blute dafür, es ist ganz gleichgültig, ob die Rache am Täter selbst oder an einem seiner Sippengenossen vollzogen wird.“[1])

Alles, was der Wilde tut, ist, sofern es nicht auf tierischem Instinkt beruht, Nachahmung. Junod sagt von den Baronga: „Ihr politisches, gesellschaftliches und religiöses System ist eine der Hauptursachen des Stillstandes. Die verstorbenen Häuptlinge sind die Götter des Volkes. Was sie getan haben, muß auch fernerhin getan werden; die Art, in der sie gelebt haben, ist die unumstößliche Regel; die Überlieferungen, die von den Vorfahren ihren Nachkommen hinterlassen worden sind, bilden den klarsten Teil der Religion und Moral des Volkes. Die Sitte, die aus vorgeschichtlichen Zeiten stammt, ist das Gesetz. Niemand denkt daran, von ihr abzuweichen. Etwas anderes zu machen wie die anderen, ist untersagt . . . Im Lande Chocene z. B. wollte man unseren Evangelisten Josefa hindern, ein

[1]) Schurtz, „Urgeschichte der Kultur“. S. 100 f.

viereckiges Haus zu bauen. Das war eine aufrührerische Handlung. Wie konnte er nur daran denken, in einer Hütte zu wohnen, die anders gebaut war, als die seiner Väter.“ Die Vorstellung von der Freiheit und Ungebundenheit des Wilden gehört in das Reich des Mythus. Lang berichtet von den Australiern: „Anstatt, wie man anfangs glauben sollte, eine vollkommen persönliche Freiheit zu genießen, werden sie von einer Anzahl Regeln und einer Reihe von Gebräuchen beherrscht, welche wohl die grausamste Tyrannei bilden, die jemals auf unserem Erdboden bestand.“ Schweinfurth sagt: „Die Sitte quält und peinigt das arme Menschengeschlecht in den fernen Wildnissen von Afrika eben so sehr, wie in den großen Gefängnissen der Zivilisation.“ Dabei besteht aber doch ein großer Unterschied. Der Gefangene, der ein Kind der Zivilisation ist, hat das Bewußtsein seines Ich, seiner Individualität. Er kann sein Leben planmäßig gestalten und empfindet die ihm auferlegten Schranken als äußeren Zwang. Dem Wilden fehlt das Gefühl der Persönlichkeit, er kann sein Leben nicht durch vernünftige Überlegung bestimmen; er kann überhaupt nur durch Nachahmung handeln, wie geistesschwache Leute auch in der Zivilisation. Versagt diese Methode, so ist er hilf- und ratlos. Von seinem Stamm getrennt, freut er sich nicht seiner Freiheit, wie der erlöste Gefangene, sondern fühlt sich dem Untergang preisgegeben. Fremde und Elend sind für ihn identisch. Er ist ein Zweig, der, vom Stamme abgelöst, verdorren muß. Sein Ichbewußtsein ist kein Individualbewußtsein, sondern das Hordenbewußtsein, oder wie ich es in Zukunft nennen werde, das Kollektivbewußtsein.

Die Trennung des Ich von der Außenwelt erfolgte, als die tierischen Instinkthandlungen sich in Wahrnehmungen und das Bewußtsein des Handelns oder Wollens differenzierten. Dies Handeln war aber ursprünglich ein gemeinsames Handeln, gemeinsames Jagen, Essen, Graben und Flechten. Und wenn der Einzelne eine derartige Tätigkeit einmal gesondert ausführte, so handelte er genau so, wie er andere in der Lage hatte handeln sehen. Wie später aus dem vernunftgemäßen Handeln das individuelle Ichbewußtsein, so ist aus dem Handeln aus Nachahmung das Kollektivbewußtsein entstanden. Ebenso wie unser jetziges Ichbewußtsein nicht streng begrenzt ist, so kann sich das Kollektivbewußtsein sehr verschieden weit ausgedehnt haben. Es wird in ältester Zeit sich auf die Horde bezw. Sippe beschränkt haben, um sich dann auf die Gemeinschaft der

Sippen, den Stamm auszudehnen. Die sinnliche Vorstellung, die mit dem Kollektivbewußtsein verbunden ist, ist das Blut. Wie der Hauch des Mundes mit dem Einzelleben identifiziert wird, so das Blut mit dem Leben des Stammes. Ich halte es für wahrscheinlich, daß das Verbot, das Blut des Genossen zu vergießen, das die Grundlage der ersten Gesellschaft gewesen sein muß, die Ursache dieser Auffassung war. Das Blut des Genossen war durch das Verbot heilig erklärt. Erst später, als der wirtschaftliche Charakter der alten Horden verloren gegangen war, wurde die Heiligkeit des Blutes durch die Gemeinsamkeit des Blutes begründet. Das ist jedenfalls die Auffassung, die geschichtlich überall nachweisbar ist. „Die antike Auffassung der Verwandtschaft ist die Gemeinschaft desselben Blutes, das sich von den Eltern auf die Kinder fortpflanzt und in den Adern jedes Familiengliedes strömt. Die Einheit der Familie oder des Stammes wird als natürliche Einheit betrachtet; denn das Blut ist der Träger des Lebens und es ist dasselbe Blut und damit dasselbe Leben, an dem alle Nachkommen eines gemeinsamen Ahnherrn gleicherweise Anteil haben. Die Idee, daß die Rasse ein ihr eigenes Leben hat, von dem das Leben der Individuen nur ein Teil ist, drückt sich deutlich darin aus, daß die Rasse sinnbildlich in einem Baume veranschaulicht wird, dessen Wurzel oder Stamm der gemeinsame Ahnherr ist, während seine Nachkommen die Zweige sind. Dies Bild ist bei allen Semiten gebräuchlich; es wird sowohl im alten Testament, wie von den arabischen Dichtern sehr häufig verwendet.“ (Smith, Religion der Semiten, übers. v. Stübe. S. 27f.)

Auch nachdem das individuelle Ichbewußtsein die Vorherrschaft im menschlichen Geistesleben errungen hat, besteht das Kollektivbewußtsein noch in verschiedenen Formen fort. Es erscheint als Gewissen, Taktgefühl, Schamgefühl, Patriotismus usw., beherrscht in Momenten der Erregung zuweilen das Gesamtbewußtsein und macht sich sonst doch wenigstens als Nebenfaktor im Bewußtsein geltend. Ich komme später darauf zurück und weise hier nur darauf hin, daß noch in geschichtlichen Zeiten, das Verhältnis von Individual- und Kollektivbewußtsein ein ganz anderes war wie jetzt, und daß man mit der gewöhnlichen Annahme, daß das Ich des modernen Menschen das älteste Besitztum des Menschen ist, in unlösbare Schwierigkeiten gerät. Nicht nur das Verhältnis von Staat und Bürger ist nach der antiken Auffassung ein ganz anderes wie heute, sondern auch in dem religiösen Leben, das nach moderner Auffassung etwas rein

individuelles ist, zeigt sich der Gegensatz. Der alte Israelit kannte nicht die persönliche Unsterblichkeit und empfand das auch nicht als Mangel der göttlichen Weltordnung. Gott kümmerte sich nicht um den Einzelnen, sondern um das Volk. Er strafte die Sünden der Väter an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied. Dem Israeliten erschien das als göttliche Gerechtigkeit, was dem modernen Individualisten wie Willkür und Brutalität erscheint. Vielfach wird sogar die Auffassung vertreten, daß in den Psalmen, die von Christen so oft als Ausdruck ihrer individuellen Frömmigkeit aufgefaßt werden, das Ich sich nicht auf ein Individuum, sondern immer auf die Gemeine als Ganzes bezöge. Eine derartige Frömmigkeit setzt ein Bewußtsein der Einheit mit den Volksgenossen voraus, das der moderne Mensch nur theoretisch als vorhanden nachweisen und höchstens in Momenten gesteigerter Erregung selbsterleben kann.

Neben dem Kollektivbewußtsein entwickelt sich nun immer stärker das Individualbewußtsein, deren Grundlage das vernünftige Handeln ist, worunter Handlungen, die auf Zweckvorstellungen beruhen, zu verstehen sind. Eine ausführliche psychologische Analyse derselben gehört nicht hierher. Der im allgemeinen Bewußtsein befindliche Begriff des vernünftigen Handelns, der unmittelbar aus dem Leben entnommen ist, genügt für meine Zwecke völlig. Ich beantworte zunächst die Frage, welche Zwecke das Individuum sich setzt.

Von Zwecken war schon viel die Rede. Darunter waren aber objektive Zwecke zu verstehen, die in keinem Bewußtsein zu sein brauchen, die durch natürliche Auslese verwirklicht werden. Diese Zwecke dienten immer der Erhaltung der Art, einige unmittelbar, andere mittelbar durch Erhaltung der Gemeinschaft oder durch Erhaltung des Individuums.

1. Der Zweck der Erhaltung der Art, der dem Geschlechtsleben und der Brutpflege zugrunde liegt, ist nicht als subjektiver Zweck in das Bewußtsein aufgenommen worden. Dieser Zweck wird beim Menschen wie beim Tier durch den Instinkt erreicht, wenn wir den Begriff Instinkt beim Menschen in erweitertem Sinn gebrauchen. Beim Tier bedeutete er eine Handlung, die unmittelbar durch einen Reiz ausgelöst wurde. Da die Sinnesreize beim Menschen unmittelbar in die Außenwelt verarbeitet werden, kann ein Instinkt in der tierischen Form nur in seltenen Fällen auftreten, im Zustande „des Außersichseins", also in der Brunst, im Heißhunger, der Wut oder Panik. Im allgemeinen werden die beim Tier den Instinkt auslösen-

den Reize zu Wahrnehmungen verarbeitet, die aber durch die Brücke eines starken Gefühls oder einer Begierde mit der Handlung verbunden sind. Je nach der Stärke dieses Gefühles sprechen wir dann von einer Handlung aus Leidenschaft oder einer Handlung, die uns Lust verschaffen bezw. Unlust beseitigen soll. Wo die Handlung deutlich durch ein gegenwärtiges Gefühl motiviert ist, lehne ich die Bezeichnung vernünftiges Handeln ab, auch wenn dadurch objektiv betrachtet wie bei der Mutterliebe ein nicht nur vernünftiges, sondern für Erhaltung der menschlichen Art unentbehrlicher Zweck erreicht wird.

2. Ein anderer durch Naturzüchtung erworbener Teil der menschlichen Handlungen hat den Zweck, die menschliche Gemeinschaft zu erhalten. Wenn wir Leichenreden, Toaste bei Jubiläen von Beamten usw. als wissenschaftliche Quelle behandeln, so sind solche Handlungen sehr zahlreich und bestimmen das Verhalten der meisten Menschen. Sie fallen unter die allgemeinen Begriffe Pflicht und Liebe, worunter in diesem Zusammenhang Selbstverleugnung zum Besten anderer zu verstehen ist. Wer bei einem Diner einen Fabrikanten hochleben lassen will, pflegt auszuführen, daß er sein ganzes Leben in den Dienst seiner Mitmenschen gestellt habe, er habe Tausenden Brot gegeben, das geistige Niveau der Gegend, den Wohlstand des Vaterlandes gehoben usw. usw., und oft genug glaubt es der Betreffende in der Weinlaune selbst. Daß der Pflichteifer von Beamten vielfach proportional der Strenge, mit der die Disziplin und Kontrolle gehandhabt wird, steigt und fällt, ist eine bekannte Erscheinung, ganz abgesehen von den Fällen, in denen der Pflichteifer die Karriere ermöglichen soll. Die Art von Pflichterfüllung und Nächstenliebe, die heute der erste beste, der nicht gerade gestohlen oder jemand totgeschlagen hat, zu besitzen glaubt, ist im wesentlichen Nachahmung anderer oder rechnender Egoismus. Es gibt nun aber Menschen, die auch die sogenannten berechtigten Wünsche für die eigene Person nicht kennen, die aufrichtig nicht das Ihre, sondern das des andern suchen, für die die Worte Pflicht und selbstverleugnende Liebe nicht Redensarten sind, sondern Begriffe, nach denen ihr Leben bis ins kleinste gestaltet ist. Auch wenn ich nicht Gelegenheit gehabt hätte, Menschen, deren Leben auf dieser Grundlage ruht, kennen zu lernen, würde mir Kant ein vollgültiger Beweis für die Existenz solcher Handlungen sein. Wo ich aber das Fehlen selbstsüchtiger Zwecke konstatieren konnte — und ich meine

damit nicht nur selbstsüchtige Zwecke im schlechten Sinn, sondern die nach der üblichen Wertung selbstverständlichen Folgen tüchtiger Berufsarbeit, wie auskömmliches Gehalt, Anerkennung usw. — da stand das Handeln in untrennbarer Verbindung mit einer religiösen Weltanschauung, durch die jenes Handeln erst Sinn und Bedeutung erhielt. Diese Beziehung als Lohn in einer anderen Welt zu definieren, empfiehlt sich durch seine Verständlichkeit für den einfachen Mann, trifft aber das Wesen der Sache nicht, weil dadurch der tatsächliche Gegensatz zu dem egoistischen Handeln verdeckt wird. So verschieden auch die von Kant, Fichte, Schleiermacher u. a. gegebenen Formulierungen jener Beziehung äußerlich sein mögen, so beruhen sie doch auf demselben, dem sittlichen Handeln zugrunde liegenden, Bewußtseinsvorgang. Da ich später darauf zurückkomme, schalte ich hier das Handeln nach sittlichen Zweckvorstellungen aus. Wenn ich im folgenden Egoismus und Handeln nach Zweckvorstellungen identifiziere, so möge man sich immer an diese Einschränkung erinnern.

3. So bleibt für die subjektive Zweckvorstellung nur die Erhaltung des Individuums, worunter natürlich nicht die Funktionen des Stoffwechsels und die Nahrungsaufnahme, sondern der Erwerb von Nahrung, Kleidung, Wohnung und die Sicherung gegen äußere Feinde zu verstehen ist. Diese Zwecke bilden ja schon bei den Tieren den Anlaß zur Herdenbildung und machen beim Menschen den größten Teil der erworbenen Nachahmungshandlungen aus. Das Suchen der Beute und Nahrung beruht beim Tier auch auf Instinkten. Diese Instinkte sind beim Menschen nicht nur umgewandelt, sondern durch Nachahmungshandlungen ersetzt. Beim Essen muß der Mensch zwar lernen, wie und wann es zu geschehen hat. Das Essen selbst aber lernt er nicht. Dagegen beruht Jagd, Fischfang, Feldbau und Viehzucht rein auf der Tradition. Nachahmungshandlungen sind nun Handlungen, die aus der Wahrnehmung oder Vorstellung einer Bewegung entstehen. Daß hieraus das Handeln nach Zweckvorstellungen entstehen konnte, ist einleuchtend, doch würde mich die Ausführung zu weit von meinem Thema abführen. Das wesentlich neue ist, daß der Zweck als ein zukünftiger vorgestellt wird. Die Bedeutung des Zeitbegriffes habe ich an anderer Stelle[1]) behandelt. Hier nehme ich ihn als gegeben an. Bei Instinkt- und

[1]) Erkenntnistheorie des primitiven Denkens. Zeitschrift für Philosophie und Philosophische Kritik. April 1904.

Nachahmungshandlungen ist der Zeitbegriff unnötig. Er entwickelt sich in der diese Handlungen begleitenden intelligenten Anpassung, der associativen Gedächtnistätigkeit. Sein Vorhandensein beim Urmenschen ist ebensowenig selbstverständlich wie ein anderes Element unseres heutigen Seelenlebens. Das Tier und der Wilde hat keine Zeit, sie leben nur in der Gegenwart, während der nach Zweckvorstellungen handelnde Mensch keine Gegenwart hat. Das Wort Gegenwart bedeutet nur den Punkt, in dem Vergangenheit und Zukunft zusammenstoßen. Erst durch Verschmelzung mit dem Zeitbegriff entstand aus der Vorstellung, daß alles Geschehen die Handlung lebender Wesen ist, die Idee der Kausalität, der regelmäßigen, innerlich begründeten Aufeinanderfolge von Ereignissen, und erst damit war einer der Grundpfeiler des vernünftigen Denkens über die Dinge geschaffen. Der Mensch ist durch die Zeitvorstellung nicht mehr an die Gegenwart gebunden; er hängt nicht wie das Tier vom augenblicklichen Reiz ab. Er rechnet mit der Zukunft und kann von ihr erhoffen, was der Augenblick vielleicht versagt.

Nachahmungs- und Vernunfthandlung haben aber nicht nur das miteinander gemein, daß beide durch eine Vorstellung veranlaßt werden. Das vernünftige Handeln ist nur möglich, wenn die immer unmittelbar wirkenden Instinkte und Triebe beherrscht werden. Das lernte der Mensch aber unter der Herrschaft der Sitte. Wenn ein Stamm vom Jagderwerb zum Feldbau oder zur Viehzucht übergeht, muß er lernen, nicht sofort das vorhandene Vieh und die vorhandene Feldfrucht zu verzehren. Die Fruchtbäume, die Feldfrucht, die Herde sind daher tabu, d. h. es darf bei schwerer Strafe sich niemand, auch wenn ihn hungert, daran vergreifen. Nur der gesamte Stamm darf Vieh schlachten oder ernten, nicht aber der Einzelne. Nur durch die Allmacht der Sitte, nicht aber durch Vernunftgründe lernte der Mensch die Selbstbeherrschung. Ohne die Selbstbeherrschung hätte die Vergangenheit und Zukunft überschauende Vernunft keinen Raum zur Betätigung gefunden. Selbstbeherrschung bedeutet dabei nicht Vernichtung der Triebe. Der Wunsch wird nur für die Gegenwart gehemmt, um in der Zukunft desto sicherer und vollständiger erreicht zu werden; denn wie gesagt, die letzten von der Vernunft erstrebten Ziele sind dieselben wie die, die die tierischen Instinkte nur unvollkommen realisieren.

„Er nennt's Vernunft und braucht's allein,
Um tierischer als jedes Tier zu sein.“

Ich komme noch einmal auf die Frage zurück, ob Lust und Unlust als Wurzel des menschlichen Handelns angesehen werden kann. Bei den den tierischen Instinkten entsprechenden Handlungen ist das eben so sicher richtig, wie es bei den Nachahmungen unrichtig ist. Die Vernunfthandlungen haben nun mit den Nachahmungen die Entstehung aus Vorstellungen gemein, mit den Instinkten stimmen sie in dem tatsächlich erreichten Erfolg, der Erhaltung der Individuums, zusammen. Wer als Zweckvorstellung den Gelderwerb seine Handlungen bestimmen läßt, verbindet im allgemeinen mit dem Geld assoziativ die Vorstellung von guter Nahrung usw., Dinge, die einen instinktiven Lustwert besitzen, wie früher ausgeführt. Man kann also scheinbar mit Recht sagen, daß die Zweckvorstellung mit Lust verbunden ist. Trotzdem halte ich diese Ausdrucksweise für verkehrt. Beim Essen, einer Handlung, der im eigentlichen Sinne Lustwert zukommt, ist die Lust dauernd das treibende Motiv. Hört das Essen auf, lustvoll zu sein, so hört man auch mit Essen auf. Beim Gelderwerb dagegen mag der schließlich zu erreichende Zweck Lustwert besitzen, die Handlung, durch die der Zweck realisiert wird, ist oft sehr unlustvoll. Das während der Handlung treibende Motiv ist also sicher nicht die Lust, sondern der vernünftige Wille, das Ziel zu erreichen aller Unlust zum Trotz. Wenn ich also auch zugebe, daß mit jeder Zweckvorstellung Lustwerte verbunden sind, ist die früher übliche Definition des menschlichen Handelns, der Mensch erstrebt Lust und vermeidet Unlust, nur für die aus Instinkten hervorgegangenen Handlungen gültig, wie Essen, Trinken usw., gar nicht stimmt die Definition für Nachahmungshandlungen und nur sehr bedingt für die Vernunfthandlungen.

Damit nun der einzelne sich Vermögen erwerben und sich desselben, sowie der Sicherheit seiner Person, ruhig freuen könne, damit er, der durch seine Entwickelung nicht isoliert bestehen kann, auf die Hilfeleistung anderer rechnen könne, ist der auf Lohn, d. h. den Egoismus, gegründete wirtschaftliche Verkehr, Recht, Gesetz und die Zwangsgewalt des Staates unentbehrlich.[1]) Der Egoist hält sich für den Mittelpunkt der Welt. Die Gemeinschaft ist ihm nur ein Mittel, allerdings das mächtigste und unentbehrlichste, um seine Interessen zu fördern. Darin besteht der Übergang des Stammes,

[1]) Diese Gedanken sind in vortrefflicher Weise ausgeführt und eingehend begründet in Ihering, „Zweck im Recht“. Leipzig 1893.

der Volksgemeinschaft der alten Zeit zum modernen Staat. Kein Staat ist durch vernünftige Überlegung und berechnenden Egoismus entstanden, wohl aber streben die modernen Staaten einem Ziele zu, das auf diesen Ursprung schließen ließe. In Festreden und patriotischen Liedern bricht zuweilen noch das Kollektivbewußtsein vergangener Jahrtausende durch, während der wirkliche Staat immer mehr den Charakter einer Aktiengesellschaft annimmt, die nur den Zweck hat, ihre Mitglieder möglichst zu bereichern. Nietzsche sagt: „Staat heißt das kälteste aller kalten Ungeheuer. Kalt lügt es auch. Und diese Lüge kriecht aus seinem Munde: Ich, der Staat, bin das Volk.“

Es ist oft angenommen worden, daß der Egoismus zu allen Zeiten die Triebfeder des menschlichen Tuns gewesen sei. Daraus folgerte man, der Staat sei durch einen Staatsvertrag entstanden. Die Menschen bekämpften sich, ihrem Egoismus folgend, gegenseitig, bis sie durch vernünftige Überlegung einsahen, daß sie ihre Interessen besser fördern würden, wenn sie einen Teil ihrer selbsüchtigen Forderungen aufgäben, um den übrig bleibenden Rest um so sicherer befriedigen zu können. Die Geschichte hat gelehrt, daß diese Auffassung mit den Tatsachen nicht vereinbar ist. Je weiter wir in der Geschichte zurückgehen, um so weniger gleicht der Staat einer Versicherungsanstalt, die nur dazu da ist, den einzelnen in Verfolgung seiner individuellen Interessen zu schützen. Als die Menschen von Nachahmungen zu Willenshandlungen übergingen, war die Gemeinschaft schon da. Der Egoismus brauchte die Gesellschaft nicht zu schaffen, sie ist älter als er und gehörte zu den Lebensverhältnissen, an die er sich bei seinem Entstehen anpassen mußte. Diese Anpassung gelang in vollkommener Weise. Dem Egoismus gelang es, die Gesellschaft zum bloßen Werkzeug für seine Zwecke umzuformen, freilich einem Werkzeug, das nur der Kundige gebrauchen kann. Der Staat wurde so der Beschützer des Rechtes und der Wächter des Gesetzes, der notwendigen Voraussetzung einer auf Egoismus gegründeten Gesellschaft. Dann ermöglichte er durch die Rechtssicherheit den Verkehr, also die Arbeitsteilung und den Handel. Es ist hier nicht die Stelle, ausführlich die Vorteile zu schildern, die hierdurch jedem Individuum erwachsen, und die die Opfer, die gebracht werden müssen, bei weitem aufwiegen. Der Träger dieser Entwickelung ist das Geld. Herrschaft des Egoismus bedeutet Herrschaft des Geldes. Für die Dienste, die das Individuum

der Gesellschaft leistet, erhält es in Geld Anweisungen auf die Dienstleistungen anderer, die er beliebig in seinem Interesse verwerten kann. Mit den wenigen Pfennigen, die ich für eine Zigarre ausgebe, bezahle ich den Plantagenbesitzer, seine Arbeiter, den Reeder, den Kapitän des Schiffes nebst Matrosen, den Großhändler, den Zigarrenfabrikanten mit Arbeitern und den Kaufmann. Keiner von allen hat die Absicht, mir etwas zu schenken, alle handeln nur im eigenen Interesse. Jeder erhält bei dem Tausch etwas, was ihm wertvoller ist, als das, was er gibt; der eine erhält Geld für Arbeitskraft, der andere Ware für Geld. Der Egoismus, auf dem einzig und allein der Weltverkehr beruht, ist so die vollkommenste Anpassung der Organismen an die Verhältnisse. Er hat nicht nur die materielle, sondern auch die geistige Kultur geschaffen, denn diese kann, wie die Erfahrung lehrt, ohne jene nicht bestehen. Daß die menschliche Gesellschaft ohne Liebe, Wohlwollen, Selbstaufopferung usw. keinen Bestand hätte, ist nicht wahr. Dagegen wäre es das größte Unglück für einen Menschen, wenn alle seine Mitmenschen plötzlich aufhörten, Egoisten zu sein. Der Regulator des Weltgetriebes fehlte dann. Alle Liebe und alles Wohlwollen würden nicht in dem Maße meine Existenz sichern, wie die einfache Rechnung, die ich jetzt anstelle, und die auf der Voraussetzung beruht, daß alle anderen Menschen nur ihr Interesse verfolgen. (Ihering.)

Der Übergang der alten auf Nachahmung beruhenden menschlichen Gemeinschaft ist verbunden mit dem Übergang eines Teiles der Volkssitte in das Recht. Die Sitte beruht auf Nachahmung, das Recht auf Egoismus. Für die moderne Auffassung ist der Zweck der Gesellschaft das Wohl des einzelnen, der Zweck des Rechts ist der Bestand dieser Gesellschaft; im letzten Grunde ist daher das Individuum der Zweck des Rechts. Die Voraussetzung der Gesetzgebung ist die Annahme, daß alle Individuen, die zu einer Gemeinschaft zusammengehalten werden sollen, vollkommene Egoisten sind, daß jeder bereit ist, alles zu tun, was in seinem Interesse liegt. Da aber die Betätigung der Selbstsucht zu einem Kampfe aller gegen alle führen würde, und damit der Bestand der Gesellschaft unmöglich wäre, knüpft das Gesetz an die Handlungen der Menschen Folgen an, die nicht durch die natürliche Kausalität gegeben sind. Handlungen, die an und für sich dem Egoismus dienen, wie etwa die Aneignung fremden Besitzes, schlagen auf diese Weise zum Nachteil des betreffenden Individuums aus. In einem idealen Rechts-

staate, dessen Mitglieder alle vollkommene Egoisten sind, würden daher solche Handlungen nicht vorkommen. Daß dieser Erfolg gegenwärtig nicht erreicht wird, liegt erstens an der Unvollkommenheit des Rechtsstaates, dem es nicht immer gelingt, der verbotenen Handlung die gesetzliche Strafe folgen zu lassen, zweitens aber auch an den Menschen, die nicht immer auf Grund vernünftiger Erwägung ihrer Interessen handeln, sondern oft momentanen Impulsen und Leidenschaften folgen, worin der Überrest tierischer Instinkthandlungen zu sehen ist.

Wie die Staaten der Gegenwart noch im Übergangsstadium von der alten Volksgemeinschaft zur egoistischen Gemeinschaft begriffen sind, so ist auch das Recht im Volksbewußtsein durchaus keine Institution, die auf dem Egoismus begründet ist. Auf das Verhältnis von Recht und Sittlichkeit kann ich hier nicht eingehen, ohne dem Folgenden vorzugreifen. Welche Unklarheit in dieser Beziehung vielfach besteht, geht daraus hervor, daß das Wesen des Rechtsstaates zuweilen darin gefunden wird, daß seine Institutionen auf sittlichen Grundsätzen beruhen sollen. Aber auch davon abgesehen, ist die Loslösung des Rechts von der Sitte keine vollständige. Der Paragraph über groben Unfug, öffentliches Ärgernis usw. gestattet es, jeden Teil der bestehenden Sitte im einzelnen Falle in Recht zu verwandeln und auf diese Weise den Bestand der Sitte durch egoistische Motive zu stützen. Nur da, wo die Sitte gar kein Lebensinteresse der Gesellschaft berührt, ist sie Sitte geblieben. Überall sonst hat sie dem Recht Platz machen müssen. Treten durch Änderung des Verhältnisses Kollisionen zwischen Sitte und Recht ein, so muß stets die Sitte weichen. Einst herrschte die Sitte ganz allgemein. Sie ist zu vergleichen einer gleichmäßigen Bedeckung der Erde, in die der Strom des Egoismus einbrach, große Stellen wegspülte und nur einige Überreste liegen ließ. Aus dem weggeschwemmten Material bildete das Wasser ein neues Sedimentgestein. Teilweise wurde der Stoff so zerrieben, daß der Ursprung kaum mehr zu erkennen ist, teilweise blieben aber auch größere Stücke erhalten, die dem Forscher die Möglichkeit geben, die Vergangenheit zu rekonstruieren.

Die unvollkommene Differenzierung von Sitte und Recht zeigt sich auch darin, daß die meisten Menschen rein aus Gewohnheit das tun, was recht ist. Im täglichen Leben stehlen und morden wir nicht auf Grund einer vernünftigen Überlegung der Folgen dieser

Taten, sondern weil wir es von unserer Kindheit an gewohnt sind, fremdes Leben und Eigentum zu respektieren. In alter Zeit war die Gewohnheit stark genug, die Gesellschaft zusammenzuhalten. Heute kann sie das nicht mehr. Gerade in entscheidenden Augenblicken versagt sie leicht und auch im Gang des täglichen Lebens folgen wir nicht nur nachahmend der Sitte, sondern wir wissen recht wohl, daß das Befolgen derselben aus Rücksicht auf das Strafgesetzbuch sehr zweckmäßig ist. Das Gemisch von Nachahmung und Egoismus, Kollektivbewußtsein und Ichbewußtsein, auf dem sich heute die meisten menschlichen Gesellschaften aufbauen, zeigt sich besonders gut in der psychologischen Theorie, deren Praxis die Armee ist. Im Offizierkorps wird ein möglichst starkes Kollektivbewußtsein gezüchtet. Das Individuum soll nie als Ich, sondern immer nur als Glied des Ganzen handeln. Wie gehandelt werden soll, ist genau geregelt, und zwar nicht nur durch allgemeine Prinzipien, sondern durch sehr ins einzelne gehende Vorschriften. Weder in der Kleidung, noch in der Auswahl und Art des gesellschaftlichen Verkehrs ist dem einzelnen Spielraum gelassen. Die absolute Herrschaft der überlieferten Sitte bei den Wilden findet ihr vollständiges Widerspiel im militärischen Reglement. Das Kollektivbewußtsein findet sich in drei Formen, dem Korpsgeist, der Treue gegen den Landesherrn und dem Gehorsam. Der Korpsgeist ist nur bei dem Kern des Heeres, den Offizieren, vollkommen ausgebildet, wird aber nach Möglichkeit auch den Mannschaften anerzogen. Die Treue ist die Form des Kollektivbewußtseins, die in den germanischen Männerhorden ihre charakteristische Ausbildung bekommen hat. Wenn der Soldat den Befehl des Offiziers ausführt, so soll er sein Ich völlig außer acht lassen, und ohne nach dem Warum zu fragen, das Vorgeschriebene tun. Er soll sich verhalten wie ein im hypnotischen Schlaf Befindlicher, der nur für die Befehle des Hypnotiseurs empfänglich ist. Die Errungenschaft der Kultur, das Handeln nach vernünftiger Überlegung ist grundsätzlich ausgeschlossen. Der Untergebene hat mechanisch zu handeln, wie der Wilde mechanisch handelt, wenn er einen überlieferten Brauch ausführt. Ist derselbe vernunftlos, so merkt es der Wilde nicht; denn er denkt nicht darüber nach. Der Soldat muß dieses Nichtdenken wenigstens fingieren. Er muß künstlich die Vernunft ausschalten und sich ganz unter den Einfluß der Suggestion stellen. Er hat den Befehl auszuführen oder die Vorschriften für Posten zu

erfüllen, selbst wenn er weiß, daß es sein Tod ist. Der Soldat stirbt aus blindem Gehorsam gegen den erhaltenen Befehl, wie die Witwen Indiens aus blindem Gehorsam gegen die Sitte sich verbrannten. Es ist das Ziel der militärischen Erziehung, daß das Individuum ganz verschwindet und daß die Fiktion, daß die Vernunft ganz dem Gehorsam Platz macht, Wirklichkeit wird. Dies Ziel kann aber nur bei rückständigen Individuen erreicht werden. Bei den anderen wird ein Resultat erreicht, das nur äußerlich dem ähnlich sieht, und das kommt im letzten Grunde nur durch den Appell an den Egoismus in den Kriegsartikeln zu stande, der einzig zuverlässigen Stütze der Heeresorganisation, deren Refrain bekanntlich ungefähr so lautet: „Wird mit 20 Jahren Zuchthaus oder mit dem Tode bestraft." Die Notwendigkeit, absolute Unterordnung und Einordnung in ein großes Ganze im gegebenen Falle mit vollkommener Selbständigkeit im Urteilen und Wollen zu vertauschen und je nach den Umständen bald als willenloses Werkzeug, bald als unumschränkter Alleinherrscher zu handeln, stellt an die charakterliche Ausbildung des militärischen Führers so hohe Anforderungen. Die Vereinigung des Herdenmenschen und des Übermenschen in einer Person macht den vollkommenen Offizier.

Mit dem Übergang von der Nachahmung zum Egoismus vollzog sich auch der Übergang vom Kollektivbewußtsein zum Selbstbewußtsein, zur Freiheit der Persönlichkeit. Das Tier ist unfrei; es reagiert auf Reize in einer durch die ererbte Organisation vorgeschriebenen Weise. Es ist nicht Individuum, sondern nur Exemplar der Gattung. Der Wilde ist unfrei; er ist nur Glied der Gemeinschaft, er tut das, was alle um ihn herum auch tun, er hängt ganz von überlieferten Bräuchen und Gewohnheiten ab. Nur der Kulturmensch, der Egoist, ist frei. Alles Geschehen bezieht er auf seine Person. Menschen und Sachen sind ihm nur Mittel zur Verwirklichung der Zwecke, die er sich selbst steckt. Außer seinem Ich ist ihm nichts absolut wertvoll, daß er sich ihm unbedingt unterwerfen müßte. Wo er es doch tut, tut er es nur im eigenen Interesse. Diese Bezugnahme alles Geschehens auf das eigene Ich ist das Selbstbewußtsein. Dasselbe hat sich der Mensch erst erwerben müssen. Auch beim Kind tritt es erst spät auf. Jahrelang besteht die kindliche Tätigkeit nur in Instinkthandlungen und Nachahmungen dessen, was die Umgebung tut. Erst wenn das geistige Leben gereift ist, tritt daneben planmäßiges, selbstbewußtes Handeln auf. Bei vielen spielt es das

ganze Leben hindurch nur eine Nebenrolle und auch da, wo es dominiert, wird die Herrschaft über das Erbe unserer tierischen und wilden Vorfahren erst im Mannesalter erreicht. Wie alle Entwickelungsprodukte kann das Selbstbewußtsein sehr verschiedene Grade haben und verbindet sich häufig mit irgend einem rudimentären Rest des Kollektivbewußtseins. Alle Höhepunkte der Kultur zeichnen sich aber durch ein starkes Überwiegen des Selbstbewußtseins über das Kollektivbewußtsein aus, und alle Zeiten deuten darauf hin, daß das „wir" in Zukunft seine Herrschaft ganz an das „ich" abgeben wird. Dem Individualismus und Subjektivismus gehört meines Erachtens die Zukunft.

Wenn in einem Erdteil klimatische Veränderungen eintreten, müssen die Pflanzen und Tiere sich an die neuen Bedingungen anpassen, oder sie gehen zugrunde. Ebenso ist erfahrungsgemäß ein schneller Kulturfortschritt mit starkem Unbehagen vieler Individuen verbunden. Das egoistische Handeln ist vielen ungewohnt. Das Jagen nach Geld, Macht und Ehre ist ihnen lästig und unbefriedigend. Sie wollen ein Leben, wie es ihre Vorfahren Jahrtausende hindurch führten, in dem nicht alles sich um das Ich dreht, sondern der Wert der menschlichen Tätigkeit in dieser selbst, oder doch außerhalb des Individuums liegt. Diese Erscheinung nennt man Kulturmüdigkeit. Der Name stammt aus der falschen Annahme, daß unsere Kultur alt sei und die Menschen anfangen, ihrer überdrüssig zu werden. Ich halte unsere Kultur für sehr jung und für sehr unentwickelt. Die Kulturmüdigkeit ist die Müdigkeit des Kindes, das an die Schulbank und an ernstes Arbeiten gewöhnt werden soll. Ich bezweifle nicht, daß viele Menschen der Gegenwart in der Kultur und dem Egoismus nie ihre Befriedigung finden werden. Der Gang der Geschichte richtet sich aber nicht danach, ob die Entwickelung gefällt oder nicht gefällt. Nicht die Kultur und der Egoismus, wohl aber die Menschen, die sich über sie beklagen, die nicht anpassungsfähig sind, werden verschwinden.

Schließlich weise ich noch auf die Formen hin, in denen das Kollektivbewußtsein gegenwärtig zu beobachten ist. Die menschliche Gemeinschaft hatte nach meiner Theorie ein äußerer Zweck, die Erhaltung der Art, geschaffen. Vom Individuum aus gesehen ist das Handeln im kollektiven Sinne aber nicht durch eine Zweckvorstellung bestimmt, sondern durch Nachahmung. Bis zum heutigen Tage sind Nachahmung und Kollektivbewußtsein stets mit-

einander verbunden. Es gibt Gesellschaften und gemeinschaftliches menschlisches Handeln, das auf rein egoistischen Interessen beruht, so z. B. bei Aktiengesellschaften. Hier fehlt aber das Kollektivbewußtsein. Die Gemeinschaft ist nur ein Mittel des Egoismus. Wo dagegen Nachahmung ist, da ist auch das Gefühl der Gemeinschaft. Wie bei den Wilden, so spielt auch in der Gegenwart die gleiche Kleidung oder doch gleiche Abzeichen eine wichtige Rolle. Die Uniform des Soldaten und die Kutte des Mönches sind Beispiele dafür. Es ist bekannt, daß studentische Verbindungen ohne Farben nicht das Gefühl der Zusammengehörigkeit haben, wie die farbentragenden. Die gleiche Kleidung ist nach meiner Beobachtung das stärkste Bindemittel, das den Menschen an den Menschen knüpft. Es kann ersetzt oder gestärkt werden durch andere Äußerlichkeiten, etwa dieselbe Grußformel, dieselben Ausdrücke im sprachlichen Verkehr, dieselben Trinksitten — das ist das Band, das die Gebildeten Deutschlands umschlingt — und dieselben Kultushandlungen. Nur unerfahrene Theoretiker glauben, daß Religionsgemeinschaften durch Einheit des religiösen Empfindens und sittlichen Handelns zusammengehalten werden. Eine wenn auch ganz sinnlose Zeremonie, die regelmäßig ausgeführt wird, leistet mehr für diesen Zweck als aller Glaube und alle Liebe. Mit der Nachahmung geht jederzeit auch das Gemeinschaftliche verloren. Häufig versichern dann die Menschen, daß, wenn auch die bedeutungslosen äußeren Formen gefallen wären, der Geist doch derselbe bleibe. Wenn auf diese Weise der unbezwinglichen Neigung des Menschen zu tönenden Phrasen genug getan ist, weiß der erfahrene Beobachter, daß alles aus ist.

Viele Gemeinschaften vereinigen in sich die Einheit der Lebensgewohnheiten und die Einheit egoistischer Interessen, so die adligen Landwirte und die Fabrikarbeiter. Das Überwiegen des einen oder anderen bedingt die Stärke des Gemeinschaftsgefühls. Die größten Gemeinschaften dieser Art sind die europäischen Staaten der Gegenwart. Unter den vielen Sitten und Gewohnheiten, die ein Volk zusammenhalten, ist die Gemeinsamkeit der Sprache wohl das stärkste Fundament, auf dem das Gemeinschaftsgefühl beruht.

Die Bedeutung des Blutes, der Gemeinsamkeit der Abstammung wird meistens sehr überschätzt. Gegen die Wucht, mit der die materiellen Interessen sich geltend machen und gegen die hypnotisierende Wirkung der Nachahmungshandlungen kommt die Gleich-

heit oder Verschiedenheit der Vorfahren gar nicht in Betracht. Gumplowicz[1]) führt das an dem Beispiel der Serben und Kroaten aus.

„Anthropologisch ist jede dieser ‚Rassen‘ ein Gemisch heterogenster ethnischer Elemente; das wissen wir genau aus beglaubigter Geschichte. Thraker, Illyrer, Skordisker, Slaven, Avaren, Romanen, Goten trugen bei zum Aufbau dieser ‚Nationalitäten‘. Das Werk des Aufbaues vollzog die historisch-politische Entwickelung in zwei gesonderten Herrschaftsorganisationen, in Serbien und Kroatien. Unglücklicherweise trat, um diesen ohnehin unheilvollen ‚nationalen‘ Gegensatz noch zu verschärfen, die Verschiedenheit der Religion — was man so Verschiedenheit nennt — hinzu. Die Serben sind orthodox und die Kroaten römisch-katholisch. Das genügt, um den Haß aufs höchste zu steigern. Allerhand Lappalien kommen hinzu, um den ‚Rassehaß‘ zu erzeugen: verschiedene Aussprache derselben Worte, verschiedene Schriftsprache und dergleichen. Und mit Schaudern betrachten wir das Resultat der historisch-politischen ‚Kultur‘entwickelung. Serben und Kroaten bekämpfen sich mit unauslöschlichem Hasse; zwei Rassen stehen sich gegenüber und dennoch fließt in ihren Adern dasselbe Blut und besitzen sie dieselbe, wenn auch dialektisch verschiedene Sprache. Der Soziologe steht vor einem furchtbaren Problem. Wo steckt die Ursache dieser das Menschengefühl empörenden Erscheinung?“

Die Instinkt-, Nachahmungs- und Vernunfthandlungen sind die Elemente, aus denen alles menschliche Tun besteht. Im einzelnen Fall wird die Untersuchung durch die Komplikation der verschiedenen Handlungsweisen sehr erschwert. Die ererbten Instinkte sind, wie wir gesehen haben, beim Menschen durch Nachahmung und Vernunft stark zersetzt und umgeändert. Die Nachahmungshandlungen sind beständig der Kontrolle durch die Vernunft unterworfen. Man kann oft nicht unterscheiden, ob eine Nachahmungshandlung, die durch Vernunft abgeändert ist, oder eine reine Nachahmungshandlung, die das vernünftige Tun eines anderen zum Vorbild hat, vorliegt. Außerdem sind die Elemente jeder Nachahmungshandlung Instinkthandlungen. Der Mensch würde den Stiel des Hammers nicht erfassen können, wenn seine Vorfahren nicht den Instinkt zum Klettern gehabt hätten. Vernunfthandlungen endlich stehen den Nachahmungshandlungen oft sehr nahe. Oft sind die einzelnen Teile,

[1]) Politisch-Anthropologische Revue. 1. Jahrgang. „Die politische Geschichte der Serben und Kroaten.“ S. 789.

aus denen eine Vernunfthandlung besteht, reine Nachahmungs- oder auch Instinkthandlungen. Ebensowenig wie es in der Natur eine Bewegung ohne Reibung gibt, gibt es eine Vernunfthandlung ohne Nachahmung und Instinkt. Wie aber die Mechanik erst dann eine Wissenschaft wurde, als sie diese in der Erfahrung nie gegebene Trennung in der Theorie vollzog und erst dann aus den so gewonnenen Elementen die Erfahrungstatsachen rekonstruierte, so halte ich diesen Weg auch in der Psychologie für den einzig gangbaren.

Die drei Arten von Handlungen liegen wie geologische Schichten übereinander, sie verändern sich durch Kontakt und gegenseitigen Druck, bleiben aber ihrem Wesen nach immer dieselben. Zuweilen ist die erste und zweite Schicht weggewaschen; dann liegt der Instinkt zutage, und wir sagen von einem solchen Menschen, daß er sich wie ein Vieh beträgt. Fehlt die erste Schicht, so nennen wir einen solchen Menschen dumm. Ist auch die oberste Schicht vorhanden, so sieht man die unteren nicht. Wenn auch der Kundige an den Falten dieser Humusdecke die Eigenart des darunter befindlichen Gesteins erkennt, so kann doch der Laie zu dem Glauben kommen, daß die oberste Erdschicht sich bis zum Mittelpunkt der Erde fortsetze. Ich glaube, daß man im allgemeinen nicht tief zu graben braucht, um auf die Bestie zu stoßen. Der Durchschnittsmensch sieht aber nur die Humusdecke. Er ist überzeugt, daß alles, was er tut, auf Grund einer Zweckvorstellung geschieht, auch wenn er dieselbe erst künstlich konstruieren muß. Er schläft, um sich für die Arbeit des kommenden Tages zu stärken, er zieht sich an, um sich zu erwärmen, er wohnt in einem Haus, um den Unbilden der Witterung zu entgehen, er zeugt Kinder, um Trost und Gesellschaft im Alter zu haben. Nietzsche führt denselben Gedanken in folgender Weise aus: (Also sprach Zarathustra, S. 53.) „So spricht der rote Richter: Was mordete doch dieser Verbrecher? Er wollte rauben. Aber ich sage euch: Seine Seele wollte Blut, nicht Raub. Er dürstete nach dem Glücke des Messers! Seine arme Vernunft aber begriff diesen Wahnsinn nicht und überredete ihn. Was liegt am Blut, sprach sie. Willst du nicht zum mindesten einen Raub dabei machen? oder eine Rache nehmen? Und er horchte auf seine arme Vernunft. Wie Blei lag ihre Rede auf ihm, da raubte er als er mordete. Er wollte sich nicht seines Wahnsinns schämen."

Wie die Instinkthandlungen, so pflegt nun der Mensch auch die überlieferten Sitten als Vernunfthandlungen umzudeuten. Nirgends

zeigt sich nun das Gesetz, daß die Handlungen das Primäre sind, deutlicher als auf diesem Gebiet. Wo die Kraft der Tradition noch stark ist, werden Handlungen, auch wenn sie durch veränderte Lebensbedingungen sinnlos geworden sind und der Vernunft widersprechen, beibehalten. Da nun aber der Mensch überall Zweckvorstellungen hineinträgt, schafft er sich, nur um sein Tun begründen zu können, neue Zweckvorstellungen, oder vielmehr er formt die Überreste der ältesten Erkenntnistheorie, der Welt der Erscheinungen seiner Vorfahren, die von der gegenwärtigen ganz verschieden ist und daher wie eine zweite Welt erscheint, so um, daß er das von seinen Vorfahren überkommene Handeln als vernünftig begreifen kann. Damit komme ich zum Inhalt des nächsten Kapitels.

6. Kapitel.

Kultus.

In dem folgenden Kapitel bespreche ich Handlungen, die religiös genannt werden. Dies Wort ist zunächst nur die Benennung für eine Klasse von Erscheinungen, die außerordentlich mannigfach und unter sich verschieden sind. Die gleiche Benennung kann leicht dazu verführen, auch eine innere Verwandtschaft anzunehmen. Alle Kulturerscheinungen, die religiös genannt werden, sollen dann aus ein und derselben Quelle herfließen und das Ziel der Untersuchung ist infolge dessen festzustellen, was das Wesen der Religion eigentlich ist, welcher Bewußtseinszustand des Menschen als Ursprung aller jener Erscheinungen aufzufassen ist. So wird dem Menschen ein Gefühl der Abhängigkeit oder ein Trieb zum Übersinnlichen oder ein angeborener Schauer vor dem Unbekannten, zuweilen auch Dummheit als angeborenes Besitztum zugeschrieben. Alle Religionen sind dann nur Äußerungen jener Gefühle und Triebe. Alle die Theorien gehen dabei über das Hauptproblem, woher diese Gefühle eigentlich stammen, stillschweigend hinweg. Außerdem ist die Fragestellung falsch. Es handelt sich nicht darum, zu bestimmen, was Religion ihrem Wesen nach ist, sondern wie die kultischen Handlungen und religiösen Vorstellungen entstanden sind. Nur diese Frage kann wissenschaftlich beantwortet werden. Die erste gehört zu den Problemen, die nicht gelöst werden können, weil das Problem selbst unverständlich ist.

Die Frage nach der Entwickelung der Religion setzt eine genaue Kenntnis davon voraus, ob irgend eine Einzelerscheinung dem Anfang oder Ende derselben angehört. Viele Ethnographen sind geneigt, religiöse Handlungen und Anschauungen um so eher für

ursprünglich zu halten, je fremder und sinnloser sie uns erscheinen. Selbstverständlich ist das gar kein brauchbarer Maßstab. Wenn ein Reisender oder ein Missionar religiöse Bräuche eines wilden Volkes schildert, so haben wir gar keinen Anhalt zu entscheiden, ob dieselben ursprünglich sind oder durch eine lange Entwickelung so umgeformt sind, daß sie gar keinen Schluß auf den Ausgangspunkt der Religion gestatten. Ein Reisender, der ohne zoologische Kenntnisse Tiere sammelt, wird sehr in Gefahr sein, nach zufälligen äußeren Merkmalen sein Material anzuordnen und vielleicht alle fliegenden Tiere, Schmetterlinge, Vögel und Fledermäuse, den auf dem Lande lebenden, den Eidechsen und Säugetieren gegenüberzustellen. Solche Irrtümer sind nur dann zu vermeiden, wenn der Betreffende bereits die Grundlinien eines Systems mitbringt. Wir stehen den Berichten der verschiedenen religiösen Gebräuche tatsächlich ratlos gegenüber, wenn wir nicht wenigstens einen ungefähren Anhalt dafür haben, welchem Stadium der Entwickelung eine bestimmte Religionsform angehört. Es gibt nur sehr wenig Religionen, deren Entwickelung bekannt ist. Nur sehr unvollkommen kennen wir das Werden der verschiedenen arischen Religionen, die teilweise auch durch äußere Einflüsse gestört wurden. Die am besten bekannte Religion ist die semitische, deren Entwickelung wir in sehr verschiedenen Stadien genau verfolgen können. Ich lege diese daher meiner Darstellung zugrunde. Wenn es auch nicht gestattet ist anzunehmen, daß die Entwickelung der semitischen Religion typisch ist, so hat dies Verfahren doch den Vorzug, auf Tatsachen gegründet zu sein und nicht auf willkürlicher Kombination eines ungeordneten Beobachtungsmaterials. Allerdings ist es meine Überzeugung, daß, wenn auch nicht alle Einzelheiten, so doch die Grundzüge aller religiösen Entwickelung identisch sind, und daß es möglich ist, alle bekannten Tatsachen in das Schema einzuordnen, das die Untersuchung der semitischen Religion liefert. Bei dieser lassen sich drei Perioden unterscheiden, die älteste allen Semiten gemeinsame Religion, die Ausgestaltung, die dieselbe bei den Israeliten gefunden hat, und das Christentum. Als Autoritäten für den Tatbestand benutze ich im folgenden für die erste Periode Robertson Smith: Die Religion der Semiten (übersetzt von Stübe 1899), für die zweite Periode die Arbeiten Wellhausens.

Es ist üblich, das Wesentliche einer Religion in Vorstellungen und Gefühlen zu sehen. Der Kultus soll stets eine Folge derselben

sein. Diese Annahme steht mit der Hypothese der Vulgärpsychologie in Zusammenhang, daß alle menschlichen Handlungen auf Motiven und Zweckvorstellungen beruhen. Diese Annahme ist nach meiner Theorie unzulässig. Es muß in jedem Falle nachgewiesen werden, daß eine Handlung mit einer Zweckvorstellung verbunden ist. Ist es nicht möglich, wenigstens die Wahrscheinlichkeit dieser Annahme zu begründen, so ist die nächstliegende Erklärung immer die, daß es sich nur um eine Nachahmungshandlung handelt. Smith (S. 12) sagt hierüber: „Um ein richtiges und scharf umgrenztes Bild vom Typus der semitischen Religion zu gewinnen, müssen wir nicht nur die Teile im einzelnen betrachten, sondern müssen vor allem eine klare Anschauung von der Stellung und dem Verhältnis jedes Teils in seinen Beziehungen zum Ganzen haben. Dabei würden wir sehr in die Irre gehen, wenn wir es als ausgemacht betrachten wollten, daß die für uns wichtigste und am meisten hervortretende Seite der Religion gleicherweise für die alte Gemeinschaft, mit der wir es zu tun haben, von Bedeutung war. Mit jeder Religion, gehöre sie der alten oder der neuen Zeit an, finden wir einerseits bestimmte Glaubensvorstellungen, andererseits bestimmte rituelle Institutionen, Bräuche und Lebensregeln verknüpft. Unseren modernen Anschauungen entspricht es, die Religion mehr nach der Seite ihres Glaubensinhalts als nach der des Brauches zu betrachten. Denn bis in verhältnismäßig neue Zeit sind die einzigen, in Europa ernsthaft erforschten geschichtlichen Formen der Religion die verschiedenen christlichen Kirchen gewesen. Alle Gestalten des Christentums sind aber darin einig, daß der Ritus nur in Verbindung mit seiner Auslegung bedeutsam ist. Das Studium der Religion ist in der Hauptsache ein Studium der christlichen Glaubensbekenntnisse, und die Unterweisung in der Religion beginnt gewöhnlich mit dem Glaubensbekenntnis, indem die religiösen Zweifel dem Lernenden als vor den dogmatischen Wahrheiten dahinschwindend dargestellt werden, die anzunehmen er unterwiesen wird. Das alles scheint uns so durchaus selbstverständlich, daß wir, wenn wir an eine fremde oder antike Religion herantreten, es als etwas Natürliches ansehen, daß unsere erste Aufgabe sei, nach dem Glauben zu forschen, um in ihm den Schlüssel für Ritus und Brauch zu finden. Aber die antike Religion war zum größten Teil nicht ein Glauben; sie bestand hauptsächlich aus Institutionen und Bräuchen. Ohne Zweifel werden die Menschen gewöhnlich nicht bestimmte

Bräuche üben, ohne mit ihnen irgend eine Vorstellung zu verknüpfen. Als Regel aber finden wir, daß der Brauch aufs strengste bestimmt war, während die mit ihm verbundenen Vorstellungen äußerst unbestimmt waren, und daß der gleiche Ritus bei verschiedenen Völkern in verschiedener Weise gedeutet wird, ohne daß sich infolgedessen die Frage nach Orthodoxie oder Heterodoxie erhob. Im alten Griechenland z. B. wurden an einem Heiligtume bestimmte Bräuche geübt, und das Volk war darin einer Meinung, daß es ein Frevel wäre, nicht so zu tun. Würde man aber gefragt haben, warum die Dinge so geschahen, so würde man von verschiedenen Seiten wahrscheinlich ganz verschiedene, entgegengesetzte Erklärungen erhalten haben, und niemand wird es für eine Sache von der geringsten religiösen Bedeutung gehalten haben, welche von diesen anzunehmen jemanden beliebte. Die gegebenen Erklärungen würden in der Tat auch nicht derart gewesen sein, um irgend eine lebhaftere Empfindung wachzurufen; denn in den meisten Fällen würden es bloß verschiedene Erzählungen über die Umstände gewesen sein, unter denen der betreffende Ritus zum erstenmal entweder auf das Geheiß oder auf das direkte Beispiel des Gottes hin vollzogen wurde."

Ich hatte von den reinen Nachahmungshandlungen und den reinen auf Motiven beruhenden Willenshandlungen ein Übergangsstadium unterschieden. Zu diesem gehören Handlungen, die ihrem Ursprung nach auf Suggestion beruhen, aber mit einer Zweckvorstellung verbunden werden. Die Ausführungen Smiths besagen, daß die kultischen Bräuche dieser Gruppe angehören, daß die die religiösen Handlungen begleitenden Vorstellungen sekundärer Natur sind und im einzelnen Fall häufig genug gefehlt haben mögen. Bei Smith (S. 13) heißt es weiter:

„Die Mythologie war genau genommen kein wesentlicher Bestandteil der Religion; denn sie hatte für deren Anhänger keine geheiligte Bestätigung und keine bindende Kraft. Die mit einzelnen Heiligtümern oder religiösen Zeremonien verknüpften Mythen waren bloß ein Bestandteil des kultischen Apparates. Der Glaube an eine Anzahl von Mythen war weder als ein Stück wahrer Religion Verpflichtung, noch nahm man an, daß sich jemand durch Glauben ein religiöses Verdienst erwerben oder die Gunst der Götter erlangen könne. Gegenstand der Verpflichtung und verdienstlich war nur die genaue Ausübung bestimmter heiliger Handlungen, wie sie durch

die religiöse Tradition vorgeschrieben waren. Wenn dem so ist, so folgt daraus, daß die Mythologie nicht die hervorragende Stellung einnehmen sollte, die ihr in der wissenschaftlichen Behandlung der alten Religion oft zugewiesen wird. Soweit Mythen als Deutung ritueller Bräuche bestehen, ist ihr Wert überhaupt ein sekundärer, und man kann wohl mit Sicherheit behaupten, daß beinahe in jedem Falle der Mythus aus dem Ritus hergeleitet ist und nicht der Ritus im Mythus wurzelt. Denn der Ritus war fest bestimmt, und der Mythus war veränderlich; der Ritus war Sache der religiösen Pflicht, der Glaube an den Mythus aber stand im Belieben des Menschen. Nun ist weitaus der größte Teil der Mythen in den antiken Religionen mit dem Kultus bestimmter Heiligtümer oder den religiösen Bräuchen einzelner Stämme oder Gebiete verknüpft. In allen solchen Fällen ist es wahrscheinlich, in den meisten sicher, daß der Mythus nur die Deutung eines religiösen Brauches ist und gewöhnlich eine solche Deutung, wie sie nur entstehen konnte, nachdem der ursprüngliche Sinn des Brauches mehr oder weniger in Vergessenheit geraten war. Daraus ergibt sich, daß wir bei der Erforschung der alten Religionen nicht vom Mythus, sondern vom Ritus und dem traditionellen Brauch ausgehen müssen. Gegen diese Folgerung könnte allerdings geltend gemacht werden, daß es gewisse Mythen gibt, die nicht bloße Deutungen überlieferter Bräuche sind, sondern die ersten Ansätze zu einer freieren religiösen Spekulation bieten, oder den Versuch machen, die reiche Mannigfaltigkeit lokaler Kulte und Religionen zu einem System zu gestalten. In diesem Falle tritt jedoch der sekundäre Charakter der Mythen noch schärfer hervor. Sie sind entweder Gebilde der alten Philosophie, die ihre Reflexion auf das Wesen des Universums richtet. Oder sie verfolgen einen politischen Zweck, indem sie zwischen den verschiedenen Kultur ursprünglich voneinander getrennter Stämme, die in einem sozialen und politischen Organismus vereinigt sind, das Bindeglied herstellen sollen.“

Charakteristisch ist die Stellung, die Herodot zu dem Problem des Verhältnisses von Kultus und Mythus einnimmt. Herodot ist ein frommer Mann, der die heimische Religion hochhält und die anderer Völker mit Ehrfurcht und Achtung studiert. Die Mythen Griechenlands lehnt er freilich ab, sie sind ihm Machwerke der Dichter, die gar keinen religiösen Wert haben; die Mythen der anderen Völker erwähnt er kaum. Er begnügt sich damit, ihre Götter mit

irgendwelchen griechischen Göttern zu identifizieren, doch hebt er weder die Unterschiede noch die Übereinstimmungen hervor, da er offenbar darauf gar kein Gewicht legt. Um so ausführlicher beschreibt er die kultischen Gebräuche. Jede Abweichung vom griechischen Ritus ist ihm bemerkenswert. Eine Deutung des Kultus sucht er nie, wie das bei modernen Reisenden üblich ist, der Kultus als solcher ist ihm heilig. Als Beispiel erwähne ich seine Schilderung des persischen Opfers (I, 132). „Wenn sie opfern wollen, errichten sie keinen Altar und zünden kein Feuer an, sie spenden auch nicht Wein; Flöten und Kränze und geröstete Gerste haben sie nicht; sondern wenn einer opfern will, so führt er das Tier an eine reine Stelle und betet zu dem Gott, die Tiere meistenteils mit Myrtenzweigen bekränzt. Für sich allein darf aber der Opfernde kein Heil erflehen, sondern er betet für alle Perser und für den König. Wenn er nun das Opfertier in Stücke zerschnitten und das Fleisch gekocht hat, streut er ganz zartes Gras unter, gewöhnlich Klee, darauf legt er das Fleisch. Ist dies geschehen, so tritt ein Magier hinzu und stimmt an den Gesang der Götterzeugung, wie sie den Zauberspruch nennen; denn ohne einen Magier dürfen sie nicht opfern. Nach einiger Zeit trägt der Opferer sein Fleisch fort und braucht es, wozu er Lust hat.“ Das Wesen der Religion besteht für Herodot in dem Festhalten der überlieferten Bräuche und Sitten, und zwar nicht, weil er in der Sitte einen tiefen Sinn sucht, sondern weil jede Volkssitte an sich heilig ist. Auch hierfür ein Beispiel (III, 38): „Es ist mir durchaus offenbar, daß Kambyses ganz rasend war, denn sonst würde er ja nicht mit dem Heiligen und mit Gebräuchen (*ἱροῖσί τε καὶ νομαίοισι*) seinen Spott getrieben haben. Wenn man allen Völkern freistellte, sie sollten sich aus allen Sitten und Gebräuchen die besten aussuchen, so würden sie alle nach genauer Untersuchung ein jeder die seinigen wählen; so glaubt jeder, daß seine Weise bei weitem die beste sei. Also kann auch unmöglich ein anderer als ein rasender Mensch mit so etwas seinen Scherz treiben. Daß über ihre Sitten und Gebräuche alle Völker so denken, das kann man aus vielen Kennzeichen ersehen, vornehmlich aber daraus: Als Dareios König war, berief er die Hellenen, die bei ihm waren und fragte sie, was sie haben wollten, wenn sie die Leichen ihrer Väter sollten aufessen; sie aber sagten, das würden sie um keinen Preis tun. Hierauf berief Dareios die Kalatier, ein indisches Volk, die ihre Väter essen, und fragte sie

in Gegenwart der Hellenen (und ein Dolmetscher erklärte ihnen, was gesprochen ward), was sie haben wollten, wenn sie die Leichen ihrer Väter sollten mit Feuer verbrennen; sie aber schrien laut auf und sagten, er soll nicht so gottlos reden. Das ist einmal so, und Pindaros scheint ein Recht zu haben, wenn er sagt: die Sitte sei aller Menschen König."

Durch seine Forschungen auf einem ganz anderen Gebiete der Religionsgeschichte ist Gruppe zu demselben Urteil über das Verhältnis von Kultus und Mythus gelangt wie Smith. Er schreibt:[1]) „Da sowohl der Mythos als auch der Kultus der Semiten, Ägypter und Westarier in allen Hauptpunkten mit dem indischen übereinstimmt, so sind wir berechtigt, die Entstehung des Mythos aus dem Ritual, welche wir in den Veden so deutlich erkennen, auch für jene anderen Völker vorauszusetzen; aber hinsichtlich der Beziehungen zum Ritual verhält sich die indische religiöse Poesie ganz anders als die der übrigen Völker. Für diese war die ritualistische Form des Mythus eine Puppe, welche wertlos wurde, nachdem sich der Gottesbegriff aus ihr entwickelt hatte. In Indien hat sich bis tief in die Brahmanaperiode hinein die fortgeschrittene Gottesvorstellung von der Ritualvorstellung noch kaum gesondert. Die ganze Mystik, deren die üppige Phantasie und die religiöse Inbrunst des Hindu fähig war, vergrub sich in tiefsinnigen Spekulationen über den geheimen Sinn der Ritualhandlungen. Die Opferzeremonie erhält hier eine Bedeutung, welche dieselbe weit, selbst über die Götterwelt hinaus erhob: es ist charakteristisch, daß der Begriff des Absoluten sich am Ganges nicht aus dem der Gottheit, sondern aus dem der Opferandacht entwickelt. Diese Hochhaltung des Ritus mußte zur Folge haben, daß in Indien die Beziehungen des Mythos zum Ritual bis in eine Zeit lebendig blieben, wo bei den Westvölkern längst die älteste Form des Hymnos durch Neubildungen ersetzt war."

Worin bestanden nun die Bräuche, die in alter Zeit die Religion ausmachten? Smith (S. 14) beantwortet diese Frage dahin: „Die Religion war die Gesamtheit der feststehenden überlieferten Bräuche, denen sich jedes Glied der Gemeinschaft selbstverständlich anpaßte." Danach gehört die Differenzierung der Bräuche in kultische, politische usw. erst einer späteren Zeit an. Ursprünglich war jede Sitte, mochte sie sich auf Nahrung, Kleidung, Tätowierung, Wohnung,

[1]) Gruppe, „Die griechischen Kulte und Mythen". Leipzig 1887. S. 314.

Krieg, Jagd oder Ehe beziehen, religiöser Natur. Die Übereinstimmung dieses Resultates der Untersuchungen Smiths mit den Anschauungen jetzt lebender wilder Völker, liegt auf der Hand. Der Wilde betrachtet jeden Brauch, er mag zweckvoll oder sinnlos sein, als religiöse Pflicht, sobald er durch die Sitte vorgeschrieben und geregelt ist.

Ist diese Anschauung richtig, so ist in alter Zeit Verschiedenheit der Religion dasselbe wie Verschiedenheit der Lebensgewohnheiten. Die Einheit, die den Suggestionshandlungen zugrunde liegt, ist zugleich der Träger einer bestimmten Religion, also die Männergesellschaft und in späterer Zeit der blutsverwandte Stamm und nicht das Individuum. Smith (S. 19) sagt darüber: „Der einzelne wählte nicht seine Religion oder bildete sie für sich selbst aus. Sie war ihm als ein Bestandteil des allgemeinen Ganzen von Verpflichtungen und Ordnungen überkommen, die auch ihm auferlegt waren, als eine feste Tatsache, die mit seiner Stellung in Familie und Volk gegeben war . . . Der genaue Vollzug religiöser Handlungen war eine Pflicht gegen die Gemeinschaft, an der jeder seinen bestimmten Anteil zu nehmen hatte. Von Intoleranz im modernen Sinne des Wortes wußte das Gemeinwesen im Altertum nichts; wegen besonderer Glaubensmeinungen über das Heil seiner eigenen Seele erlitt niemand Verfolgungen. Die Religion bestand überhaupt nicht für das Heil der Seelen, sondern im Interesse der Erhaltung und Wohlfahrt des Gemeinwesens; und an allem, was diesem Zwecke diente, hatte jedermann Anteil zu nehmen, oder er brach mit der häuslichen oder politischen Gemeinschaft, der er angehörte.“ Die Identität von Stammesgemeinschaft und Religionsgemeinschaft hat sich noch lange erhalten, als die Differenzierung der religiösen Handlungen von der Stammessitte sich teilweise schon vollzogen hatte. Smith führt dafür einige Beispiele aus der israelitischen Religion an (S. 24). „Indem sich David in der Verbitterung seines Herzens über die beklagt, ‚welche ihn austrieben, daß er an Jahwes Eigentum nicht teilhaben sollte‘, so läßt er sie damit zu ihm sagen: ‚Gehe hin, verehre andere Götter‘ (1. Sam. 26, 19). Indem sie ihn zwingen, in einem fremden Land und bei einem anderen Volke Zuflucht zu suchen, nötigen sie ihn damit, seine Religion zu wechseln; denn die Religion eines Mannes ist ein Bestandstück seiner politischen Gemeinschaft. ‚Deine Schwägerin ist zu ihrem Volk und zu ihrem Gott zurückgekehrt‘, sagt Noomi zu Ruth, und Ruth er-

widert: ‚Dein Volk ist mein Volk und dein Gott ist mein Gott.‘ (Ruth 1, 14 ff.): der Wechsel der Nationalität schließt so den Wechsel der Religion ein.“

Worin liegt nun aber der Unterschied zwischen einer reinen Suggestionshandlung und einer religiösen Handlung? Offenbar nur in der Zweckvorstellung, die die letztere zwar nicht veranlaßt, wohl aber begleitet. Als die Menschen anfingen, ihr Handeln mit Zweckvorstellungen zu verbinden, war ihr ganzes Leben durch eine große Zahl von Sitten und Bräuchen ausgefüllt. Erst in den Zeiten des fortgeschrittenen Individualismus haben die Zweckvorstellungen die Selbständigkeit erlangt, überlieferte Sitten zu beseitigen. Ehe diese Kulturstufe erreicht ist, schließen sich die Zweckvorstellungen als sekundäre Elemente dem Handeln nach Überlieferung an. Noch heute dient die Vernunft vielen Menschen nicht dazu, die Wirklichkeit nach Zwecken umzugestalten, sondern nur die Zweckmäßigkeit der Wirklichkeit zu beweisen. Welche Zweckvorstellung sollte aber nun der Wilde mit seinem vom Stamm und den Vorfahren suggerierten Handeln verbinden? Ein Teil der Sitten war überhaupt zwecklos; wenn ein Brauch auch ursprünglich als zweckvoll erworben war, konnte er bei veränderten Lebensverhältnissen sinnlos werden; andere Sitten waren zweckvoll; die Erkenntnis der tatsächlichen Zwecke war aber oft so verwickelt und schwierig, daß sie für das unentwickelte Denken nicht vorhanden war. Ich erinnere zum Beispiel an die Heiratsgebräuche. Wenn ein Bauer, der starr am alten hängt, auf Zweifel an der Berechtigung seines Tuns stöst, so sagt er, es war immer so, also muß es so sein. Eine Zweckvorstellung können wir das eigentlich nicht nennen. Wohl aber zeigt diese Beweisführung des Bauern, daß jedenfalls der Anfang eines Nachdenkens über das eigene Tun vorhanden ist, wenn auch dieser Anfang nur darin besteht, der Überlieferung mit bewußter Ablehnung aller sich geltend machenden Bedenken zu folgen. Wer sagt, ich handele so, weil mein Vater und meine Vorfahren so gehandelt haben, ist nicht mehr absolut abhängig von der Suggestion. Er anerkennt die Möglichkeit eines anderen Handelns.

Sehr viele religiöse Handlungen bei alten Völkern und bei Wilden der Gegenwart werden nur dadurch begründet, daß es heilige Handlungen sind, ohne jede weitere Bestimmung eines übersinnlichen Zweckes. Wenn der Wilde sich tätowiert, so ist er zwar überzeugt, eine religiöse Pflicht damit zu erfüllen, wenn er ganz

bestimmt vorgeschriebene Muster auf seinem Körper anbringt, so ist er überzeugt, daß das ein heiliges Tun ist, dem er sich auf keinen Fall entziehen darf; dabei werden ihm oft alle Vorstellungen davon fehlen, ob er damit irgend welche Wesen erfreut, und was das Unterlassen für Folgen für ihn haben würde. Ihm genügt die Überzeugung, daß sein Handeln von den Vorfahren stammt und notwendig ist. Ich sehe hierin die einfachste Form eines religiösen Aktes.

Ich hatte in der Entwickelung des vierten Kapitels drei Formen der ältesten Verfassung unterschieden, die Tradition, vertreten durch die ältere Generation, das im wesentlichen mit der Tradition übereinstimmende Gebot des Rates der Alten, des Friedenshäuptlings und patriarchalischen Königs, drittens die Macht und Willkür des Kriegshäuptlings und Despoten. Dementsprechend können wir drei Stufen religiöser Entwickelung unterscheiden.

1. Die Stammessitte wird dadurch begründet, oder besser, wird von der Vorstellung begleitet, daß die Vorfahren, bezw. der Vorfahr des Stammes, ebenso gehandelt hat. Die Stammessitte erscheint hier noch gar nicht als Gebot; denn eine Sitte kann nur von jemand, der schon über einen bewußten Individualwillen verfügt, als Gebot und Zwang empfunden werden. Der Stammesvater erscheint daher auch nicht als mächtiges Wesen, der die Befolgung der Sitte verlangt und erzwingt, oder durch dieselbe geehrt wird. Es heißt einfach, unser Vorfahr hat so gehandelt, und wir handeln auch so. Als Beispiel verwende ich wieder die Bakairi, die von einem Kultus im engeren Sinne nichts wissen und wohl auch nie gewußt haben. Sie erzählen nur, daß Keri und Kame Hängematte, Schlaf, Feuer, Haus und Bratständer erfanden, daß sie die erste Festhütte bauten, die erste Flöte schnitzten und das Tanzfest veranstalteten. Dann „gingen sie dahin auf dem Wege. Wohin sie dort gingen, weiß keiner. Die Vorfahren wußten nicht, wohin sie gegangen. Heute weiß man erst recht nicht, wo sie sind“[1]). Von Bedeutung ist, daß einige benachbarte Indianerstämme den Tänzen bereits eine Bedeutung für die Toten oder andere übersinnliche Wesen zuschreiben. Ist der Trieb, alles von den Vorfahren ererbte Tun zu deuten, stärker geworden, so ist der Zweck des Feuers, des Bratständers usw. leicht zu erkennen. Der Zweck der Tänze dagegen wird dann in einer Verehrung der

[1]) Steinen, a. a. O. S. 326 f.

Vorfahren gesehen; denn nur das Vorbild der Vorfahren, nicht aber ein für den Naturmenschen erkennbarer praktischer Zweck scheint ihm diese Handlungen zu begründen.

2. Auf der zweiten Stufe verwandeln sich die Ahnen des Stammes in einen Häuptling oder König, der zwar mit dem Stamm blutsverwandt ist und dessen Interessen im wesentlichen auch die des Stammes sind, der aber doch als gebietendes Wesen auftritt. Der Gegensatz der überlieferten Sitte und des individuellen Wollens und die Herrschaft der Sitte, auch wenn sie der Vernunft widerspricht, wird durch diese Annahme begründet.

3. Die überlieferten Sitten werden immer noch beobachtet. Sie gelten aber bereits ganz als egoistische Handlungen. Wo das nicht der Fall zu sein scheint, wie die Weggabe von Vieh, Früchten usw., werden sie als das Mittel gedeutet, ein durch Geschenke beeinflußbares Wesen zugunsten des Gebers zu stimmen und dessen Schutz zu gewinnen.

In allen den genannten Fällen ist jenes übersinnliche Wesen nicht aus irgend welcher Spekulation über den Anfang und den Zweck aller Dinge hervorgegangen, auch nicht aus irgend welchen sentimentalen und schaurigen Gefühlen, sondern nur aus den menschlichen Handlungen.

Das Wesen der Gottheit ist nichts anderes als die für den Menschen bestehende Notwendigkeit, bestimmte Handlungen auszuführen. Smith sagt darüber (S. 16): „Vom Standpunkt der antiken Anschauung aus ist die Frage, was die Götter an sich sind, keine religiöse, sondern eine spekulative. Eine Sache der Religion aber ist die praktische Kenntnis der Gesetze, nach denen die Gottheit die Gestaltung der Lebensführung ihres Anhängers erwartet — was II. Kön. 17, 26 als das ‚was dem Landesgotte gebührt', bezeichnet wird. Ganz genau so verhält es sich mit der Religion Israels. Wenn die Propheten von der Kenntnis Gottes sprechen, so meinen sie stets eine praktische Kenntnis der Gesetze und Grundforderungen seiner Herrschaft über Israel (Hosea 4) und eine kurze und zusammenfassende Bezeichnung der Religion als eines Ganzen ist ‚die Erkenntnis und die Furcht Jahwes' (Jes. 11,2), d. h. die Kenntnis von dem, was Jahwe fordert, verbunden mit ehrerbietigem Gehorsam. Ein äußerster Skeptizismus gegenüber aller religiösen Spekulation ist im ‚Prediger' als die der Frömmigkeit angemessene Haltung anempfohlen; denn kein Ergebnis der Diskussion vermag

den Menschen über die klare Forderung hinweg zu heben: ‚Fürchte Gott und halte seine Gebote‘ (Pred. 12, 13). Der Verfasser legt diesen Rat dem Könige Salomo in den Mund, womit er ihn nicht unrichtig als einen zusammenfassenden Ausdruck für die alte Anschauung von der Religion hinstellt, die zu seiner Zeit in verhängnisvoller Weise sich zu zersetzen begann.“

Die Art, wie diese Gottheit bei den Semiten gedacht wurde, bestimmt Smith in folgender Weise.

1. Auf der ersten Stufe erscheint die Gottheit als Vater. (Smith, S. 28). „In den heidnischen Religionen ist die Vaterschaft der Gottheit ein natürlich begründetes Verhältnis. Bei den Griechen z. B. ist die Anschauung, daß die Götter die Menschen, wie Gebilde von der Hand des Töpfers, aus Ton bildeten, verhältnismäßig jung. Die ältere Anschauung ist, daß die Vorfahren der Menschen Götter waren, oder daß die Menschen Kinder der Erde, der gemeinsamen Mutter der Götter und Menschen, waren. Das alte Testament zeigt, daß die gleiche Anschauung auch den älteren Semiten vertraut war. Jeremia (2, 27) schildert die Götzendiener, wie sie zu einem Holzbilde sagen: „Mein Vater bist du!“ und zu einem Steine: „Du hast mich geboren.“ In dem alten Liede Num. 21, 29 werden die Moabiter „Söhne und Töchter des Kemos“ genannt, und zu einer sehr viel späteren Zeit bezeichnet der Prophet Maleachi (2, 11) ein heidnisches Weib „als Tochter eines fremden Gottes“. Diese Ausdrücke stehen unfraglich mit dem Sprachgebrauch in Übereinstimmung, den die heidnischen Nachbarvölker Israels in bezug auf sich selbst anwandten. Sie gehören einer Periode an, in der für Syrien und Palästina das staatliche Leben sich noch wesentlich in der Stammesorganisation darstellt, und wo jeder Stamm und jeder Verband von Stämmen, der ein kleines unabhängiges Volk bildete, seinen Ursprung auf einen großen Vorvater zurückführte. Auch darauf deuten jene Ausdrücke hin, daß, ebenso wie in Griechenland, der Vater oder ἀρχηγέτης der Rasse gewöhnlich mit dem Gotte der Rasse indentifiziert wurde. Im Einklang damit steht, daß sich nach dem Urteil der meisten neueren Forscher in den Völkergenealogien der Genesis mehrere Eigennamen von Göttern finden. So wird z. B. Edom der Stammvater der Edomiter, von den Hebräern mit Esau, dem Bruder Jakobs, identifiziert; für die heidnischen Edomiter aber war er ein Gott, wie aus dem theophoren Eigennamen Obed-Edom „Verehrer des Edom“ hervorgeht.“ (S. 32.) Der Glaube, daß alle

Glieder eines Stammes Söhne und Töchter seines Gottes sind, erhielt sich, wie zu erwarten, am längsten in Arabien, wo der Stamm niemals im Staate aufging, und wo bis auf die Zeit Mohammeds herab das Blut das eine, heilig gehaltene Band sozialer Einheit blieb. Tatsächlich tragen manche arabische Stämme die Namen von Göttern oder von Himmelskörpern, die als Gottheiten verehrt wurden; ihre Glieder wurden „Söhne des Hubal", „Söhne des Vollmonds" und ähnlich benannt. Die religiösen Kulte in Arabien beruhen ihrem Ursprunge nach ebenso wie die Palästinas und Syriens auf der Anschauung von der Verwandtschaft der Götter und ihrer Verehrer." In bezug auf die Belege dieser Behauptung verweise ich im einzelnen auf die Ausführungen Smiths und auf Wellhausen, Reste arabischen Heidentums.

2. Die zweite Auffassung der Gottheit ist die Folge der Auflösung des Stammesverbandes zugunsten des antiken Staates. Der auf ursprünglicher Gleichberechtigung beruhende Zusammenhang der Stämme bildet sich dabei zu der Vorherrschaft des mächtigsten Stammes um. Die Stammesgötter vereinigen sich zu einem Götterstaat oder werden von der Gottheit der vorherrschenden Familie verdrängt. (Smith, S. 30.) „Als dieser Zersetzungsprozeß sich vollzogen hatte, konnten die Verehrer eines Gottes, die als Glieder verschiedener Stämme durch politische Beziehungen, aber nicht durch die Bande des Blutes verbunden waren, nicht mehr als Kinder des Gottes betrachtet werden. Er war hinfort nicht mehr ihr Vater, sondern ihr König. Wenn aber die Gottheiten eines aus verschiedenen Elementen zusammengesetzten Gemeinwesens ihrer Herkunft nach die alten Götter der einflußreichen Sippen waren, so konnten die Glieder dieser Familien ihren Ursprung immer noch auf den Gott der Familie zurückführen und in diesem Stammbaum einen Anlaß zu aristokratischem Stolze finden. So führten die königlichen und adligen Geschlechter bei den Griechen ihren Stamm noch lange auf einen göttlichen Vorfahren zurück und dieselbe Tatsache begegnet uns unter den Semiten. Vergil und Silius Italicus berichten uns, daß das Königsgeschlecht von Tyrus und die vornehmsten Häuser in Karthago den Anspruch erhoben, Sprossen des Baal von Tyrus zu sein. Unter den aramäischen Herrschern von Damaskus, die im alten Testament genannt werden, finden wir mehr als einen des Namens Ben-Hadad, d. h. „Sohn des Gottes Hadad". In den Inschriften von Sendschirli scheint der König Bar-Rekub — nach

seinem Namen zu beanspruchen, ein Sprößling des Gottes Rekub-El zu sein. Unter den Aramäern sind in späterer Zeit Namen wie Barlaha „Sohn Gottes“, Barbasmin „Sohn des Gottes des Himmels“, Barate „Sohn Ates“ nicht ungewöhnlich. In Palmyra finden wir die Namen Barnebo „Sohn des Nebo“, Barsams „Sohn des Sonnengottes“.“

„(Smith, S. 46.) Jm alten Testament wird das Königtum Jahwes oft als der Ruhm Israels dargestellt; niemals aber in Ausdrücken, die darauf deuten, daß die Idee eines Königtums der Gottheit den Hebräern eigentümlich war. Vielmehr gelten andere Nationen als „die Königreiche der Götzen.“ (Jes. 10, 10.) Wenn ein Sohn bei Lebzeiten seines Vaters gekrönt werden konnte, wie Salomo, oder für seinen Vater die Regierung führen konnte, wie Jotham für Uzzia regierte, so bestand keine Schwierigkeit, den menschlichen König als den Stellvertreter des göttlichen Herrschers zu betrachten, der — wie wir sehen — oft als der Vater des königlichen Geschlechts gilt und damit der Dynastie eine gewisse Heiligkeit verleiht. Dementsprechend finden wir, daß der syrische Baal den Titel Melkarth „König der Stadt“ oder genauer „unser Gott Melkarth, der Baal von Tyrus“ führte. Seine Herrschaft wurde auch von den karthagischen Kolonisten anerkannt, indem sie seinem Tempel in der Mutterstadt den Zehnten entrichteten; denn die Erhebung des Zehnten ist im Orient ein Recht des Königs. Ebenso war der höchste Gott der Ammoniter Milkom oder Malkam, eine Bezeichnung, die nur eine veränderte Form des Wortes Melek, d. h. „König“ ist. In Babylonien und Assyrien ist die Anwendung des Königstitels auf die Gottheit so gebräuchlich, daß es keiner besonderen Belege dafür bedarf. Als den Hauptgott der Aramäer von Palmyra kennen wir ferner den Malakhbel, d. h. „König Baal“. Eine außerordentliche Fülle an Beweismaterial bieten ferner die Eigennamen, die eine religiöse Bedeutung haben; in ihnen wird der Gott des betreffenden Anhängers oft als König bezeichnet. Solche Namen waren unter den Phöniziern und Assyrern ebenso gebräuchlich wie bei den Israeliten; sie finden sich auch unter den Arabern an der Grenze Syriens und Ägyptens.“

3. Auf der letzten Stufe der Entwickelung steht der Gott mit seinem Verehrer nicht mehr in verwandtschaftlicher oder nationaler Gemeinschaft. Er hat kein unmittelbares Interesse an ihm, sondern behandelt ihn nach Laune. Durch Tribut kann sein Zorn abgelenkt

und sein Wohlwollen erworben werden. Smith (S. 53 ff.) schildert ausführlich die Entwickelung dieser Anschauung, die bei den Semiten wie bei den Ariern erst am Ende der religiösen Entwickelung zu finden ist. Das viel zitierte Wort des Statius, „Primus in orbe deos fecit timor“, das Renan dahin erläutert, „Der Mensch glaubte sich von Feinden umgeben, die er zu begütigen trachtete“, ist also sicher falsch, und wenn in Afrika bei irgendwelchen Völkern dieselbe Auffassung der Gottheit gefunden wird, so ist das kein Beweis für die Ursprünglichkeit derselben, da die Religion, deren Entwickelung allein genau bekannt ist, ihre Entstehung aus ganz anderen Quellen unzweifelhaft macht. Es ist gerade der letzte Ausläufer der Entwickelung und da die Religion in dieser Umformung uns zeitlich am nächsten steht, steht sie auch unserm Verständnis am nächsten. Gerade an diesem Beispiel tritt der Irrtum deutlich hervor, den Kulturmenschen zum Maß aller Dinge in der Ethnographie zu machen und seine Gedanken und Gefühle, die das Endresultat einer langen Entwickelung sind, an den Anfang der Entwickelung zu setzen und diese daraus abzuleiten.

Mit der geschilderten kombiniert sich nun eine zweite Entwickelung. Ich habe schon einmal erwähnt, daß mit den sogenannten kultischen Gebräuchen sich vielfach Überreste alter sozialer Institutionen, alter technischer Methoden usw. erhalten haben.[1]) Die Überreste des Männerbundes erhielten sich am längsten in der Form religiöser Geheimbünde, das Männerhaus wurde der Tempel, die Prostitution im Tempel wird in Erinnerung an die alte Gruppenehe eine heilige Handlung, alte Waffen, Werkzeuge und Kleider bekommen kultische Bedeutung, nur mit Steinmessern durften die Opfer vielfach geschlachtet werden, der germanische Gott kämpft mit dem Steinhammer, das vom Feuerbohrer erbohrte Feuer ist heiliges Feuer. So haben sich auch vielfach in Verbindung mit kultischen Handlungen die Überreste der alten Erkenntnistheorie erhalten. Alles war einst beseelt. Daß die Dinge der Welt der Erscheinungen sich allmählich differenzierten, beruhte nicht auf logischen Erwägungen, sondern auf praktischen Bedürfnissen. Da die Sitte dem Stammesgenossen, dem Fremden, den verschiedenen Tieren, Pflanzen und Steinen gegenüber verschiedenes Verhalten vorschrieb, so wurden das verschiedene Dinge. Die moderne Einteilung in Menschen, Tiere, Pflanzen und leblose Dinge wurde dabei nicht sofort erreicht, son-

[1]) Schurtz, „Altersklassen und Männerbünde“. IV.

dern wurde in alter Zeit durch die viel wichtigere Einteilung in das zum Stamm gehörige und in das dem Stamm feindliche ersetzt. Ebenso wie der Wilde sich nicht willkürlich am Leben des Stammesgenossen vergreifen darf, wie er sogar verpflichtet ist, dasselbe gegen Angriffe zu schützen, so muß er sich auch dem gemeinsamen Besitz des Stammes gegenüber verhalten, dem für Jagd und Fischfang nötigen Gerät, dem Hause und Boote gegenüber. Sein Kollektivbewußtsein erstreckt sich daher auch über diese Dinge. Andererseits befindet sich der Jäger den Tieren des Waldes gegenüber in derselben Lage wie bei feindlichen Nachbarstämmen. Er hat gar keine Veranlassung, einen Unterschied zwischen einem Raubtier und einem gefährlichen menschlichen Gegner anzunehmen und bleibt daher bei der alten Vorstellung der Gleichheit. Dasselbe gilt nun in noch höherem Maße von den ersten Haustieren und Nutzpflanzen. Viehzucht und Ackerbau kann nur entstehen, wenn Tiere und Pflanzen durch dieselbe Sitte geschützt werden wie das Leben der Stammesgenossen. Die Vorstellung der Beseeltheit blieb daher an ihnen haften und zwar die Beseeltheit mit einer dem Stamm angehörigen Seele. Dinge, die dem willkürlichen Gebrauche des einzelnen entzogen sind, nennt man mit dem polynesischen Ausdruck Tabu. Tabu ist für den Wilden der Stammesgenosse, den er nicht töten, das Mädchen der eigenen Sippe, das er nicht heiraten darf. Tabu ist für ihn aber auch die Herde, der Fruchtbaum, der dem Stamm gehört, der Grenzstein, die Quellen und Haine, deren Erhaltung für den Stamm von Wichtigkeit ist oder es einmal war. Bei den Dingen, die Tabu waren, hat sich nun die Vorstellung der Beseeltheit erhalten. Diese Annahme galt in späterer Zeit, die den Sinn der alten Sitte nicht verstand, für die Begründung des an den Gegenstand geknüpften Gebrauches. So entstand der Totemismus, die Vorstellung der Verwandtschaft der Menschen und Tiere, und der Fetischismus, die Vorstellung der Beseelung von ganz bestimmten Steinen und Geräten. Dasselbe weist Mannhardt an verschiedenen Stellen für die Pflanzen nach.[1] „Auch später finden wir, daß in den Marken oder Gemeinwaldungen gewisse Bäume davor geschützt waren, von jedem Markgenossen geschlagen zu werden. Sie umzuhauen war bei Kapitalstrafe verboten. Dazu gehörten vorzugsweise die fruchtbaren, d. h. zur Mast dienenden Harthölzer Eiche und Buche, wogegen es in alter Zeit jedermann freistand, das unfruchtbare weiche Taub- oder

[1] „Der Baumkultus." Berlin 1875. S. 39.

Dustholz nach Belieben für seinen Gebrauch zu hauen; ferner die zur Bezeichnung der Grenze dienenden Bäume. In manchen Gegenden der Schweiz, z. B. im Urserental waren Arven und Tannen gebannt, d. h. vor dem Axthieb gefeit. Auf dem Umhauen gewisser Grenzarven stand der Tod. Unzweifelhaft blieben einzelne Exemplare stets unberührt stehen, während andere zu Bauholz angewiesen wurden. Solche Schutz- oder Freibäume scheinen vielfach die Träger der alten mythischen Anschauung geworden zu sein. In Schweden spricht man von gewissen Freibäumen, welche nicht gehauen werden mögen, „denn die Bewohnerin des Baumes will nicht gehauen sein".“

Indem der Zwang des an den Gegenstand geknüpften Brauches auf das den Gegenstand beseelende Wesen zurückgeführt wurde, erschien dies Wesen als mächtig. Wenn daher auch die Allbeseelung in die ältesten Zeiten des Menschengeschlechts zurückgeht, so ist die der Erfahrung widersprechende und unzweckmäßige Annahme, daß die Seelen mancher Tiere, Bäume, Steine und Quellen mächtig sind, erst das Nebenprodukt einer späteren Entwickelung. Dasselbe gilt von der durch das Gesagte verständlichen Verschmelzung der Dingseelen mit den Seelen der Ahnen.

Ich werde im folgenden diese Verschmelzung ausführlich an einem Beispiele zeigen, an dem sich der Prozeß geschichtlich verfolgen läßt. Hier hebe ich nur hervor, daß der Totemismus die Vereinigung zweier Gedankenreihen ist. Die Anschauung, daß die Menschen von Tieren, Bäumen und Steinen abstammen, ist das Resultat der geschichtlichen Entwickelung, es ist die Deutung von kultischen Bräuchen, die sich auf ein für heilig gehaltenes Tier bezogen, daneben aber mit dem Vorfahren des Stammes in Beziehung gesetzt wurden. Die Entstehung des Totemismus wird dadurch vollständig verdunkelt, wenn die modernen Denkkategorien zur Erklärung herangezogen werden. Wir vergleichen die Dinge, ordnen sie nach Merkmalen und bilden Allgemeinbegriffe. Die hohe Bedeutung, die der Vorstellungsinhalt des Bewußtseins für den modernen Menschen hat, fehlt aber dem Wilden. Sein Leben ist mit Handlungen angefüllt, die nicht auf Denken und Zweckvorstellungen beruhen. Die Vorstellungen sind nur die Begleiter der Handlungen. Die Dinge sind nicht logisch geordnet und unterschieden, sondern unterscheiden sich durch die Suggestionshandlungen, die sie hervorrufen. Wenn das Leben eines Herdentieres durch die Sitte

ebenso geschützt ist, wie das Leben eines Stammesgenossen, so sind beide für den Nomaden Wesen derselben Art. Die Frage, ob der Wilde Menschen, Steine, Bäume und Tiere unterscheiden kann, läßt sich ebensogut mit ja wie mit nein beantworten; denn es kommt sehr darauf an, was unter dem Unterscheiden zu verstehen ist. Der vollständige Mangel aller logisch wissenschaftlichen Begriffe und zoologischen Erkenntnisse ist natürlich die Voraussetzung des Totemismus, erklärt ihn aber durchaus nicht. Eine Pflanze kann nur gedeihen, wo sich Humus befindet, der Humus allein bringt aber nie eine Pflanze hervor. Das Fehlen aller wissenschaftlichen Kategorien ermöglicht das Entstehen totemistischer Anschauungen, ist aber kein zureichender Grund, um die tatsächliche Entwickelung zu erklären. Nicht nur unzureichend, sondern verkehrt sind alle die Ableitungen, die die Vorstellungen des Wilden aus seiner Phantasie oder aus seinen unrichtigen logischen Schlüssen erklären. Phantasie und Denken setzt die willkürliche Kombination der Vorstellungselemente des Bewußtseins voraus, also gerade die Eigenschaft, die dem Wilden völlig fehlt, der in seinen Handlungen und Vorstellungen ganz von fest suggerierten Reihen abhängt. Woher es kommt, daß die Phantasie des Wilden in ethnographischen Werken eine große Rolle spielt, ist leicht erklärt. Erstens läßt sich aus der Phantasie und aus den falschen Schlüssen natürlich alles ableiten, was von Menschen je getan, gedacht und geredet wurde. Jede Lücke in der Entwickelung läßt sich auf diese Weise leicht ausfüllen. Zweitens liegt die Voraussetzung zugrunde, daß das Seelenleben des Wilden im Grunde doch dasselbe ist, wie das des Kulturmenschen. Der Wilde besitzt ein Ichbewußtsein, er handelt planmäßig egoistisch, er denkt und fühlt wie wir. Wenn heute ein Mensch Dinge behauptete, die früher das Gemeingut aller primitiven Religionen bildeten, so würde man von ihm entweder sagen: „er ist verrückt“ oder „er ist ein von dichterischem Wahnsinn erfüllter Poet“. Da nun auch der Wilde am Maßstab des modernen Menschen gemessen wird, so muß auch er neben hoher dichterischer Beanlagung eine starke Neigung zu falschem Denken gehabt haben.

Wie heilige Tiere, so wurden auch heilige Bäume, Steine, Berge und Flüsse mit den Stammesgöttern identifiziert. „In der babylonischen Sage sind Tiere wie Menschen aus Erde gebildet, die mit dem Blut eines Gottes gemischt war. In Griechenland standen

neben den Erzählungen von der Abstammung der Menschen von Göttern auch die alten Sagen vom Ursprung der Menschen aus Bäumen oder Steinen, oder von Stämmen, deren Mutter ein Baum und deren Vater ein Gott war." (Smith, S. 62.) „Melkarth wurde zu Tyrus unter dem Bilde zweier Steinsäulen verehrt. In dem großen Tempel zu Paphos war bis in die römische Zeit hinein das Bild der Gottheit, nicht ein Abbild der Astarte in menschenähnlicher Gestalt, sondern ein kegelförmiger Stein. (S. 157.)" Die Steine wurden häufig mit rohen bildlichen Darstellungen und Symbolen versehen, die die Bedeutung anzeigten. So befanden sich am Altar in Jerusalem Hörner, da der israelitische Gott auch als Stier verehrt wurde. Als vor der Philisterschlacht die Lade mit dem heiligen Stein in das Lager der Hebräer gebracht wurde, sagten die Philister: Jhr Gott ist in das Lager gekommen. Sie waren über die Bedeutung des Steines wohl besser unterrichtet, als der Geschichtsschreiber der späteren Zeit, der sich das frühere Vorhandensein eines Steines nur dadurch erklären konnte, daß das jüdische Gesetz darauf eingegraben sein sollte. Aus dem heiligen Stein entwickelte sich einerseits der Altar, andererseits die Bildsäule des Gottes. (Smith, S. 152 ff.)

Wenn die heiligen Gegenstände nicht mit den Stammesgottheiten identifiziert wurden, so wurden sie mit ihnen in irgend eine nahe Beziehung gesetzt. Totemtiere werden die Begleiter der Götter, Berge, Quellen und Haine werden als ihre Wohnstätten und ihr Eigentum betrachtet. Die Mythologie kehrt damit den geschichtlichen Sachverhalt um. In Wirklichkeit wurde eine Lokalität für das Eigentum des Gottes gehalten, weil sie seit alter Zeit Tabu war. Nach der Deutung späterer Zeit ist sie heilig, weil sie das Eigentum des Gottes ist. Wir haben hier ein charakteristisches Beispiel dafür, wie der unter der wachsenden Herrschaft des Egoismus sich entwickelnde Eigentumsbegriff die aus der Suggestionsperiode stammenden Ideen verdrängt oder in seinem Sinne umgestaltet.

Zur Illustration und als Beleg der Theorie gebe ich jetzt in Anlehnung an Smith die Entwickelung des Opfers bei den Semiten. Das Opfer steht so im Mittelpunkt der alten Religionen, daß die Entwickelung des Opferritus und dessen Deutung fast identisch ist mit der Entwickelung der Religion. Der Ausgangspunkt des Opfers ist eine Reihe von zweckvollen Sitten, die sich bei allen Viehzucht treibenden Völkern findet. Die Herden dienen in erster Linie nicht

zum Gewinn von Fleisch, sondern von Milch. Sie gehören dem Stamm und nicht einem einzelnen. Es ist daher dem einzelnen streng verboten, ein Tier der Herde zu schlachten. Das Schlachten selbst ist meistens nur in Zeiten der Hungersnot gestattet, aber auch da, wo es öfters vorkommt, ist nur der Stamm als solcher berechtigt, das Schlachten zu vollziehen. Kurz die Herdentiere sind Tabu, wie bei uns das Wild zur Schonzeit und zwar die weiblichen Tiere in höherem Grade als die männlichen. Der Unterschied von einst und jetzt besteht nun darin, daß die Behörde, die die Jagdgesetze erläßt, nach Zweckvorstellungen handelt, in alter Zeit dagegen der Zweck die Sitte bildete, ohne als Vorstellung in das Bewußtsein des Menschen getreten zu sein.

Das Herdentier steht unter demselben Tabu wie der Stammesgenosse selbst. Niemand darf sein Blut vergießen, ausgenommen der Stamm selbst. Wie die Hinrichtung eines Stammesgenossen wurde daher auch die Tötung eines Tieres oft unter Formen vollzogen, bei denen keinen einzelnen die Schuld traf und bei denen der Tod eintrat, ohne daß das Blut floß. Als die Idee der Verwandtschaft aufkam, wurde das Blut, das nicht vergossen werden durfte, das sinnliche Zeichen derselben. Infolge der bestehenden Sitte wurden auch die Tiere der Herde in den Kreis der Verwandtschaft einbezogen. Als alle Stammessitten auf eine gemeinsame Mutter oder einen gemeinsamen Vater bezogen wurden, nahm die Gottheit je nach dem Bestand der Herde und dem Vorherrschen des Vater- oder Mutterrechtes die Gestalt eines männlichen oder weiblichen Kamels, Rindes oder Schafes an.

Ich unterbreche die Darstellung durch Belege. Ich verweise auf die Bedeutung des Rindes bei den Kaffern, die Schurtz (Urgeschichte, S. 248 ff.) schildert. Er schließt mit folgenden Worten: „Die Toda in Indien verdienen in dieser Reihe den Preis, denn sie leben nur von der Milch der Kühe, essen niemals Fleisch und halten einige besonders schöne Rinder als heilige Tiere in besonderen Gehegen. Das sind Charakterzüge, die allen Hirtenvölkern anhaften, obgleich selten in so übertriebenem Maße; auch von den Mongolen versichert Prschewalsky, daß ihre ganze Aufmerksamkeit dem Wohl der Herden gewidmet ist, während ihr eigenes und das ihrer Familie zurückstehen muß.“ Bei Smith heißt es (S. 227): „Die Haustiere werden als Freunde und Stammesgenossen der Menschen angesehen, andererseits als heilige Tiere, die ihrer Natur nach

den Göttern verwandt sind. Sie zu schlachten, ist nur unter besonderen Verhältnissen zulässig, und in solchen Fällen diente das Schlachten niemals dazu, ein Privatmahl zu beschaffen, sondern gibt notwendig den Anlaß zu einem öffentlichen Mahle, wenn nicht zu einem öffentlichen Opfer. Agatharchidas, der die nomadischen Troglodyten in Ostafrika, ein primitives Hirtenvolk auf der Kulturstufe der Polyandrie, beschreibt, erzählt uns, daß sie ihren ganzen Lebensunterhalt von ihren Herden gewannen. Wenn reichlich Weide vorhanden war, nach der Regenzeit, lebten sie von Milch. In der Zeit der Dürre nahmen sie ihre Zuflucht zum Fleisch alter und schwacher Tiere. Die Schlächter aber galten als unrein. Ferner legten sie den Namen Eltern nicht einem menschlichen Wesen bei, sondern nur dem Stier und der Kuh, dem Widder und dem Mutterschaf, von denen sie ihren Lebensunterhalt gewannen." „Ähnliche Bräuche finden sich bei allen Hirtenvölkern Afrikas und bestehen mehr oder weniger umgestaltet oder abgeschwächt bis auf die heutige Zeit. Die gewöhnliche Nahrung dieser Völker besteht in Milch oder Wild. Vieh wird zum Lebensunterhalt selten geschlachtet und nur bei außergewöhnlichen Gelegenheiten, wie bei einer Kriegserklärung, der Beschneidung eines Knaben oder einer Hochzeit." „In solchen Fällen ist das Mahl öffentlich. Alle Blutsverwandten und auch alle Nachbarn haben das Recht, daran teilzunehmen. Die Herde und ihre Glieder sind aber auch Gegenstand liebevoller und persönlicher Rücksichtnahme und sind durch religiöse Bedenken und Tabus geschützt. Bei den Kaffern ist die Viehhürde heilig; Weiber dürfen sie nicht betreten, und sie zu verunreinigen ist ein schweres Verbrechen. Die Anschauung endlich, daß Haustiere die Eltern der Menschen sind, die wir bei Agatharchidas finden, lebt in dem Mythus der Zulus, daß Menschen, besonders große Häuptlinge, von einer Kuh ausgespieen wurden." „Herodot berichtet uns, daß die Libyanier zwar das Fleisch des Ochsen aßen, jedoch niemals das Fleisch einer Kuh genießen würden." Smith vermutet, daß die Heiligkeit des Viehes in der Religion Zarathustras „eine den Iraniern mit den ihnen nahe verwandten Indern gemeinsame Anschauung ist, so daß die Wurzeln der religiösen Ehrfurcht, die der Kuh erwiesen wurde, in dem primitiven nomadischen Leben der indogermanischen Rasse zu suchen sind. Um aber darzutun, daß genau die gleichen Vorstellungen, wie wir sie in Afrika gefunden haben, auch bei Hirtenvölkern von ganz verschiedener Rasse vorhanden

sind, will ich hier nur auf die Todas in Südindien verweisen. Bei ihnen ist das Haustier, der Milchspender und die hauptsächlichste Quelle des Lebensunterhaltes der Büffel. Der Büffel wird mit großer Freundlichkeit, sogar in gewissem Grade mit religöser Ehrfurcht behandelt, und bestimmte Kühe, die in ununterbrochener Reihe von heiligen Vorfahren in alter Zeit abstammen, werden mit alten Kuhglocken behängt und als Gottheiten angerufen. Auch hat man allen Grund, die Angaben der Todas für richtig zu halten, daß sie niemals das Fleisch eines weiblichen Büffels gegessen haben. Das Fleisch eines männlichen Tieres essen sie nur einmal im Jahre, wobei die erwachsenen Männer des Ortes sich zu der Zeremonie der Schlachtung und zum Verzehren eines jungen männlichen Kalbes vereinigen, das mit besonderen Gebräuchen geschlachtet und an einem heiligen Feuer gebraten wird. Wildbret essen sie jedoch mit Vorliebe."

Das Opfer ist nun nichts anderes als der durch Nachahmung festgehaltene Brauch der Tötung eines Herdentieres. Zur Zeit des Ackerbaues nahm der Hergang infolge der veränderten Verhältnisse eine ganz neue Bedeutung an, obwohl der Brauch selbst in seinen Hauptzügen derselbe war. Der Bericht von der ältesten Form des semitischen Opfers, den wir besitzen, beschreibt die Sitte eines Nomadenvolkes. Es ist der Bericht des Nilus über die Bräuche der Araber in der Sinaiwüste (Smith, 214 ff.). „Ihren gewöhnlichen Unterhalt gewannen diese Beduinen durch Raub oder Jagd, wozu ohne Zweifel noch die Milch ihrer Herden als wesentlicher Bestandteil hinzuzufügen ist. Wenn diese Hilfsmittel ausblieben, so hatten sie einen Rückhalt am Fleisch ihrer Kamele, von denen eines für jeden Stamm geschlachtet wurde." „(S. 262). Das als Opfer ausgewählte Kamel wird auf einem rohen Altar von aufgehäuften Steinen festgebunden. Wenn dann der Führer der Horde die Verehrer in einer feierlichen, von Gesängen begleiteten Prozession dreimal um den Altar geführt hat, bringt er dem Tier die erste Wunde bei, während noch die letzten Worte des Gesanges erklingen, und in größter Eile trinken sie dann das hervorschäumende Blut. Zugleich stürzt sich die ganze Horde mit ihren Schwertern auf das Opfer und zerhaut den noch zuckenden Körper in Stücke, die sie roh und in so wilder Gier verschlingen, daß in dem kurzen Zeitraum zwischen dem Aufgehen des Morgensterns und dem Erlöschen seines Lichts vor der aufgehenden Sonne das ganze Kamel mit Fleisch und Knochen,

Haut, Blut und Eingeweiden verschlungen ist.“ An diesem Ritus ist verschiedenes charakteristisch, erstens die Gemeinsamkeit der Handlung und dann die Art des Mahles. Das Opferfleisch wird roh verschlungen und zwar in einer Zeit, in der nach dem Bericht des Nilus die Beduinen bei gewöhnlichen Mahlzeiten das Fleisch rösteten. In dem Opfermahl ist offenbar die alte Form der Nahrungsaufnahme erhalten. Auch in anderen Kulten hat sich diese Sitte erhalten, z. B. im Dionysuskult (Rhode, Psyche, S. 303). Die Teilnehmer rissen mit den Zähnen das Fleisch ab und verschlangen es roh. Bei anderen Riten Ägyptens und Roms mußten die Opfer mit Steinmessern getötet werden, auch als das Eisen allgemein in Gebrauch war, die Opfernden erschienen beim Kultus nackt oder in Felle, die Kleidung der alten Zeit, gehüllt. Hierher gehört auch der Blutgenuß, der offenbar den rituellen Höhepunkt in dem geschilderten Opfer darstellt. Zur Zeit als das Fleisch noch roh genossen wurde, war Blut ein beliebtes Nahrungsmittel. Milch wurde in Arabien und Afrika mit dem Blut, das von lebenden Tieren genommen war, genossen (Smith, S. 228). In Sparta hat sich der Blutgenuß bis in historische Zeit gehalten, wobei charakteristisch ist, daß diese Nahrung von den Männern gemeinschaftlich gegessen wurde, worin ein Überrest der Sitten der Männergesellschaft der ältesten Zeit zu sehen ist. Als der Genuß von rohem Fleisch und Blut abkam, wurde es nur noch im Opfer aufrecht erhalten, bis er auch hier durch die Sitte abgelöst wurde, die Teilnehmer mit dem Blut zu besprengen. Der Blutgenuß war jetzt aber die Nahrung der Vorfahren, die Speise der Vergangenheit. Das bedeutet für den Wilden, es ist die Speise der Götter und der Toten, es ist heilige Nahrung. Wenn daher das Opferblut auf die Erde oder den Stein floß, auf dem das Tier geschlachtet wurde, so galt es jetzt für die Speise der Ahnen oder des Vaters des Stammes. Alle Teile des Tieres, die in späterer Zeit nicht mehr gegessen wurden, mußten beseitigt werden, was nach hebräischem Ritual außerhalb des Lagers durch Feuer geschah. Smith (S. 300) hebt hervor, daß dies die alte Bedeutung des Opferfeuers war und erst in später Zeit die Deutung aufkam, daß im Feuer das Fleisch der Gottheit als Speise dargebracht wurde. Alles Fleisch, das zwei Tage nach dem Opfer nicht gegessen war, mußte verbrannt werden, eine Sitte, die in heißen Gegenden, wo Eiskühlung nicht bekannt ist, so zweckmäßig ist, daß eine weitere Erklärung unnötig ist.

Der aus der Nomadenzeit stammende Brauch des Schlachtens eines Herdentieres differenzierte sich in der Folgezeit nach verschiedenen Richtungen, wobei die Deutungen, zu denen der Brauch Anlaß gab, ihrerseits wieder auf die Ausgestaltung des Brauches zurückwirkten.

1. Die Verweltlichung des Opfers. Smith hebt (S. 217) hervor, daß unter den alten Semiten überhaupt kein Schlachten außer zum Opfer zulässig war. Als die Nomadenstämme zum Ackerbau übergingen, wurde auch das Vieh Privateigentum. Trotzdem blieb unter den Semiten der historischen Zeit die alte Sitte bestehen. (Smith, S. 271.) „In betreff des Opfermahles finden wir bei den Sarazenen des Nilus und bei afrikanischen Völkern, für die das Rind eine ähnliche Heiligkeit hat, wie für die Araber das Kamel, daß das sakramentale Fleisch anfänglich nur unter dem Zwange der Not gegessen wurde. Daran schließt sich die Stufe, die sich in der althebräischen Religion darstellt, auf der Haustiere unbedenklich genossen werden dürfen, jedoch nur unter der Bedingung, daß sie als Opfer am Altar dargebracht und bei einem heiligen Mahle verzehrt wurden. Schließlich wird eine Stufe der Entwickelung erreicht, auf der — wie in Griechenland zur Zeit des Apostels Paulus (1. Kor., 8) — das Ochsenfleisch unbedenklich in Fleischbänken verkauft wurde, oder wo — wie in Arabien vor Muhammeds Zeit — nichts weiter erforderlich war, als daß ein zum Lebensunterhalt bestimmtes Tier im Namen eines Gottes geschlachtet wurde.“ Das der Gottheit oder den Vorfahren ausgegossene Blut verwandelt sich dabei in die bei der Mahlzeit dargebrachte Weinlibation, wobei vielfach die Erinnerung erhalten blieb, daß der Wein eigentlich Blut bedeute (Smith, S. 174). Noch in später Zeit ist das Schlachten ein häusliches Fest, an dem die weitest gehende Gastfreundschaft geübt wird.

2. Das Opfer als Gemeinschaftsfest. Als durch den Übergang zum Ackerbau die Stammesmitglieder getrennt wohnten, wurde die alte Sitte, ein Herdentier gemeinsam zu schlachten und zu essen, der Ausdruck der Gemeinschaft der Stammesglieder unter sich und mit ihren Vorfahren und Göttern. Das war die Bedeutung der israelitischen Opfer zur Königszeit (Smith, S. 196). „Das Opfer war eine öffentliche religiöse Feier, die von einer Stadtgemeinde oder einem Stamme veranstaltet wurde, und die einzelnen Familienhäupter waren gewohnt, ihre privaten Opfer auf die jährlichen Feste zu legen, indem sie ihren religiösen Bedürfnissen in der Zwischenzeit durch

Gelübde genügten, die, wenn die Festzeit wiederkehrte, gelöst wurden. Dann strömten die Volksmassen von allen Seiten dem Heiligtume zu, mit festlichen Gewändern bekleidet (Hos. 2, 15), unter Musikklängen fröhlich einherziehend (Jes. 30, 29), indem sie nicht nur die zum Opfer bestimmten Schlachttiere mit sich brachten, sondern auch einen reichlichen Vorrat an Brot und Wein, um das Fest zu begehen (1. Sam. 10, 3). Das Gesetz des Mahles aber war die offenste Gastfreundschaft. Kein Opfermahl war ohne Gäste vollkommen, und Reichen wie Armen wurde im Kreise der Bekanntschaft bereitwillig ein Anteil gewährt. Allgemeine Fröhlichkeit herrschte. Die Menschen aßen, tranken und waren fröhlich, indem sie sich freuten vor ihrem Gott." In diesen Zusammenhang gehören die Opfer bei Aufnahme der Knaben in die Männergesellschaft, bei Aufnahme Fremder in den Stamm und bei dem Bündnis zwischen Stämmen. Die Gemeinschaft der Menschen auf Grund gemeinsamer Nahrung wurde für besonders heilig und fest gehalten, wenn Blut genossen wurde. So bestand in Arabien (Smith, S. 241) „das Ritual darin, daß alle an dem Bündnisschluß Beteiligten ihre Hände in das Blut (eines Opfertieres) tauchen müssen, das gleichzeitig auf den heiligen Stein, der ein Symbol der Gottheit ist, gebracht wird, oder das an seinem Fuße ausgegossen wird. Das Eintauchen der Hände in die Schüssel schließt die Gemeinschaft beim Essen ein, (Matth. 26, 23) und so werden die Glieder des Bundes ‚Blutlecker' genannt."

3. Vegetarianismus. Als aus dem Opfer das häusliche Schlachtfest entstanden war, lebte die Erinnerung noch fort, daß der private Fleischgenuß einst streng verboten war. Diesen Zug haben viele Völker in ihre Berichte vom goldenen Zeitalter aufgenommen. Nach dem älteren hebräischen Bericht vom Paradies „lebt der Mensch, ebenso wie in der griechischen Sage vom goldenen Zeitalter, in einem Urzustande der Unschuld, in Frieden mit allen Tieren (cf. Jes. 11, 6 f.), indem er sich von den wildwachsenden Früchten der Erde ernährt; nach dem Fall aber war er verurteilt, sein Brot durch die mühsame Arbeit des Ackerbaues zu erwerben. Gleichzeitig begann sein Kampf gegen schädliche Tiere, man fing an, die Haustiere als Opfer zu schlachten und ihre Felle zur Kleidung zu benutzen." (Smith, S. 235.) Das Schlachten der Haustiere ist also mit dem Herausfallen aus dem Stande der Unschuld verbunden. Bei den Griechen ist die Sage vom goldenen Zeitalter ein Teil

der alten Volksüberlieferung (Preller-Robert, Griech. Myth. I. S. 87ff.). Danach lebten früher die Menschen mit den Göttern in Eintracht, nährten sich von den Früchten des Feldes und enthielten sich aller tierischen Nahrung. Auf Grund der alten Volkstradition wurde es in Indien und Ägypten von den Priestern, in Griechenland von religiösen Sekten, wie den Pythagoräern, als ein Zeichen besonderer Heiligkeit hingestellt, den Fleischgenuß überhaupt zu vermeiden.

4. Das Opfer als Tod eines Stammesgenossen. Die Herdentiere werden von den Nomaden in den Kreis der Verwandtschaft mit einbezogen, da ihr Blut in derselben Weise durch die Sitte geschützt ist. Die Formen der Tötung des Opfers waren daher vielfach dieselben wie bei der Hinrichtung eines Stammesgenossen. Entweder wurde die Tötung vom ganzen Stamm ausgeführt, oder sie erfolgte ohne Blutvergießen, oder es wurde die Vorstellung erweckt, daß das Tier sich selbst getötet habe (Smith, S. 320). Bei dem jährlichen Opfer Buphonia in Athen folgte eine förmliche Untersuchung, wer den Stier getötet habe (Smith, S. 233). „Bei dieser Untersuchung wurde jeder, der irgend eine, mit dem Schlachten in Zusammenhang stehende Handlung vollzogen hatte, als Teilnehmer bezeichnet. Die Mädchen, die zum Schärfen der Axt und des Messers Wasser trugen, schoben die Schuld den Schleifern zu, diese legten sie demjenigen bei, der die Axt ihnen übergeben hatte, dieser wieder gab demjenigen die Schuld, der ihm die Kehle abgeschnitten hatte, dieser bezeichnete den als schuldig, der das Opfer niedergeschlagen hatte und dieser endlich wälzte die Verantwortung auf das Messer ab, „das demgemäß des Mordes schuldig und ins Meer geworfen wurde". Dieser seltsame Brauch wurde noch zur Zeit des Theophrastus in getreuer Nachahmung jährlich wiederholt, obwohl natürlich niemand den Sinn derselben verstand. Der Ritus wurde in Athen Rindermord genannt, was im älteren Griechisch ein allgemeiner Ausdruck für das Schlachten eines Stieres zu einem Opfermahl ist. Daraus folgert Smith (S. 234), daß die Anschauung in Griechenland einst allgemein war, daß das Schlachten eines Tieres ein Mord sei. „In Korinth trug man bei dem der Hera Akraea dargebrachten jährlichen Opfer einer Ziege dafür Sorge, die Verantwortung für deren Tod von der Gemeinschaft abzuwälzen, indem mit dem Vollzug des Opfers gemietete Personen beauftragt wurden. Auch diese taten nicht mehr, als daß sie das Messer in einer Weise verbargen, daß die Ziege durch Scharren mit den Füßen selbst ihren

Tod bewirkte.“ Der ägyptische Kultus ist nach Smith (S. 231) die Weiterentwickelung der primitiven Bräuche der nomadischen Völker Afrikas. „Der Stiergott Apis, dessen Inkarnation in einen wirklichen Stier zu Memphis man annahm, und die Kuhgöttin Hathor (Isis), die entweder in Gestalt einer Kuh dargestellt wurde oder wenigstens Kuhhörner trug, verknüpften die vorherrschenden Kulte Ägyptens unmittelbar mit der Heiligkeit, die den Rindern von roheren Völkern Ostafrikas beigelegt wird, bei denen der Ochse das wichtigste Haustier ist. Es kann deshalb nicht überraschen, daß den Ägyptern der Genuß von Kuhfleisch noch in späteren Zeiten ebenso verabscheuungswert erschien, wie der Kannibalismus. Kühe wurden niemals geopfert; und obgleich Stiere auf dem Altar dargebracht und ein Teil des Fleisches bei dem Opfermahl gegessen wurde, so war das Opfer doch nur als ein Sühnemittel zulässig und es ging ihm ein feierliches Fasten voraus, und eine öffentliche Klage, wie bei dem Tode eines Volksgenossen, begleitete es. In gleicher Weise beklagten die Verehrer bei dem dem Widdergott in Theben alljährlich dargebrachten Opfer den Tod des Opfertieres, womit sie das Verwandtschaftsverhältnis zwischen sich und dem Opfer zum Ausdruck brachten.“ Es ist wahrscheinlich (S. 330), „daß die Klage um das Opfer ein Bestandteil des ältesten Opferrituals war, und ich meine, daß darin die Erklärung für solche Bräuche liegt, wie das Heulen, das die griechischen Opfer begleitete, und wobei ebenso wie bei der Klage um einen Toten Weiber die Hauptrolle spielten. Herodot (IV, 189) war von der Ähnlichkeit zwischen dem griechischen Brauch und dem der Libyer betroffen, bei dem die Heiligkeit der Haustiere stark hervortrat. Die Libyer töteten ihre Opfer, ohne das Blut zu vergießen, indem sie dieselben über die Hütte warfen und ihnen dann das Genick brachen. Wo das Blutvergießen beim Opfer vermieden wird, können wir sicher sein, daß das Leben des Opfers als ein menschliches betrachtet wird, und das Heulen kann nichts anderes sein als ein Trauerbrauch. Bei den Semiten ist wahrscheinlich in ähnlicher Weise das Jauchzen (hallel), das das Opfer begleitete, in seiner ältesten Gestalt eine Klage über den Tod des Opfers gewesen, obgleich es zuletzt zu einem Lobgesang wurde (Hallelujah) oder bei den Arabern zu der sinnlosen Wiederholung des Wortes labbaika entartete.“

5. Sühneopfer. Ich komme damit zu kultischen Handlungen, die bereits deutlich den Einfluß religiöser Vorstellungen verraten.

Während in alter Zeit nur der Brauch selbst Bedeutung hat und die begleitenden Vorstellungen sekundären Charakter tragen, werden die Sühneopfer als Mittel zur Erreichung irgend welcher Zwecke betrachtet. Entstanden sind die Sühneopfer aus den Gemeinschaftsopfern. In Zeiten des Unglücks, wenn Hungersnot und Seuchen das Land verödeten, oder wenn politische Gefahr drohte, war das Verhältnis des Volkes zur Gottheit gelockert. Die gewöhnlichen Gemeinschaftsopfer genügten offenbar nicht. Es mußten stärkere Mittel angewandt werden, um das Band wieder zu festigen. So entstanden Opferriten, bei denen überhaupt nichts gegessen wurde; alles Fleisch wurde verbrannt und der Akt des Verbrennens gewann so eine Bedeutung, die er früher nicht besessen hatte. Es scheinen dabei zwei Motive wirksam gewesen zu sein. Erstens galt die Enthaltung vom Fleischgenuß an und für sich für etwas Heiliges und dann kam noch die Vorstellung, daß das Opferfleisch Menschenfleisch bedeute, hinzu. Damit hängt zusammen, daß es bei den Israeliten und den verwandten Völkern mehrfach bezeugt ist, daß in den Zeiten der größten Not Menschen an Stelle der Tiere geopfert wurden, was für das wirksamste Opfer galt. Bei den Semiten gewannen die Sühneopfer vom siebenten Jahrhundert an größere Bedeutung (S. 268), als der Bestand der kleinen Staaten durch das Vordringen der Assyrer bedroht wurde. „In den späteren Formen des syrischen Heidentums verschwand das Opfermahl aus den religiösen Bräuchen überhaupt; fast der ganze Altarkultus bestand aus Sühnebrandopfern.“ Es sei ausdrücklich darauf hingewiesen, daß auch das Sühneopfer noch nicht als Geschenk oder Tribut aufgefaßt wird, sondern nur als ein besonders starkes Mittel, die Gemeinschaft mit dem Gotte wiederherzustellen. Vielfach gewannen altertümliche Riten, deren Sinn nicht verstanden wurde, die Bedeutung von Sühneopfern.

Bei Feldzügen hatten sich zum Teil Bräuche erhalten, die der ältesten Vergangenheit angehören, was verständlich ist, da der Krieg sich äußerlich als Rückfall in die alte Männergesellschaft darstellt. Die beim Krieg üblichen Opfer wurden infolge ihres Rituals daher als Sühneopfer aufgefaßt und vielfach ganz in solche umgewandelt. Smith weist dieselbe Entwickelung auch bei den Griechen nach (S. 309). „Die Griechen eröffneten ihre Kriege mit in feierlichster Form veranstalteten Sühnopfern. Nach Phylarchus war in der Tat einstmals das Menschenopfer gebräuchlich, was indes für historische

Zeiten nicht völlig sicher zu erweisen ist. Doch bezweifle ich nicht, daß die Angabe des Phylarchus einer weitverbreiteten Überlieferung entspricht, wie solche leicht entstehen konnte, wenn die aus Anlaß eines Krieges dargebrachten Opfer von jenem außergewöhnlichen und hochheiligen Charakter waren, mit dem die Sagen über tatsächliche Menschenopfer so häufig verknüpft sind. Eine Veranschaulichung der Angabe des Phylarchus wird jedem in der Opferung der Iphigenie entgegentreten. Hierbei ist zu bemerken, daß zwar alle Formen der Sage darin übereinstimmen, daß Agamemnon irgend eine todbringende Sünde begangen haben muß, bevor von ihm ein so furchtbares Opfer verlangt wurde; aber es besteht keine Übereinstimmung darüber, worin diese Sünde bestanden hat. Die Annahme ist daher nicht unbegründet, daß nach der ursprünglichen Sage das Sühnopfer einfach die gewöhnliche Vorbereitung zum Feldzuge war, und daß man in späterer Zeit nicht mehr verstehen konnte, weshalb ein solches Opfer dargebracht werden mußte, außer um eine tödliche Schuld zu sühnen."

6. Das Opfer als Tod eines Gottes. Mit dem Überhandnehmen der Sühneriten gewannen die aus der ältesten Zeit stammenden Bräuche neue Bedeutung. Das Herdentier war in alter Zeit selbst ein heiliges Wesen und wurde dann mit der Stammesgottheit, auf die der Zwang der Stammessitte zurückgeführt wurde, indentifiziert. Das getötete Tier ist daher der Gott selbst. So bitten die Ainos in Japan und die Watawakindianer den getöteten Bären um Verzeihung und erweisen ihm göttliche Verehrung. Auch der beim Dionysuskultus zerrissene Stier war der Gott selbst. In diesem Sinne deuteten die Semiten die großen jährlichen Sühneopfer, die dem jüdischen Passah entsprechen. Dieselben hängen übrigens nicht, wie Smith nachweist, mit der Personifikation einer Naturmacht zusammen, sondern sind durch die Zeit, in der die Herden der Nomaden Junge werfen, bestimmt. Die am weitesten verbreitete Auffassung der Sühnopfer (S. 316) war die, „daß sie das Andenken an das tragische Geschick einer Gottheit — den Tod eines Gottes oder einer Göttin — feiern. Der Ursprung derartiger Mythen ist aus der Natur des Rituals leicht erklärlich. Ursprünglich war der Tod des Gottes nichts anderes als der Tod des gottmenschlichen Opfers. Als dieses aber nicht mehr verstanden wurde, entwickelte sich die Vorstellung, daß das Sühnopfer eine geschichtliche, tragische Begebenheit darstelle, bei der der Gott getötet wurde. So ist das

jährliche Opfer eines Hirsches an Stelle eines Mädchens zu Laodicea, das der Göttin der Stadt dargebracht wurde, mit der Sage verknüpft, daß die Göttin ein Mädchen war, das bei der Gründung der Stadt geopfert worden war und das seitdem als ihre Göttin verehrt wurde, wie Dido zu Karthago. Es war also der Tod der Göttin selbst, der sich in dem jährlichen Sühneritus wiederholte . . . Daß die Bräuche des semitischen Adoniskultus mit einem großen Opferakt verbunden waren, kann auf Grund der allgemeinen Prinzipien mit Sicherheit gefolgert werden; und daß das Opfer der Form nach ein Sühnopfer war, ergibt sich aus dem Bericht des Luzian über das Ritual von Byblus: „Nachdem sie genug geklagt und geweint haben, bringen sie zuerst dem Adonis wie einem Toten ein Opfer.“ . . . Noch im Mittelalter erwähnt der arabische Historiker Ibn-al-Athir vereinzelte Fälle eines Wiederauflebens der alten Klage um den toten Gott, das in großer Ausdehnung erfolgte . . . Als die ursprüngliche Bedeutung des Brauches vergessen war, und der Tod des Gottes durch eine religiöse Sage als ein Ereignis der weit zurückliegenden Vergangenheit dargestellt wurde, blieb die Pflicht der Trauer bei dem jährlichen Sühnopfer durch die Macht des zur Gewohnheit gewordenen Brauches bestehen und veranlaßte die Entstehung verschiedenartiger Spekulationen.“ In der Zeit des Ackerbaues wurden die jährlichen Opfer, deren Entstehung in der Nomadenzeit liegt, mit dem Getreidebau in Verbindung gebracht, so das jüdische Passah mit dem Beginn der Ernte. Der Mythus der jährlich sterbenden Gottheit wurde bei einigen Völkern auf die Feldfrucht bezogen, häufiger noch bildet er die Grundlage der Sonnenmythen. Bräuche, die irgendwie zeitlich bestimmt waren, wurden häufig auf die Gestirne, die die Zeit angaben, bezogen; so das Opfer des Nilus auf den Morgenstern. Jährlich durch den Stand der Sonne bestimmte Sühnopfer erhielten daher vielfach ihre Deutung durch die Sonne.

Als der Privatbesitz den Kommunismus verdrängte, entstanden Sitten, die den alten Zustand in rudimentärer Form darstellten. Diese Entwickelung begann bei den Semiten schon in der Nomadenzeit. Die ursprüngliche Heiligkeit aller Herdentiere beschränkte sich immer mehr auf die Erstlinge (Smith 189). Diese gehörten ausschließlich der in dem Stammesgott dargestellten Gemeinschaft, während die Bestimmungen in bezug auf die später geborenen Jungen sich milderten. Die mit der Darbringung der Erstlinge verbundenen Bräuche

müssen zu einer Zeit entstanden sein, als totemistische Anschauungen noch lebendig waren. Nur so ist die spätere Deutung erklärlich, die in der Sitte einen Ersatz für die erstgeborenen Kinder sieht Ebenso müssen nach dem ältesten hebräischen Gesetz die Erstlingsfrüchte dem Stammesgott dargebracht werden, woraus in späterer Zeit die Sitte des Zehnten entstanden ist. Die Darbringung der Feldfrüchte erscheint nun von Anfang an als ein der Gottheit als König dargebrachter Tribut. Die Früchte und das Getreide wurde als Speise der Gottheit gedeutet. Es dauerte lange, ehe diese Deutung auf die Tieropfer übertragen wurde. Das jüdische Gesetz scheidet noch scharf zwischen den Speiseopfern und den Schlachtopfern. Je mehr aber der Eigentumsbegriff in alle Gebiete des sozialen Lebens eindrang, um so unverständlicher wurden alle Deutungen, die sich nicht auf ihn stützten. Smith schreibt darüber (S. 301): „Im späteren Heidentum war die Vorstellung von heiligen Gegenständen und der alte Begriff des Tabu allgemein veraltet, und die darauf beruhenden kultischen Gebräuche wurden nicht mehr verstanden. Andererseits hatte sich die verhältnismäßig junge Idee des Eigentums ausgebildet und begann in der Religion und im sozialen Leben einen entscheidenden Einfluß auszuüben. Das Opfertier war fortan nicht eine von Natur heilige Größe, über die der Mensch nur sehr beschränkte Rechte hatte, sondern es war ein absolutes Eigentum des Verehrers, über das er nach seinem Belieben zu verfügen berechtigt war. Vor seiner Darbringung war das Opfertier ein gewöhnliches Ding; nur dadurch, daß es zum Opfer ausgewählt wurde, ward es heilig. Wenn mithin der Besitzer, indem er sein Schaf oder Rind auf dem Altar darbrachte, das Recht verlor, sein Fleisch zu genießen oder zu verkaufen, so konnte das nur darin seine Erklärung finden, daß er sein Eigentumsrecht jemand anderem übertrug, nämlich dem Gotte. Man sah die Bedeutung der Heiligung darin, daß von dem Besitze des Menschen dem Gotte eine Gabe dargebracht ward und nach dieser Auffassung hatte alles, was durch die Heiligung dem freien Gebrauche des Menschen entzogen war, seinen Besitzer gewechselt." Diese Auffassung gilt bekanntlich vielfach als Ursprung der kultischen Handlungen. Sie findet sich im Heidentum meistens neben den älteren Deutungen, ohne diese also ganz zu verdrängen. Das Opfer tritt damit unter den Gesichtspunkt des Egoismus, es ist ein Geschäft. Der Mensch erweist der Gottheit eine Annehmlichkeit, indem er Speise und Ge-

schenke darbringt, die Gottheit revanchiert sich durch Verleihung der Güter des Lebens. Wo der Egoismus so weit entwickelt war, um diese Auffassung in den breiten Massen des Volkes populär zu machen, da ist aber auch das Denken stark genug, um den Widerspruch zu bemerken, der darin liegt, daß der Mensch der allmächtigen Gottheit Geschenke macht. So läßt der Dichter des 80. Psalms Jahwe sagen: „Ich mag nicht Farren aus deinem Hause nehmen noch Böcke aus deinen Hürden; denn mein sind alle Tiere des Waldes, das Vieh auf den Bergen nach ihren Tausenden.“ Damit wird für die der alten Zeit ganz unbekannte Idee Bahn gemacht, daß nicht die äußere Handlung als solche, sondern die begleitenden Vorstellungen, Begriffe und Gefühle das Wesen der Religion ausmachen.

Ich habe damit meine Auffassung der Entstehung der primitiven Religion in ihren Grundzügen entwickelt. Dieselbe ist ein Übergangssymptom zwischen der Periode der Nachahmung und der Periode bewußter Willenshandlungen mit ihren Zweckvorstellungen. Die Kultushandlungen sind ursprünglich reine Suggestionshandlungen, die die Zeit ihrer Zweckmäßigkeit überdauern und in dem wirtschaftlichen Leben der Kulturvölker einen fremden, mit den sonstigen Lebensprinzipien unvereinbaren Bestandteil bilden. Sie entsprechen den rudimentären Organen am tierischen Körper. Wie der Biologe aus denselben den Schluß zieht, daß einige der jetzigen Landbewohner früher im Wasser lebten und andere dagegen, wie der Walfisch, auf dem Lande, so ziehe ich aus dem Vorhandensein jener Handlungen den Schluß, daß das geistige Leben der Menschen sich einst in anderer Atmosphäre vollzogen haben muß, wie jetzt. Den Kultushandlungen in der Entwickelung des Menschen eine andere Bedeutung zuzuschreiben, verbietet ihre Zwecklosigkeit. Das ist nicht so zu verstehen, als ob die Kultushandlungen und die davon abgeleiteten Vorstellungen nicht viele zweckmäßige Erfolge im einzelnen gehabt haben könnten. Sie gleichen auch hierin den rudimentären Organen. Wenn ein solches seinem ursprünglichen Zweck entfremdet ist, kann es nach dem Gesetz der Heterogenie der Zwecke in den Dienst einer anderen Aufgabe gestellt und dadurch selbst umgebildet werden. Der Forscher, der nach dem Ursprung des Organs forscht, wird es dennoch als rudimentäres Gebilde bezeichnen. Bei vielen überlieferten Suggestionshandlungen stimmten die Zweckvorstellungen, die die Menschen damit

verbanden, mit dem tatsächlichen Zweck der Handlung überein, wodurch die Suggestionshandlungen in Vernunfthandlungen übergingen. So ging aus dem ursprünglich auf Suggestion beruhenden Gebrauch der Werkzeuge die überlegende Technik und endlich die exakte Wissenschaft hervor. Diese Übereinstimmung war aber nur da möglich, wo die Handlung selbst zweckvoll war. War das aber, wie bei den Kultushandlungen, nicht der Fall, so mußte bei Überwiegen der Verstandestätigkeit der Kultus als nutzlos aufgegeben werden, oder bei Überwiegen der Suggestion mußten Vorstellungen entstehen, die dem klar Denkenden wie die Ausgeburten einer toll gewordenen Phantasie erscheinen. Wie der Arzt durch Krankheitserscheinungen häufig am besten über die Funktionen des Körpers unterrichtet wird, so lassen die zwecklosen Nebenprodukte oft am klarsten die Gesetze der Entwickelung erkennen.

Neben der Heiligkeit der Tiere treffen wir bei vielen Völkern die Sonnenverehrung. Bei einigen, wie bei den alten Peruanern und anderen Völkern Amerikas, scheint fast die ganze Religion Sonnendienst gewesen zu sein, und bei den europäischen und asiatischen Völkern spielt er jedenfalls eine wichtige Rolle. Seek[1]) ist z. B. der Meinung, daß alle griechischen Götter und Heroen irgendwie mit dem Sonnendienst in Beziehung stehen. Die gewöhnliche Theorie ist, daß die Sonne im Urmenschen ein gewaltiges Gefühlsleben entfesselte, das sich in der Anbetung der Sonne und in der Darbringung von Schafen und Rindern entlud. Ich glaube freilich, daß eine Erscheinung, die der Mensch von Kind auf gewöhnt ist, die in absoluter Regelmäßigkeit verläuft und die er erfahrungsgemäß gar nicht beeinflussen kann, sehr wenig geeignet ist, irgend welche Gefühle zu erwecken, und es ist mir auch nicht bekannt, daß ihr Vorhandensein irgenwo empirisch nachgewiesen wäre. Sonne und Mond haben für den primitiven Menschen die Bedeutung von Zeitmessern. Der Stand der Sonne bestimmt für uns die Jahres- und Tageszeit, unser ganzes Leben regelt sich durch die nach der Sonne gestellte Uhr. Die Begriffe Zeit, Jahr und Tag existieren nun in der ältesten Zeit nicht als abstrakte Begriffe. Daher kann man nicht sagen, daß die Sonne die Zeit des primitiven Menschen einteilt, sondern sein Handeln ist direkt von der Sonne abhängig. Wie Grotten, Quellen und Haine, an die überlieferte Handlungen geknüpft waren, dadurch heilig wurden, so auch die Sonne und der Mond.

[1]) Seek, „Untergang der antiken Welt". IV.

An ihre Stellung knüpft sich für den Menschen die Notwendigkeit bestimmter überlieferter Handlungen. Wenn ein Volk daher überhaupt kultische Handlungen besitzt, so werden dieselben immer entweder allein oder mit anderen Deutungen verbunden auf die Gestirne bezogen werden, auf Sonne, Mond, Morgen- und Abendstern, oder auch auf die Morgenröte. Daß dieselbe Handlung auch auf die Vorfahren und auf den Stier, der geschlachtet wird, bezogen wird, ändert daran nichts. Dann ist eben das Wesen, von dem der Zwang der Handlung ausgehend gedacht wird, zugleich Sonne und Stier und Ahn des Opfernden.

Von dem indischen Kultus sagt Oldenberg[1]: „Regelmäßige Opfer begleiten den Lauf des Tages, des Monats, des Jahres . . . Dem Monat folgt das Neumonds- und Vollmondsopfer, dem Jahreslauf vor allem drei um vier Monate voneinander entfernte Feste an den Vollmondstagen um den Beginn des Frühlings, der Regenzeit, der kühlen Jahreszeit. Die beiden Hauptpunkte des Mondmonats, neben ihnen und hinter ihnen zurücktretend dann noch der Halbierungspunkt eines Halbmonats, der achte Tag des abnehmenden Mondes, dies sind nach der einfachen Ordnung des Veda die regelmäßigen Festzeiten.“ Daß Opfer und Feste mit bestimmten Phasen des Mondes und Stellungen der Sonne zusammenfallen, ist leicht erklärlich. Das waren die einzigen Zeitpunkte, die eine kalenderlose Zeit festlegen konnte. In der Bestimmung des Osterfestes hat sich diese Bedeutung von Sonne und Mond trotz aller Unzuträglichkeiten für das bürgerliche Leben bis heute erhalten.

Ich halte es für wahrscheinlich, daß bei der Bedeutung der Gestirne für die kultischen Handlungen die Bezeichnung der Götter als der Himmlischen hier ihren Ursprung hat.

Die Ahnen, die Gestirne, die Tiere und bestimmte Lokalitäten sind die hauptsächlichsten Objekte kultischer Verehrung, die in keiner Religion ganz fehlen. Außerdem zeigen sich bei einigen Völkern im Kultus Reste alter Sitten, die bei anderen entweder geschwunden sind oder nie vorhanden waren. Dazu gehören zunächst die Gebräuche, die sich an das Feuer anschließen. Wenn, wie K. v. d. Steinen annimmt, das Feuer ursprünglich dauernd erhalten und die willkürliche Erzeugung erst später erfunden wurde, so ist natürlich für einen Stamm auf dieser Kulturstufe die Erhaltung und Anfachung des Feuers von großer Bedeutung. Auf diese Sitte scheint ein Teil

[1]) Religion des Veda. 439.

des indischen Kultus zurückzuführen, der nach Oldenberg aus der indogermanischen Zeit stammt[1]. „Für wahrscheinlich darf gehalten werden, daß die aus praktischen Gründen selbstverständliche Sorge für die kontinuierliche Erhaltung des Feuers schon damals von gewissen Kultformen umgeben war. Sehr viel bestimmter ist das Bild, welches die Vergleichung von Veda und Avesta für das indoiranische Zeitalter ergibt. Damals stand das Feuer im Mittelpunkt eines hochentwickelten Kultus. Ihm war die Pflege eines Priesterstandes gewidmet, dessen Glieder wahrscheinlich als Feuerleute nach ihm benannt wurden und die nicht nur durch das Feuer den Göttern, sondern auch dem Feuer selbst Darbringungen und Verehrung widmeten. Man personifizierte es als starken, reinen, weisen Gott, gütig gegen das Haus, in dem man ihm mit Freuden diente." Von diesem Gott Agni heißt es in den Hymnen[2]: „Den Agni haben die Männer mit Andacht aus den Reibhölzern geboren werden lassen durch der Hände Bewegung, den gepriesenen. Den Unsterblichen haben die Sterblichen erzeugt. Reibt, ihr Männer, den Weisen ohne Falsch, den Kundigen, Unsterblichen, Schöngeistigen: des Opfers Banner, den ersten vorne, den Agni, ihr Männer, erzeugt, den gnädigen." Ich erinnere ferner an die Überreste des Dauerfeuers in dem ewigen Licht in katholischen Kirchen, an das Feuer der Vesta in Rom, an die Johannisfeuer und die damit verbundenen Bräuche.

Wie im Tieropfer die Überreste der alten gemeinschaftlichen Mahle zu sehen sind, so im indischen Somaopfer die Spuren des alten Trinkgelages. Der Gott, der dadurch verehrt wird, ist außer den Ahnen, der Sonne usw. natürlich die Somapflanze, aus der der Trank gepreßt wird, und der Rausch, den sie erzeugt. Daß die Inder dies Fest noch feierten, als sie selbst das Getränk gar nicht mehr genossen, zeugt für die Zähigkeit, mit der im indischen Ritus alte Sitten beibehalten wurden.

Zu den eigenartigsten Sitten der Naturvölker gehören die Tänze und Wettkämpfe. Welchen Ursachen dieselben auch ihre Entstehung und Erhaltung zu verdanken haben mögen, auf jeden Fall gehören sie bei den meisten Völkern zu den ganz fest eingebürgerten Sitten. Bei Völkern, die den Begriff des Kultus als einer heiligen Handlung, die im Interesse der Toten oder der Götter ausgeführt wird, nicht kennen, sind auch die Tänze und Wett-

[1] A. a. O. 102.
[2] A. a. O. 44.

kämpfe ohne religiöse Deutung geblieben. Bei anderen Völkern dagegen tritt ihre Beziehung entweder zu den Seelen der Ahnen oder dem Stammesgott deutlich hervor. Während das unter der Herrschaft des Eigentumsbegriffes stehende Denken das Opfer sich dadurch verständlich machte, daß den Göttern Speise und Trank geschenkt wird, bot sich für die Tänze und Wettkämpfe keine so einfache Erklärung. Man begnügte sich im allgemeinen mit der Deutung, daß die Spiele auf Veranlassung eines Gottes eingeführt seien, oder daß die Seele des Toten irgend ein nicht näher bestimmtes Interesse an der Abhaltung des Tanzes habe, oder daß das Wagenrennen, wie bei den Indern, auf die Macht des Königs, der es veranstaltete, eine Zauberwirkung ausübe, oder daß die Kämpfe Naturvorgänge symbolisierten, auf die Sonne in ihrem Kampf mit dem Winter einen stärkenden Einfluß ausübten usw. Wer die kultischen Handlungen auf religiöse Vorstellungen und diese auf die Phantasie und das falsche Denken des Wilden zurückführt, mag es erklärlich finden, daß der Leiche des Patroclus Speise, Waffen und Sklaven mitgegeben wurden, welcher Zusammenhang aber zwischen der Seele des Toten und den bei seiner Leichenfeier abgehaltenen Wettspielen stattfinden soll, hat meines Wissens nach niemand auszuführen vermocht.

Nach den vorstehenden Entwickelungen ist jede kultische Handlung ein Überrest aus der Zeit, in der das Leben des Menschen in erster Linie durch die Nachahmung bestimmt war. Wie konnten sich aber zwecklos gewordene Handlungen so lange halten? Warum sind von den alten Volkssitten gerade diese festgehalten worden, während viele andere verschwanden? Ich glaube, daß die kultischen Handlungen aus den Sitten hervorgegangen sind, die für den Bestand des Stammes von der größten Bedeutung waren, und die daher am meisten durch die Tradition befestigt waren. Alle einstigen Nomadenstämme kennen das Tieropfer und stellen dasselbe in den Mittelpunkt ihrer Gottesverehrung. Dem entspricht, daß für einen Stamm, der in seiner Ernährung von der Herde abhängt, die Sitten, die die Herdentiere vor der Willkür des einzelnen schützen, damit zugleich den Bestand des Stammes schützen, und daß die Durchbrechung jener Sitten zugleich die Horde vernichtet. Zweitens ist zwar zuzugeben, daß viele der überlieferten Sitten durch Veränderung der sozialen Verhältnisse sinnlos geworden waren; viele andere aber, die ebenfalls nur durch die Stärke der Tradition festgehalten wurden,

wie die das Geschlechtsleben regelnden Sitten, waren zweckvoll und notwendig, obwohl der Zweck auf der Stufe der Kultur nicht als Zweckvorstellung in das Bewußtsein der Handelnden aufgenommen werden konnte. Daß daher alte Gebräuche in der Zeit des Egoismus und der Vernunfttätigkeit, als göttliche Gebote auftreten und so das egoistische Individuum glauben lassen, die Ausübung der überlieferten Handlung liege im eigenen Interesse, war nicht nur früher, sondern ist zum Teil noch heute von der größten praktischen Bedeutung. So viel Zweckloses und Zweckwidriges auch im einzelnen mit unterlief, so ist doch der Satz, „die Überlieferung ist heilig", das notwendige Gegengewicht gegen die ersten zerstörenden Wirkungen des aufkommenden Individualismus. Verstehen wir endlich unter Kultus nicht die gesamte durch religiöse Vorstellungen gestützte Volksüberlieferung, sondern nur bestimmte rituelle Handlungen, die zu bestimmten Zeiten in ganz bestimmter Weise ausgeführt werden müssen, so sind diese Bräuche nur bei sehr wenig Völkern zu finden, aber das sind allerdings gerade die Völker, die politische Macht besaßen und geschichtliche Bedeutung hatten. Die Inder, Perser, Ägypter, Römer und Griechen besaßen einen Kultus, nicht aber die Eskimos. Der Kultus ist dann der sichtbare Überrest aus einer Zeit, in der alle Glieder der Gemeinschaft durch das Kollektivbewußtsein zusammengehalten wurden. Er bildet daher den Mittelpunkt aller der Einrichtungen und Vorstellungen, die dem Zweck dienen, die politische Gemeinschaft in der Zeit des Individualismus aufrecht zu erhalten. Die kultische Handlung, etwa das Schlachten des Opfertieres, hat dadurch eine von dem ursprünglichen Zweck sehr abweichende Bedeutung erhalten. Es ist eine Staatshandlung, die wie bei den Indern vom König oder, wie in Rom und Griechenland, von hohen Staatsbeamten ausgeführt wird. Die kultische Handlung ist ein Ausdruck der staatlichen Zusammengehörigkeit. Die pflichtgetreue Ausübung desselben ist ein Zeichen von Bürgersinn und Untertanentreue — ich erinnere an den römischen Kaiserkult, — die Unterlassung bedeutet Aufruhr und Empörung. Die politische Bedeutung des Kultus, die vielfach z. B. in Rom und Athen als Hauptzweck desselben klar erkannt wurde, war so groß, daß kein Volk, das politisch organisiert war, ohne Kultus war, und daß auch umgekehrt überall da, wo wir einen Kultus treffen, staatliche Organisation vorhanden ist.

Die Geschichte weist viele Beispiele dafür auf, daß stammver-

wandte Völker nur durch die gemeinsame Verehrung einer Gottheit, also durch gemeinsamen Kultus, zusammengehalten wurden. Der politische Einfluß, den Stammesheiligtümer ausübten, war ja zunächst nur eine Nebenwirkung, nicht das Motiv des Kultus. Dieselbe war aber für das Bestehen des Volkes zuweilen von so großer Bedeutung, daß sie vielfach als der eigentliche Zweck des Kultus erscheint. Der Einfluß des Jahwekultus bei den Israeliten, der Spiele bei den Griechen ist bekannt. Von den Germanen sagt Mommsen, daß ihre Religion nichts anderes war, als der in sakraler Form zutage tretende Patriotismus. Herrmann (Mythologie S. 466) sagt darüber: „Der gemeinsame Hauptkultus hielt die verschiedenen kleinen Staaten zusammen. Sie verehrten eine Stammesgottheit, von der sie abzustammen glaubten, den Gott sahen sie als den Vater und Gründer ihres Geschlechts an, die Göttin als ihre Mutter. Einem Stamme ward die Pflege und Bewachung des Bundestempels anvertraut; hier strömten sie alljährlich zusammen und erneuerten bei blutigem Opfer ihre Zusammengehörigkeit. Tacitus erwähnt solche Opferverbände bei den Erminonen (Germ. 39), den Istväonen (Ann. 1, 15), den Ingväonen (Germ. 40) und den vandilischen Stämmen (Germ. 43). Zum Zielpunkt seines ersten planmäßigen Eroberungszuges nach Sachsen wählte Karl der Große das nach der Irminssäule benannte Heiligtum in Engern in der Mitte des Landes. Denn da es das sächsische Nationalheiligtum war, hatte es auch eine hervorragende politische Bedeutung." Auch noch in den Zeiten, in denen der Bestand des Staates durch eine Verfassung und geschriebene Gesetze gesichert war, blieb die Anschauung bestehen, daß die Existenz der staatlichen oder städtischen Gemeinschaft mit der Befolgung ritueller Vorschriften und kultischer Bräuche notwendig verknüpft sei. Ein Verstoß dagegen bedroht den Staat und wird daher als Hochverrat geahndet.

Ich bin überzeugt, daß in dem Satze „jede zwecklos gewordene aber durch die Macht der Stammessuggestion beibehaltene Sitte wird zum kultischen Akt", der Schlüssel zum Verständnis der primitiven Religion enthalten ist.

Über das Verhältnis von Religion und Tradition sagt Schurtz (Urgeschichte 75): „Die Menge schafft sich ihre heiligen Bräuche, ihren Aberglauben und ihre Götter, die alle über das Herkömmliche wachen, dem Fremden und Neuen feindlich sind. Die Art, wie sich die Abneigung gegen das Ungewohnte hinter Aber-

glauben und Religion verschanzt, ist manchmal rührend, noch öfter aber widerlich oder komisch. In den wasserarmen Steppen Hochasiens ist es natürlich mit der Reinlichkeit übel bestellt, und der echte Mongole kommt kaum auf den Gedanken, sich zu waschen; daß aber im Mittelalter tatarische Stämme sogar Gewissensskrupel gegen das Baden hatten, daß nach mongolischer Ansicht das Waschen der Kleider Gewitter herbeizieht, und daß noch heute ein Mensch, der kein Ungeziefer hat, für Gott nicht wohlgefällig gilt, das setzt der Sache erst recht die Krone auf."

Schließlich weise ich noch einmal auf den prinzipiellen Gegensatz meiner Theorie zu den üblichen hin. Nach meiner Theorie ist die gesamte Entwickelung nur durch den Zweck bestimmt. Zweckmäßig war es, daß beim Menschen zu den tierischen Instinkthandlungen die Suggestionshandlungen hinzukamen, zweckmäßig war es aber auch, daß diese in der weiteren Entwickelung den auf Zweckvorstellungen beruhenden Willenshandlungen weichen mußten. Die primitive Religion ist an sich nicht zweckmäßig, sondern nur eine Nebenwirkung, ein Nebenprodukt der Entwickelung, das beim Übergang von den Nachahmungs- zu den Willenshandlungen auftrat. Wie tierische Instinkte oft ihren Zweck überleben, so auch menschliche Bräuche. Als die Macht der Gewohnheit noch so stark war, daß der Mensch von der Sitte sich ebenso wenig befreien konnte, wie das Tier von dem ererbten Instinkt, die Menschen aber bereits anfingen, ihre Handlungen mit Vorstellungen ihrer Bedeutung zu begleiten, wurden jene Bräuche auf die Toten und die von der alten Erkenntnistheorie übernommenen Wesen in der Natur zurückgeführt.

Im Gegensatz dazu betrachtet die landläufige Anschauung die Religion nicht als ein Nebenprodukt der Entwickelung, sondern als ein notwendiges Glied derselben. Sie soll die Betätigung von Seelenkräften sein, die der menschlichen Psyche als solcher eigentümlich sind, mag man dieselben nun als Phantasie, Gefühl der Abhängigkeit, Furcht vor dem Geheimnisvollen oder sonstwie definieren. Während nach meiner Theorie die Mythen und Dogmen aus den Bräuchen stammen, sind nach der anderen die aus den unbekannten Abgründen der Seele stammenden Vorstellungen über das machtvolle Wesen der Bäume, Steine, Tiere und Menschen das Primäre, die den Kultus als sekundäre Erscheinung hervorriefen. Woher kommen aber jene Vorstellungen, die das Tier noch nicht und der Kulturmensch nicht mehr hat. Wie hat der Mensch sich jene psychischen Funktionen er-

worben? Denn entstanden müssen sie doch einmal sein wie alles Organische. Das allgemeine Entwickelungsgesetz, das die Entwickelung von den im Silurmeer lebenden Graptolithen bis zum Menschen des 20. Jahrhunderts beherrscht, lautet, nur solche Organe und Funktionen, die die Erhaltung der Art begünstigen, können erworben bezw. erhalten werden; das Zweckwidrige geht unter, das Zwecklose kann sich zwar durch Vererbung und Überlieferung erhalten, verkümmert aber. So weit wir das Leben der Tiere und die Entwickelung des Menschen in den letzten Jahrhunderten kennen, ist das Gesetz richtig. Dazwischen soll nun eine Zeitperiode liegen, wo dasselbe ungültig war. Die Menschen haben sich in derselben die Funktion der Phantasie oder des falschen Schließens erworben, die sie die Dinge unwahr, d. h. unzweckmäßig sehen ließ, und die sie zu zwecklosen Handlungen verleitete. Wie konnte der Mensch sich eine geistige Funktion erwerben, die den Lebenden zum Sklaven der Toten, den homo sapiens zum Knecht von Tieren, Bäumen und Steinen machte? Wie kam er auf die unsinnige Idee, daß die Toten essen und trinken, daß die Schlacht, von deren Ausgang die Existenz des Staates abhing, nur geschlagen werden dürfe, wenn die heiligen Hühner Gerste fressen, daß der geeignete Ort zur Gründung einer neuen Stadt aus den unartikulierten Lauten eines berauschten Frauenzimmers herausgehört werden müsse? Die Bedeutung der Religion für das wirtschaftliche Leben darf nicht nach ihren heutigen Formen geschätzt werden. Die heutige Form der religösen Betätigung ist meistens sehr wenig schädlich. Sechs Tage arbeitet der Mensch heute, mag er fromm sein oder nicht und auch der siebente Tag dient mehr der Erholung von der Arbeit als dem Gottesdienst. Das Leben des Wilden ist aber ganz Gottesdienst; mag er zu Haus oder auf der Jagd, im Krieg oder Frieden leben. Überall hat er religiöse Vorschriften zu erfüllen. Er verehrt seinen Gott nicht nur mit den Lippen und Händen, sondern auch mit dem Magen und den Eingeweiden. Wie konnte der Mensch sich vor dem Untergang schützen, wenn alle seine Handlungen durch unsinnige Vorstellungen bestimmt waren? Das war nicht möglich, wenn das die ganze organische Welt beherrschende Gesetz richtig ist; sondern nur dann, wenn, wie der Volksglaube sagt, Kinder und Narren sich des besonderen Schutzes Gottes erfreuen.

Wer dem Menschen nicht eine durch ein Wunder begründete Ausnahmestellung im Tierreich zuweist, wird mir zugeben, daß alle

religionsphilosophischen Theorien unhaltbar sind, die mit den Grundgesetzen der Biologie in Widerspruch stehen.

Als Anhang schließe ich einige Bemerkungen über die Zauberhandlungen an. Zauber und Kultus stehen geschichtlich und sachlich in naher Beziehung; geschichtlich, weil die Deutung der Kultushandlung als Beeinflussung eines übersinnlichen Wesens eigentlich schon Zauberei bedeutet, und weil mit den beim Kultus verwandten Dingen, wie dem Kleid des Priesters, dem Blut des Tieres usw. vielfach Zauberhandlungen im engeren Sinne verbunden sind; sachlich, weil der Wert des Kultus und der Zauberhandlung dadurch bedingt ist, daß ganz bestimmte Bewegungen und Laute nachgeahmt werden. In beiden Fällen hat die Handlung keinen unmittelbaren Sinn, sondern erhält ihn erst durch die Annahme übernatürlicher Wesen und Kräfte. Es liegt daher die Vermutung nahe, daß die Zauberhandlungen wie der Kultus als Überrest alter Nachahmungshandlungen anzusehen sind. Der Unterschied — eine scharfe Grenze läßt sich aber wie gesagt nicht ziehen — würde dann darin zu suchen sein, daß der Kultus aus Handlungen hervorging, die in erster Linie für die Gemeinschaft von Bedeutung waren, die Zaubereien aus solchen, die dem Individuum dienten. Letztere erhielten sich daher auch nach dem Zerfall der geschlossenen Gemeinschaft der älteren Zeit, während die Kultushandlungen verschwanden oder in Zauberhandlungen übergingen. Ein Teil der Zauberhandlungen stammt ohne Zweifel aus der Behandlung der Kranken in ältester Zeit. Auch wenn diese Handlungen einmal zweckmäßig waren, so ist das jedenfalls heute nicht mehr nachweisbar. Von keiner Zauberhandlung kennen wir die geschichtliche Entwickelung durch mehrere Jahrhunderte, wie das beim semitischen Opfer der Fall ist und ebensowenig wie wir aus dem Opferritual der späteren Zeit den ursprünglichen Sinn rekonstruieren könnten, wenn die Quellen aus der Vergangenheit fehlten, ebenso wenig können wir den Ursprung irgend einer Zauberhandlung erraten. Die mit der Handlung verbundene Deutung ist, wenn sie nämlich nicht von einem späteren Schriftsteller oder einem Reisenden stammt, und auch nicht aus einem einzelnen Wilden durch Fragen herausgepreßt wurde, sondern nachweislich die herrschende Anschauung bei dem ganzen Volk ist, von Bedeutung für die Denkweise der Zeit, in der die Deutung entstanden ist, sagt aber über den Ursprung der Handlung gar nichts aus. Das gilt besonders von den so beliebten symbolischen

Deutungen der Zauberhandlungen. Ebenso wenig wie über die Entstehung der Zauberei läßt sich bei dem heutigen Stand der Forschung etwas über den objektiven Zweck sagen, dem die Zauberhandlungen ihre Erhaltung verdanken; denn daß Handlungen, die sich bei allen Völkern finden und sich der Vernunft und Wissenschaft zum Trotz auch bei den Kulturvölkern nicht ausrotten lassen, in irgend einer Beziehung zweckvoll sind, folgere ich mit derselben Sicherheit, mit der ein Physiker bei einem ihm vielleicht in seinen Einzelheiten ganz unbekannten Vorgang annimmt, daß er dem Gesetz der Erhaltung der Energie nicht widerspricht. Ich bin der Meinung, daß wie bei der Erhaltung des Kultus der bewußte Zweck der Erhaltung des Staates mitwirkte, auch bei der Zauberei psychische Faktoren allerdings ganz anderer Art eine große Rolle spielen[1]), und daß wie beim Kultus die Nachahmung nur der Ausgangspunkt der Entwickelung ist.

[1]) Vgl. A. Lehmann, „Aberglaube und Zauberei". Stuttgart 1898.

7. Kapitel.

Sittlichkeit.

Bei den Nachahmungshandlungen ist das handelnde Subjekt nicht das Individuum, sondern die Gemeinschaft. Die Hinrichtung eines Stammesgenossen, die Tötung eines Tieres der Herde darf nur von der Horde, nicht aber von einem einzelnen Glied derselben ausgeführt werden. Der göttliche Ahne, auf den die kultische Handlung bezogen wird, ist nicht zunächst der Vorfahre der einzelnen Individuen, sondern der Vorfahre der Horde.

Auf dieser Stufe der Entwickelung ist die Religion eine Religion des Stammes oder Staates, nicht des einzelnen. Um Glück und Unglück des einzelnen kümmert sich die Gottheit wenig. Für sie existiert nur das Volk. Sie bestraft daher nicht das sündige Individuum, sondern nur den Stamm, auch wenn ein einzelner die Veranlassung zum göttlichen Zorn gegeben hat. Unter einem Verbrecher versteht die älteste Gesellschaft einen Mann, der durch religiösen Frevel, z. B. durch Verletzung eines Tabu den göttlichen Zorn auf den Stamm gelenkt hat. (Smith S. 127.) Der Stamm reinigt sich, indem der Frevler verstoßen oder getötet wird, die Handlung der Hinrichtung selbst ist daher ein Gottesdienst, der mit dem Opfer auf einer Stufe stand, da in beiden Fällen die auf den Tod eines Stammesgenossen bezüglichen Riten dieselben waren. Durch den Tod des einzelnen wurde der göttliche Zorn von dem Stamm abgelenkt. Auf diesem Wege ist wahrscheinlich die juristische Deutung des Opfers und die Idee des stellvertretenden Sühneopfers, zu der sich bei Semiten und Indogermanen Ansätze finden, entstanden. (Smith S. 323 ff.)

Die soziale Bedeutung des Kultus faßt Smith in folgenden Worten zusammen (S. 205): „Die ganze Kraft der alten Religion, soweit der

einzelne für sie in Betracht kommt, ist darauf gerichtet, die bürgerlichen Tugenden der Treue und Hingebung gegenüber dem Nächsten in der Kraft ihrer zuversichtlichen Begeisterung aufrecht zu erhalten, ihn zu lehren, sein höchstes Gut in dem glücklichen Bestehen der Gemeinschaft zu sehen, deren Glied er ist, wobei es ihm nicht zweifelhaft sein kann, daß er dabei die göttliche Macht auf seiner Seite hat, und daß er sein Leben einer Sache gewidmet hat, die nicht mißraten kann. Diese Hingabe an das Wohl der Gemeinschaft war, wie allbekannt ist, der Ursprung der antiken Sittlichkeit, die Quelle all der heroischen Tugenden, von denen die Geschichte des Altertums zahlreiche berühmte Beispiele aufweist. Im antiken Gemeinwesen fiel mithin das religiöse Ideal, das in der Ausübung des gemeinschaftlichen Kultus zum Ausdruck kam, und das ethische Ideal, das die Haltung des täglichen Lebens bestimmte, gänzlich zusammen; und alle Sittlichkeit — wie sie damals aufgefaßt wurde — erhielt durch religiöse Begründung und Sanktion ihre Weihe und ihre Kraft.“

Damit ist die Grenze der untersten Religionsstufe überschritten. Auf derselben werden überlieferte Bräuche durch übersinnliche Vorstellungen gedeutet. Die zweite Stufe ist die sittliche Religion. Dieselbe ist nur von wenig Völkern mit Bewußtsein erreicht worden, bei den meisten sind Ansätze und Andeutungen vorhanden, bei einigen wenigen fehlen auch diese. Die sittliche Religion kann nur auf einer höheren Kulturstufe entstehen, wenn der Egoismus soweit entwickelt ist, daß das nichtegoistische Handeln als eine besondere Art menschlichen Handelns erscheint, die aus dem natürlichen Leben nicht erklärbar ist und daher eine übersinnliche Deutung erfordert.

Ich bespreche zunächst das Wesen der sittlichen Religion im allgemeinen, dann versuche ich zu bestimmen, was unter der Sittlichkeit der ältesten Gesellschaft zu verstehen ist und beschreibe schließlich die Entwickelung von der kultischen zur sittlichen Religion bei den Israeliten.

Nicht nur einzelne Handlungen, sondern die ganze Lebensweise ist verschieden, wenn als Zweck das Wohl der Horde oder das Wohl des Individuums verfolgt wird. Das Wohl der Horde war in der alten Zeit das bestimmende. Damit ist nicht gesagt, daß die Menschen in alter Zeit tugendhaft gewesen seien; denn jene Handlungen wurden nicht durch bewußtes Abwägen verschiedener Möglichkeiten gewählt, sondern sie wurden durch Suggestion übertragen und einfach nachgeahmt. Bei einer Lebensweise, bei der das Wohl des Individuums

maßgebend war, mußten viele dieser überlieferten Handlungen unverständlich werden, so die Verpflichtung, dem Stamm gegenüber die Wahrheit zu sagen, die Hilfsbereitschaft gegenüber dem Schutzflehenden und überhaupt jedes Tun, das heute auf die Liebe zum Nächsten zurückgeführt wird. Die Herrschaft des Egoismus bahnt sich nun nicht damit an, daß diese Handlungen als sinnlos verworfen werden. Einen radikalen Bruch mit der Vergangenheit kennt die Entwickelung nicht und der Fortschritt vom Kollektivismus zum Egoismus vollzog sich nicht über Nacht, sondern dauerte viele Jahrhunderte und ist heute noch nicht zu Ende geführt. Die überlieferten Handlungen wurden festgehalten, aber in der mannigfachsten Weise gedeutet. So finden wir bei Homer, also in einer Zeit, die bereits den Kultus zum Teil egoistisch deutete, daß die Gastfreundschaft und die Hilfe, die dem bedrängten Freund gewährt wird, durch den Egoismus gefordert sei; denn nur der Hilfsbereite wird in bedrängter Lage seinerseits auf Hilfe rechnen können. Die sozialen Handlungen beruhen danach auf Klugheit und der Erwägung des eigenen Interesses. Es sind dieselben Argumente, die sich bis zum heutigen Tage ohne viel Veränderungen in den Entwickelungen der utilitaristischen Ethik erhalten haben. Es liegt auf der Hand, daß die sozialen Handlungen nicht durch diese Betrachtungen entstanden sind. Dieselben sind künstliche Deutungen einer Zeit, die selbst jene Handlungen nicht hervorbringen würde, aber doch entschlossen ist, das von den Vätern überkommene Erbe treu zu bewahren. Die Erfahrung lehrt, daß der im Glück befindliche Mensch selten an die Möglichkeit denkt, daß das Glück umschlagen könne, und daß die Menschen im allgemeinen nicht geneigt sind, gegenwärtige Güter wegen nur möglicher zukünftiger Ereignisse aufzugeben. Zumal wenn das aufzugebende Gut das Leben ist, so ist es mir fraglich, ob je ein Mensch durch egoistische Erwägungen zum sozialen Handeln veranlaßt worden ist. Die Erfahrung lehrt zu deutlich, daß das soziale Handeln nicht das beste Mittel ist, um das eigene Wohl zu fördern. Wenn die Sittlichkeit auf dem von den Vertretern der utilitaristischen Ethik angegebenen Wege entstanden sein sollte, so würde dem Wilden mit vollem Rechte der Vorwurf des falschen Schließens zu machen sein. Neben dem Versuch, das sittliche Handeln zu rationalisieren, finden wir bei Homer eine andere Deutung, die ohne Zweifel die ältere ist, wie der Vergleich mit den Anschauungen des Wilden lehrt. Zeus ist der Schutzherr der Schutz-

flehenden, wer die Pflichten der Gastfreundschaft verletzt, handelt wider göttliches Gebot. Die sozialen Handlungen gehörten mit zu den Überresten der vergangenen Zeit, die durch die veränderten Lebensbedingungen unverständlich geworden waren; sie wurden daher auf dieselben Wesen zurückgeführt, wie die Kultushandlungen. Bei keinem Volke waren die Götter von Anfang an sittliche Mächte. Überall sind die Gebote der ältesten Zeit Kultusvorschriften. Erst als der Individualismus so weit erstarkt war, daß zwischen der überlieferten Handlungsweise und dem Egoismus ein scharfer Gegensatz sich entwickelte, wurde die Verbindlichkeit, sozial zu handeln, durch dieselben Wesen erklärt, auf die bereits die Kultushandlungen bezogen waren. Ursprünglich waren die Menschen ganz durch die Überlieferung gebunden. In ihrem Geiste tauchte gar keine Überlegung auf, wie sie handeln sollten; sie handelten so, wie sie es an ihren Vorfahren gesehen hatten. In späterer Zeit sah man die Möglichkeit ein, auch anders handeln zu können. Sie wußten, daß sie das Opfer unterlassen oder den Gastfreund berauben könnten. War aber die Macht der Suggestion stark genug, trotzdem die sozialen Handlungen hervorzubringen, so wurde ihnen der psychische Zwang zu der zwingenden Macht der Vorfahren oder des Stammvaters des Volkes, der im Kultus verehrt wurde. Die Gottheit wurde so zu einer sittlichen Macht.

Was bedeutet nun „Sittlichkeit“. Die Annahme, daß die Erkenntnis des Guten und Bösen dem Menschen mit dem Gewissen angeboren sei, hat dazu geführt, daß bei geschichtlichen Untersuchungen die Wörter sittlich oder ethisch angewandt werden, ohne nähere Angabe der Bedeutung. Gegenwärtig versteht man darunter einen Begriff, der deutlich die Spuren des Individualismus aufweist. Die Vollendung der Persönlichkeit soll im sittlichen Handeln liegen. Der Wert des Sittlichen liegt nach dieser Auffassung in der Gesinnung, nicht in der Handlung selbst. Die Betonung des Persönlichen gehört nun nicht zum Wesen des Sittlichen, da sie erst in der Literatur der letzten Jahrzehnte nachweisbar ist. Die Unterscheidung der sittlichen Gesinnung vom sittlichen Handeln oder der Gegensatz von Moralität und Legalität ist nachweislich so jungen Datums, daß in der Gesinnung das Wesen des Sittlichen nicht gesucht werden kann. Ich verstehe unter sittlich zunächst nur eine Eigentümlichkeit menschlicher Handlungen, die diese Handlung als solche charakterisiert, losgelöst von jeder Beziehung auf die handelnde

Person. Getreu meinem bisher stets innegehaltenem Prinzip bin ich überzeugt, daß wenigstens für die Entwickelungsgeschichte die sittliche Gesinnung aus sittlichen Handlungen entsprungen ist und nicht die Handlungen aus der Gesinnung, wodurch über die Entstehung des Sittlichen in modernen Individuen nichts ausgesagt sein soll.

Bei der Bestimmung, welche Handlungen in alter Zeit unter religiösen Schutz gestellt wurden, steht mir keine fachmännische Vorarbeit zur Verfügung. Um einen bestimmten Anhalt zu haben, benutze ich den Dekalog des hebräischen Gesetzes. Die Entstehung desselben wird in die Zeit vom achten bis sechsten Jahrhundert verlegt. Die Bedeutung, die ihm beigelegt wurde, macht es wahrscheinlich, daß in ihm die Hauptbegriffe der religiösen Sittlichkeit jener Zeit enthalten sind. Die ersten drei Gebote enthalten kultische Vorschriften und kommen daher hier nicht in Betracht. Ich zitiere nach der Übersetzung von Reuß (1893).

Ehre deinen Vater und deine Mutter.

Die Unterwerfung unter das Herkommen, die von Vätern und Vorvätern ererbte Sitte ist bei allen Völkern ein Zeichen der Frömmigkeit. Die Kritik des Hergebrachten oder gar die Auflehnung gegen die bestehende soziale und politische Ordnung ist irreligiös. Die Träger der Autorität der Vorzeit sind für jeden Menschen zuerst die Eltern. Die strenge Betonung der religiösen Pflicht, den Eltern zu gehorchen, bedeutet die Wertschätzung der Überlieferung. Daß das eine die Folge des anderen ist, lehrt das gegenwärtige China. Unter dem „ehren" ist nicht ein bloßes Gefühl zu verstehen, wie es der modernen Auffassung nahe liegt, sondern Gehorsam. Ein Gebot, das nur ein Gefühl der Pietät verlangt, wäre nicht dem Gebot „Du sollst nicht töten" koordiniert. Daß es den anderen Geboten sogar vorangestellt ist, weist auf seine besondere Bedeutung hin. Ist meine Theorie der Entstehung der Religion richtig, so kann es in der Tat als das wichtigste religiöse Gebot bezeichnet werden. Der blinde Gehorsam der Überlieferung und deren Vertretern gegenüber und die Unterwerfung unter die bestehende Ordnung wird bekanntlich noch heute für eine der wichtigsten religiösen Pflichten gehalten. Vom Standpunkt der Kantischen Ethik ist dies Verhalten unsittlich, da es die Vernichtung der Persönlichkeit bedeutet. Diese Auffassung ist aber neu. Der Gehorsam des Mönches ist das alte Ideal der religiösen Sittlichkeit. Wir sind nicht berechtigt, den Kantischen Begriff als den ewig gültigen hinzustellen und

die früheren Stufen als Verirrungen zu bezeichnen. Zum mindesten ist eine solche Darstellung ungeschichtlich.

Du sollst nicht töten.

Das Blut des Stammesgenossen ist Tabu. Mit dem Totschlag verfallen später die den Kampf begleitenden Bewußtseinszustände, wie Haß und Zorn dem religiösen Verbot. So heißt es (Lev. 19, 17): „Ihr sollt in eurem Herzen keinen Haß hegen gegen euren Bruder; warnen und zurechtweisen sollt ihr euern Nächsten und nicht seinetwegen eine Schuld auf euch laden. Ihr sollt nicht rachsüchtig sein gegen euren Volksgenossen und ihnen etwas nachtragen, sondern euern Nächsten lieben wie euch selbst." Der Nächste ist für die alte Religion der Stammesgenosse. Erst mit dem Zerfall der Stammesverbände kam die Lehre auf, daß alle Menschen Brüder sind. Seitdem ist die allgemeine Menschenliebe religiöses Gebot, d. h. ein Handeln, das nicht dem eigenen Nutzen, sondern dem des Nächsten dient.

Du sollst nicht ehebrechen.

Dies Gebot darf nicht nach den modernen Anschauungen von der Ehe und dem geschlechtlichen Verkehr ausgelegt werden. Es umschließt alle zur Zeit bestehenden Heiratsgebote, die ja bei allen Wilden sehr zahlreich sind und an Wichtigkeit nur von der Heiligkeit des Stammesblutes übertroffen werden. Als Einzelbestimmungen führe ich folgende Stelle an (Lev. 18, 6 ff.): „Niemand soll mit einem Blutsverwandten ehelichen Umgang pflegen. Ich bin Jahve. Ihr sollt keinen ehelichen Umgang pflegen mit eurer Mutter, noch mit einem anderen Weibe eures Vaters. Euer Vater allein hat ein Recht an sie. Ihr sollt keinen ehelichen Umgang pflegen mit eurer Schwester, sie sei die Tochter eurer Mutter oder die eures Vaters, sie sei im Hause geboren oder von außen zugebracht. Ihr sollt keinen ehelichen Umgang pflegen mit der Tochter eures Sohnes noch mit der Tochter eurer Tochter" usw. In der folgenden langen Liste wird auch noch der Umgang mit dem Weibe eines Stammesgenossen (v. 20) verboten. Es ist klar, daß die Heiligkeit der Ehe im modernen Sinne durchaus kein alter Bestand der Sittlichkeit ist. Ehe und Familie sind verhältnismäßig junge Institutionen und erfreuen sich deshalb nur in geringem Grade des Schutzes der Religion. Noch Kant dachte vom sittlichen Werte der Ehe sehr gering. Erst durch die protestantischen Theologen ist es üblich geworden, die Heiligkeit der Ehe zu preisen und in derselben das

Mittel zur Vollendung der sittlichen Persönlichkeit zu sehen. Im Volksbewußtsein hat die Ehe noch heute die Bedeutung, die ihr ihrer Herkunft nach zukommt; sie ist erstens eine wirtschaftliche Institution und zweitens die gesellschaftlich gestattete Form der Befriedigung des Geschlechtstriebes. Von der religiösen und sittlichen Bedeutung der Ehe weiß Christus und Paulus nichts. Von beiden sind sogar Aussprüche im entgegengesetzten Sinne überliefert. Damit stehen sie in Übereinstimmung mit der asketischen Beurteilung, die der Geschlechtsverkehr zu allen Zeiten vom Standpunkt der Religion aus erfahren hat. Ich hatte früher erwähnt, daß die zahlreichen Speiseverbote später die Anschauung hervorriefen, daß das Fasten oder wenigstens die Enthaltung von Fleisch ein heiliges Tun sei. Dieselbe Folge hatten die Heiratsverbote, die im Leben des Wilden eine so große Rolle spielen. Die völlige geschlechtliche Enthaltung war vielfach ein Zeichen besonderer religiöser Heiligkeit. Diese Anschauung ist so fest gewurzelt, daß auch beim Niedergang der religiösen Vorstellungen die Keuschheit der Hauptbestandteil der Sittlichkeit geblieben ist und im Sprachgebrauch unsittlich und unkeusch oft dasselbe bedeutet. Der geschlechtliche Verkehr ist danach an sich etwas gemeines und unsittliches. In der Ehe ist er gestattet; aber nicht deshalb, weil er an und für sich löblich ist, sondern weil der Trieb so stark ist, daß er ohne Sicherheitsventil verheerende Wirkungen haben würde. Der ideale Heilige der alten Kirche ist geistig kastriert und ebenso der noch heute im Volksbewußtsein lebende Tugendheld. Die Behauptung, daß das familienlose Mönchsleben und das Gelübde der Keuschheit eine religiöse Verirrung und ein Abweichen vom reinen Christentum ist, ist unrichtig.

Du sollst nicht stehlen.

Es liegt nahe, in diesem Gebot einen religiösen Schutz des Privateigentums zu sehen. Wenn es bei irgend einem Volke nachweisbar sein sollte, daß der Eigentumsbegriff religiöser Natur ist, so gebe ich zu, daß meine ganze Theorie verfehlt ist. Aus derselben folgt, daß die Religion den Privatbesitz und dessen Folge, den Gegensatz von arm und reich verdammen muß. Überall, wo in der israelitischen Religion und in der ältesten christlichen Kirche die Besitzfrage unter religiösem Gesichtspunkt betrachtet wird, ist der Besitzende der Gottlose, der Besitzlose der Fromme, freiwillige Armut ist ein Zeichen der Heiligkeit, das Beschenken der Armen,

Witwen und Waisen religiöse Pflicht und die Barmherzigkeit die erste Tugend. Vom ersten Propheten in Jsrael bis in die mittelalterlichc Kirche ist diese Beurteilung nie angezweifelt worden. Sie stimmt überein mit der religiösen Entwickelung Indiens, woraus der Schluß gezogen werden kann, daß sie nicht lokalen Zufälligkeiten oder zeitweisen Mißverständnissen ihre Entstehung verdankt, sondern in der wirtschaftlichen Entwickelung der Menschen begründet ist.

Bei der religiösen Verurteilung des Reichtums und seiner Folgen, halte ich es für wahrschcinlich, daß auch das Gebot „Du sollst nicht stehlen" in diesem Sinne zu deuten ist. Die Aneignung von Besitz auf Kosten des Stammesgenossen, die Unterdrückung des Armen durch den Reichen ist verboten. Als typisches Beispiel eines Diebstahls betrachte ich die Erzählung des Propheten Nathan (2. Sam. 12): „In einer Stadt lebten zwei Männer, ein reicher und ein armer. Der Reiche hatte viele Schafe und Rinder. Der Arme hatte gar nichts als ein einziges kleines Lamm, welches er gekauft hatte und bei sich aufzog; es wuchs bei ihm heran zugleich mit seinen Kindern, aß von seinem Bissen, trank aus seinem Becher, lag an seiner Brust und war ihm eine Tochter. Da kam ein Reisender zu dem reichen Manne; den aber dauerte es, etwas von seinen Schafen oder Rindern zu nehmen, und dem Wanderer, der zu ihm gekommen war, ein Mahl zu bereiten, und so nahm er das Lamm des armen Mannes und schlachtete es für den Mann, der zu ihm gekommen war." In alter Zeit waren die Reichen zugleich die Mächtigen. Wenn jemand den Tieren Gesetze gäbe, so würde jeder wissen, daß das Gebot: Ihr sollt euch nicht auffressen, an die Wölfe und nicht an die Schafe gerichtet ist. In den Reden Jesu und der Prophcten wird es beständig als religiöser Frevel bezeichnet, die Witwen, Waisen, Armen und Kranken darben zu lassen oder gar zu bedrücken, während wir nie ein Wort darüber finden, daß das Eigentum als solches eine göttliche Institution ist. Nicht der Satz „Eigentum ist heilig", sondern der Satz „Eigentum ist Diebstahl" liegt in der Richtung des Denkens der alten Religionen.

Damit steht in Übereinstimmung, daß die Aufgabe nicht nur des Reichtums, sondern überhaupt allen Privatbesitzes und die Rückkehr zum gemeinsamcn Haushalt oder gar die Bettelei ein Ausdruck der Frömmigkeit ist. Diese Erscheinung ist allen Religionen, die sich auf die Höhe der Sittlichkeit erhoben haben, gemein. Am

stärksten tritt sie im Christentum und Buddhismus hervor. Es ist durchaus nicht notwendig, daß die Übereinstimmung beider in einer Reihe von religiösen Institutionen auf gegenseitiger Beeinflussung beruhen muß. Der Kommunismus ist überall dem Privatbesitz vorhergegangen und seine Überreste oder die Rückfälle in denselben sind daher heilig.

Wer die Worte Jesu an den reichen Jüngling: „Gehe hin und verkaufe alles was du hast, so wirst du einen Schatz im Himmel haben", nicht wörtlich erfüllen will, zeigt seine Frömmigkeit in Almosengeben und Werken der Barmherzigkeit. Wie der Chinese seinen Ahnen Gold- und Silberpapier statt Geld opfert, so rufen die Almosen wenigstens momentan die Illusion hervor, daß die Güter der Erde allen gehören und niemand ein besonderes Anrecht darauf hat. Die Wertschätzung der Gesinnung bei Werken der Barmherzigkeit ist nicht ursprünglich, sondern eine späte Zutat des Individualismus, der überall dahin drängte, nicht Vorgänge in der Außenwelt, sondern nur solche im Individuum als wertvoll hinzustellen.

Du sollst kein falsches Zeugnis geben gegen deinen Nächsten.

Das Gebot beschränkt sich charakteristischerweise auf den Stammesgenossen. Den Fremden zu belügen und zu überlisten, gilt bei den Wilden für selbstverständlich. Theoretiker haben später die Pflicht der Wahrhaftigkeit gegen alle Menschen verlangt. Diese Forderung ist aber nie in die Praxis übertragen worden. Wie der moderne Mensch zu seinen Mitmenschen weder so nahe steht wie einst die Mitglieder eines Stammes, noch so fern wie Mitglieder verschiedener Stämme, so hat sich eine Mischung von Wahrheit und Lüge als zweckmäßig herausgestellt. Der Sinn für das Tatsächliche und die genaue Wiedergabe derselben ist erst später entstanden. Wahrheit und Lüge im alten Sinne schließt immer den Zweck mit ein, den der Redende verfolgt. Die Lüge ist Schädigung des Stammesgenossen durch falsches Zeugnis. So heißt es Exodus 23, 6: „Beuget nicht das Recht der Armen in ihren Prozessen. Enthaltet euch der Lüge; einen Unschuldigen und Gerechten bringet nicht ums Leben."

Du sollst nicht das Haus deines Nächsten begehren. Du sollst nicht das Weib deines Nächsten begehren, noch seinen Knecht, noch seine Magd, noch sein Rind, noch seinen Esel, noch irgend etwas, was deinem Nächsten gehört.

Dies Gebot denke ich mir erläutert durch das Verhalten Davids zu Bathseba (9. Sam. 11) und die Geschichte vom Weinberge Naboths (1. Kön. 21). In beiden Fällen handelt es sich um die Vergewaltigung eines Schwachen durch einen Starken.

Die drei ersten Gebote enthalten die Bestimmungen, auf denen die Existenz der alten Horden beruht, die Unterwerfung unter die Vergangenheit, die Heiligkeit des Stammesblutes und die Beschränkung des Geschlechtstriebes. Die drei letzten lassen sich zusammenfassen als die Forderung der Gerechtigkeit und der Gleichheit der Stammesgenossen. Die Gleichheit aller Menschen ist keine Utopie, sondern war in der ältesten Gesellschaft verwirklicht. Die Kultur und der Privatbesitz scheidet die Menschen in die Klassen der Reichen und Mächtigen einerseits, der Armen und Schwachen andrerseits. Die Aufhebung dieses Gegensatzes und die Rückkehr des alten Zustandes ist daher religiöses Gebot. Die Völker, die sich zur sittlichen Religion erhoben, machten ihre Gottheit zum Vertreter der Gerechtigkeit. Wie in der alten Horde alle gleich waren, so sind die Menschen vor Gott gleich. Der Fromme hat das Vertrauen, daß Gott die Ungleichheit im Leben irgendwie ausgleichen wird. Die Psalmen behandelten mit Vorliebe dies Thema und im Evangelium kommt der Reiche in die Hölle, der Arme aber in Abrahams Schoß, und zwar offenbar nur deswegen, weil er arm war. Vielfach wird die Gerechtigkeit Gottes in modernen Darstellungen rein juristisch gefaßt. Das ist zum mindesten einseitig, da die Idee des wirtschaftlichen Ausgleiches in der alten Auffassung eine große Rolle spielt.

Der Inhalt der religiösen Sittlichkeit läßt sich zusammenfassen in den Begriffen: Gehorsam, Nächstenliebe, Keuschheit, Gleichheit.

In der Religion Israels läßt sich der Übergang von der Religion des Kultus zur Religion der Sittlichkeit genau verfolgen. Die alte kultische Religion Israels weist keine Züge auf, die sie wesentlich von den Religionen der benachbarten semitischen Stämme unterschied. Erst durch die Prophetie bekam sie ihren eigenartigen Charakter. Mit der Besiedelung Kanaans wurden die Israeliten aus Nomaden seßhafte Ackerbauer. Als solche verehrten sie die lokalen Götter, die Regen und Fruchtbarkeit spendeten, die Baals des Landes. Im Gegensatz dazu halten die Propheten an dem Gotte der Vorzeit fest, der in der Nomadenzeit verehrt wurde, dem Gott, der das Volk aus Ägypten führte und auf dem Sinai thront. Er ist

im Gegensatz zu den lokalen Baals der Volksgott, der sich in der Geschichte der Nation offenbart hat. Von Elias bis zu Johannes dem Täufer suchen die Propheten ihren Gott in der Wüste, sie fordern Rückkehr zu den Sitten der Nomadenzeit, als der Stamm noch nicht in Individuen zersplittert war, Beseitigung des Gegensatzes von arm und reich, Herstellung der Gleichheit aller Volksgenossen, Vermeidung allen Prunkes und aller Üppigkeit in Kleidung, Wohnung und Nahrung und Rückkehr zu den einfachen Lebensgewohnheiten der Väter. Die neuerworbene wirtschaftliche Kultur, Reichtum, Wohlleben und Macht ist religiöser Frevel. Von dem Auftreten des Elias, des ersten Propheten, sagt Wellhausen (Israelitische Geschichte. 3. Aufl., S. 74): „Die Rechabiter, die damals aufkamen, protestierten in ihrem Eifer für Jahve gegen die ganze auf den Ackerbau gegründete Kultur und griffen grundsätzlich zurück auf das urisraelitische Nomadenleben in der Wüste; die Naziräer enthielten sich wenigstens des Weines, des Hauptsymbols der dionysischen Zivilisation. Hierin tat allerdings Elias nicht mit; sonst wäre er wohl auch der Menge verständlicher gewesen. Aber den Geist begreifend, aus dem diese Wunderlichkeiten hervorgingen, erfaßte er Jahve als einen Herrn, mit dessen Dienst sich kein anderer Dienst vertrage . . . Ihm bedeuteten Baal und Jahve, wie man annehmen möchte, einen Gegensatz der Prinzipien, der letzten und tiefsten praktischen Überzeugungen; sie konnten nicht beide recht haben und nebeneinander bestehen. Für ihn gab es nicht auf verschiedenen Gebieten gleichberechtigte anbetungswürdige Kräfte, sondern überall nur ein Heiliges und ein Mächtiges, das nicht in dem Leben der Natur, sondern in den Gesetzen der menschlichen Gesellschaft, durch die allein sie bestehen kann, in den sittlichen Forderungen des Geistes sich offenbarte.“ Die beiden ältesten Schriftpropheten Amos und Hosea zeigen bereits die charakteristischen Merkmale der Prophetie. Nicht der Kultus ist in erster Linie Gottesdienst, sondern die Sittlichkeit. Bei Amos heißt es: „Hört Jahves Wort, ihr Sodomsrichter, vernimm die Weisung unseres Gottes, du Gomorrhavolk! Wozu mir eure vielen Opfer, spricht Jahve; ich bin der verbrannten Widder und des Fettes der Mastkälber satt und das Blut der Rinder und Schafe mag ich nicht. Meine Seele haßt eure Neumonde und Feste, sie sind mir eine Last, ich bin es müde, sie zu tragen. Und wenn ihr eure offenen Hände ausstreckt, so verhülle ich mein Gesicht vor euch; ich höre nicht, wenn ihr

gleich des Betens viel macht: eure Hände sind voll von Blut! Waschet, reiniget euch, schafft euren bösen Wandel mir aus den Augen, laßt ab vom Bösen, lernet Gutes tun! Trachtet dem Rechte nach, weiset den Gewalttätigen in die Bahn, schafft der Waise Recht, führt die Sache der Witwe! Glaubt ihr euch ungerecht von mir behandelt? Wenn eure Sünden wie Scharlach sind, sollen sie dann für weiß gelten wie Schnee? Wenn sie sich röten wie Purpur, sollen sie dann wie Wolle sein? Wenn ihr folgt und gehorsam seid, so werdet ihr das Gute des Landes genießen; wenn ihr euch aber weigert und widerstrebt, so kriegt ihr das Schwert zu fressen, denn der Mund Jahves sagt es.“ Zu den aufgezählten Freveln, der Blutschuld, dem Ungehorsam, der Ungerechtigkeit und Vergewaltigung des Nächsten fügt Hosea noch die Unzucht als besonderen Greuel hinzu.

Ansätze zur Versittlichung der Religion finden sich auch bei anderen Völkern. Ich erinnere an die grichischen Tragiker. Daß in Israel die Prophetie nicht eine nebensächliche Erscheinung blieb, sondern die Herrschaft erlangte, indem die israelitische Kultusreligion in die jüdische Gesetzesreligion sich umwandelte, ist wenigstens teilweise durch die politischen Ereignisse und den nationalen Untergang des Volkes bedingt. Wäre Israel wie Assur und Babylon ein Herrschervolk geworden, so wäre die prophetische Predigt verhallt. Tatsächlich lieferte sie aber die einzig mögliche Deutung der geschichtlichen Ereignisse. Das Verhältnis Jahves zu Israel war ursprünglich ein angestammtes und natürliches. Der Sieg des Volkes über die Feinde ist der Sieg Jahves. Die Interessen des Gottes sind identisch mit denen des Stammes. Im Kultus kommt die Blutsverwandtschaft und die Interessengemeinschaft von Volk und Gott zum Ausdruck. Mit dem Auftreten der Assyrer auf der Weltbühne geriet dieser Glaube zuerst ins Wanken. Die Wahrscheinlichkeit, daß das kleine Volk sich gegen die Weltmacht würde halten können, war so gering, daß eine Lösung des Problems gesucht werden mußte. Hierzu boten sich nun die prophetischen Gedanken dar. Das Auftreten der Propheten ist stets an irgend welche politischen Ereignisse gebunden, in ruhigen Zeiten war kein Bedürfnis nach ihrer Predigt vorhanden; der gewöhnliche Gang der Dinge fand seine genügende Deutung in den volkstümlichen religiösen Begriffen. Ich entnehme Wellhausen (S. 107) die Darstellung der Folge des ersten Auftretens der Assyrer. „Der gemeine Mann, nicht imstande,

die Gefahr ganz zu würdigen, lebte des Glaubens, daß Jahve die Seinen nicht im Stiche lassen werde. In den höheren Kreisen trotzte man auf die kriegerische Macht Israels, wenn man sich nicht durch Berauschung der Sinne gegen das Nahen des Verhängnisses zu betäuben versuchte. Amos aber hörte die Frage laut und er wagte sie zu beantworten: das Ende ist gekommen, das Ende über mein Volk Israel. Es war eine Lästerung, das zu äußern, denn mit dem Volke stand und fiel Jahve. Aber das Unerhörteste folgt noch. Nicht Assur, sondern Jahve selber bewirkt den Untergang Israels; Jahve triumphiert durch Assur über Israel. Ein widerspruchsvoller Gedanke — als ob Jahve sich den Boden unter den eigenen Füßen abgraben wollte! Bedeutete doch der Glaube an Jahve, den Gott Israels, daß er seinem Volke beistehe gegen alle Feinde, gegen die ganze Welt; gerade in Zeiten der Gefahr war es Religion, sich auf diesen Glauben zu steifen. Wohl konnte Jahve sein Angesicht zeitweise verbergen, er machte nicht jeden Wochenschluß die Zeche; zuletzt aber erhob er sich doch immer gegen die widrigen Mächte. „Der Tag Jahves“ war ein Gegenstand der Hoffnung in schwerer, schwüler Zeit; es war selbstverständlich, daß das Gericht, oder wie wir sagen die Krisis, zugunsten Israels ausfallen werde. Amos nahm die volkstümliche Vorstellung vom Tage Jahves auf, aber wie sehr veränderte er ihren Inhalt! „Wehe denen, die den Tag Jahves herbeiwünschen! was soll euch der Tag Jahves? er ist Finsternis und kein Licht! Seinen Gegensatz zu dem Volk hat der Prophet zugespitzt in einem Paradoxon, welches er als Thema dem Hauptteil seiner Schrift voranstellt. „Uns kennt Jahve allein“, sagen die Israeliten, daraus folgernd, daß er auf ihrer Seite stehe und für sie eintreten müsse. „Euch kenne ich allein“, läßt Amos den Jahve sagen, „darum — suche ich an euch heim alle eure Sünden.“ Worauf beruhte die Beziehung Jahves zu Israel? Nach dem populären Glauben wesentlich darauf, daß Jahve nicht bei den fremden Völkern, sondern in Israel angebetet wurde, daß er hier seine Altäre und seine Wohnung hatte. Der Kultus war das Band zwischen ihm und seinem Volke; wenn man das Band fester anziehen wollte, so verdoppelte und verdreifachte man die heiligen Leistungen. Aber für Amos ist Jahve kein Richter, der sich bestechen läßt; auf das zornigste eifert er gegen die Vorstellung, als sei es möglich, durch Opfer und Gaben auf ihn einzuwirken. Darum weil Israel allein ihm gedient hat, legt er doch keine andere Richtschnur an dies Volk, als an alle anderen.

Kennt er es am besten, so ist die Folge nicht, daß er um der guten Bekanntschaft willen ein Auge zudrückt und blindlings seine Partei ergreift. Jahve und Amos kennen nicht zweierlei Maß, Recht ist überall Recht, Frevel immer Frevel, möge er auch an Israels grimmigsten Feinden begangen sein. Was Jahve fordert, ist Gerechtigkeit, nichts anderes; was er haßt, ist das Unrecht. Die Beleidigung der Gottheit, die Sünde, ist durchaus moralischer Natur."

In der Anschauung der Propheten ist der alte Glaube an die Verwandtschaft mit der Gottheit nebst den daraus folgenden Konsequenzen wenigstens im Prinzip beseitigt. Die Entwickelung von der Stammesreligion zur Weltreligion ist damit angebahnt. Die vorexilischen Propheten haben diese Folgerungen aber noch nicht gezogen, da die Idee der Menschheit die Auflösung der alten Stammeseinheiten in Individuen voraussetzt, die Propheten aber als religiöses Subjekt das Volk, nicht den einzelnen betrachten. Spuren individueller Frömmigkeit finden sich erst in den letzten Jahrzehnten vor der Zerstörung Jerusalems, z. B. bei Jeremias und im Deuteronomium. Das letztere stellte im Gegensatz zu den überlieferten Anschauungen fest, daß die Söhne nicht mehr für die Sünde der Väter, sondern jeder nur für seine eigene Sünde leiden sollte. Das nachexilische Judentum ist, wenn wir von seiner starken historischen Belastung in kultischer und nationaler Beziehung absehen, seiner Idee nach Sittlichkeits- und Weltreligion. Gott ist Gesetzgeber und Richter aller Menschen, die Frömmigkeit besteht im Gehorsam gegen das göttliche Gebot und Unterwerfung unter seinen Willen.

Mit diesem Abschluß der Entwickelung war aber ein neues Problem gestellt. Das Unglück der Gerechten und das Glück der Gottlosen stimmte nicht mit der Gerechtigkeit Gottes überein. Die alte Zeit kannte das Problem nicht. Entging der Sünder selbst der Strafe, so traf sie seine Kinder und Kindeskinder, die Leiden des Gerechten waren die Strafe für die Sünde der Väter oder der Volksgenossen. Diese Lösung war im Zeitalter des erstarkenden Individuums nicht mehr zulässig. Jeder mußte die Folgen seiner Taten selbst tragen. Uns scheint es heute sehr naheliegend, die Schwierigkeit, die in den Kreisen der Frommen als das größte Problem des Lebens empfunden wurde, wie die Psalmen und das Buch Hiob zeigen, durch Annahme der individuellen Unsterblichkeit zu lösen. Wäre es in der Tat richtig, daß die Religion entstanden ist, um die Wünsche und Gemütsbedürfnisse der Menschen zu befriedigen, so müßte es sehr

sonderbar erscheinen, daß die Frommen der nachexilischen Zeit jahrhundertelang trotz aller Bekanntschaft mit griechischer Literatur und Philosophie das Problem nicht damit lösten. Das geschah aber erst, als der Unsterblichkeitsglaube als Glied einer anderen Entwickelungsreihe Heimatsberechtigung in der Religion erworben hatte.

Ich schließe einige Bemerkungen über den Begriff der Sittlichkeit im modernen Leben an.

Wenn auch die gesetzliche oder sittliche Religion, d. h. also die Verwendung der Vorstellungen der übersinnlichen Welt zur Ausdeutung der nicht egoistischen Handlungen, einer anderen Religionsform Platz gemacht hat, so hat sie sich doch innerhalb derselben behauptet und wird noch heute von vielen, die das Neue, das das Christentum brachte, nicht verstehen, als höchste Religionsform gefeiert. Die Begriffe Gott, Freiheit, Unsterblichkeit gelten vielfach für die Quintessenz aller Religion. Noch heute ist die übersinnliche Welt als notwendige Ergänzung der Sittlichkeit für viele unentbehrlich. Zum Verständnis dieser Erscheinungen ist es notwendig, den Wechsel der sittlichen Begriffe zu untersuchen, den der Individualismus herbeiführte.

Die egoistischen Handlungen des Menschen sind nach der allmeinen Anschauung durch sich selbstverständlich und bedürfen keiner wissenschaftlichen Ableitung. Sie gelten so sehr für den Typus der menschlichen und tierischen Handlung, daß auch Instinkthandlungen und Nachahmungen durch Annahme unbewußter Schlüsse auf sie zurückgeführt werden. Überall gilt das Individuum als Subjekt der Handlung. Tatsächlich ist bei den Instinkthandlungen die Art, bei den Nachahmungen die Horde und nur bei den Zweckhandlungen das Individuum das Subjekt. Durch Vererbung hat der Mensch eine große Anzahl Rudimente tierischer Instinkthandlungen überkommen, die in den Gefühlen und Affekten zutage treten. Schon der Sprachgebrauch weist darauf hin, daß in solchen Fällen ein von dem sonstigen Ich verschiedenes Wesen im Menschen hervorbricht, die Leidenschaft übermannt den Menschen, beraubt ihn seiner Vernunft usw. Die Leidenschaft erscheint wie ein Dämon, der den Menschen unterwirft und ihn zu Handlungen zwingt, für die sein Ich keine Verantwortung trifft. Durch Überlieferung hat der Mensch Handlungen aus der Zeit des Hordenbewußtseins überkommen. In alter Zeit wurde das Vorhandensein der Handlungen durch den Stammesgott erklärt und auch heute noch gelten sie für objektiv

bedingt; es sind die Gebote Gottes. Da nun aber in neuer Zeit immer das Individuum für den Ursprung seiner Handlungen gilt, so wird gegenwärtig die Tendenz, derartige Handlungen auszuführen, auf individuelle Triebe und Motive zurückgeführt. Dazu gehört die Pietät, das Gewissen, das Schamgefühl, das Ehrgefühl usw. Viele sehen darin die höchste Blüte des Individuums, die Vollendung der Persönlichkeit. Die Bezeichnung des Gewissens als die Stimme Gottes in des Menschen Brust, weist aber schon darauf hin, daß das Gewissen ursprünglich keine Beziehung zum Individuum hat und erst spät subjektiviert worden ist.

Wenn ich die sittlichen Handlungen für denjenigen Rest der überlieferten Suggestionshandlungen erkläre, der bei der fortschreitenden Entwickelung nicht in egoistische Zweckhandlungen verwandelt wurde, da er den Interessen des Individuums zuwiderläuft, so ist damit nicht gemeint, daß Sittlichkeit in mechanischen Nachahmungshandlungen besteht. Ich ziehe es allerdings vor, das Wesen der Sittlichkeit durch den tatsächlichen Erfolg der sittlichen Handlung zu bestimmen, da die Bewußtseinszustände, die diese Handlungen begleiten, schwer kontrollierbar sind und bei den verschiedenen Individuen sehr variieren. Wenn der primitive Mensch seinen Stammesgenossen rettet oder die heimatliche Niederlassung mit Preisgabe des eigenen Lebens verteidigt, so wird das im allgemeinen eine reine Suggestionshandlung sein. Er hat es nie anders gesehen und gehört, als daß man sich in diesem Falle so benimmt, er ist weit davon entfernt, darüber nachzudenken, ob Flucht oder Kampf für ihn vorteilhafter sei, und so stirbt er freudig den Tod fürs Vaterland. Ein Krieger der späteren Zeit tut vielleicht dasselbe. Er begleitet aber sein Tun mit Zweckvorstellungen. Weil von jedem Stammesglied so gehandelt wird, ist die Handlung für ihn notwendig. Der Schutz der heimischen Altäre ist für ihn religiöse Pflicht. In noch späterer Zeit fehlt vielleicht die direkte Bezugnahme auf die Gottheit. Auch ist eine unmittelbare Suggestion durch Nachahmung nicht möglich, da der Krieg Ausnahmezustand ist. Von früher Jugend an sind aber dem Menschen gewisse Begriffe, wie Vaterland, Heldentod usw., als sehr wertvoll suggeriert worden. Ist er für derartige Suggestionen zugänglich, d. h. ist sein Egoismus schwach entwickelt, dann wird er einzelne Handlungen oder sein ganzes Leben durch Zweckvorstellungen bestimmen, die nicht seinem Ich dienen, sondern auf der Annahme beruhen, daß jene Begriffe an und

für sich wertvoll und erstrebenswert seien. Er wird sich meistens nicht bewußt sein, daß und woher jene Vorstellungen suggeriert sind, und doch ist es ihm unmittelbar klar, daß sie andersartig sind als seine egoistischen Zwecke. Er bezeichnet sie daher entweder als Gebote Gottes oder als Gewissen. Lebt er in einer stark egoistisch bestimmten Kultur, so ist er gewohnt, alle menschlichen Handlungen auf das Individuum zu beziehen. Er tut das, indem er neben dem natürlichen Ich das Vorhandensein eines höheren geistigen Ichs behauptet, und wenn er behaupten will, daß das letztere in ihm vorherrscht, so bezeichnet er sich als sittliche Persönlichkeit.

Das Gewissen, das Ehr- und Schamgefühl ist im Leben oft mit egoistischen Motiven verbunden. Das Gewissen ist oft nur Furcht vor Strafe, das Schamgefühl die Furcht vor Verachtung. Wenn aber auch diese Motive abgezogen werden, so bleibt ein bei verschiedenen Menschen allerdings sehr verschieden großer Rest übrig, der nicht eine rationale Funktion des Egoismus ist. Nur mit diesem irrationalen Rest beschäftige ich mich im folgenden. Wie in der Mathematik das Irrationale durch Reihen rationaler Größen, die ins Unendliche verlaufen, dargestellt wird, so hat man auch versucht, das Gewissen durch logische Schlüsse, die ins Unbewußte verlaufen, aus dem Egoismus zu erklären. Im besten Falle erreicht man damit eine Erklärung, wie die betreffende sittliche Handlung theoretisch entstehen könnte; aber nie eine Darstellung des psychologischen Geschehens in dem betreffenden Individuum. Ich habe die Überzeugung, daß alles Irrationale im menschlichen Seelenleben sich durch die Entwickelungstheorie auflösen lassen muß und sehe in jenen sittlichen Gefühlen und Trieben nur die Überreste des einstigen kollektiven Handelns.

Kant bestimmt die Forderungen des Gewissens in doppelter Weise. Das Gewissen verlangt solche Handlungen, deren Maximen die Grundlagen einer allgemeinen Gesetzgebung sein können. Nietzsche drückt dasselbe so aus: „Älter ist an der Herde die Lust als die Lust am Ich; und so lange das gute Gewissen Herde heißt, sagt nur das schlechte Gewissen: Ich." Die andere Definition Kants, die sachlich aber identisch ist, lautet: Handle so, daß du deine Mitmenschen nie als bloße Mittel für deine Zwecke verwendest, oder: Achte die Würde des Menschen, oder im Polynesischen: Dein Mitmensch ist Tabu, oder mit Nietzsche: „Das Du ist älter als das Ich; das Du ist heilig gesprochen, aber noch nicht das Ich." In der Form ist nach Kant das Gewissen kategorisch; es gibt keine

Gründe und Beweise, da es der Überrest aus einer Zeit ist, als man noch nicht überlegte und bewies. Sein Vorhandensein ist unzweifelhaft, aber für das Denken des modernen Menschen, wenn nicht sinnlos, so doch unverständlich. Es weist daher über die Natur und die Sinnlichkeit hinaus in das Reich des Übersinnlichen. Es ist nach Kant zu hoffen, daß der Gegensatz gegen die Natur, gegen das egoistische Glücksbedürfnis des Menschen im Übersinnlichen gelöst wird. Ich glaube, daß Kant den psychologischen Tatbestand im allgemeinen richtig dargelegt hat. Vor allem halte ich es für richtig, daß der Mensch an Gott und Unsterblichkeit glaubt, weil er das Gute tut, oder es doch wenigstens tun will, und daß er nicht umgekehrt das Gute tut, weil er an Gott glaubt. Auch hier sind die Vorstellungen nicht die Motive, sondern die Begleiterscheinungen des Handelns, wie bei allem nichtegoistischen Tun, sie sind nach Kant die Postulate der praktischen Vernunft. Das Gute zu tun, kostet dem Menschen oft so viel Selbstüberwindung, daß unbestimmte Verheißungen auf die Zukunft ihn nicht bestimmen können, den Forderungen der Gegenwart zu widerstehen. Damit ist nicht ausgeschlossen, daß im Einzelnen jene Vorstellungen wirkungsvoll eingreifen. Ein dauerndes sittliches Leben kann ich mir aber nur auf Grund des Gewissens denken. Bekehrungen, die auf der Furcht vor dem jüngsten Gericht beruhen, pflegen wirkungslos zu werden, wenn der Schwefelgeruch des Bußpredigers verdampft ist.

Kant kennt neben dem Gewissen eine andere Macht im Menschen, die mit dem Gewissen im beständigem Kampf liegt, den Egoismus. Beide werden als ungefähr gleich stark gedacht. Bald siegt der eine Gegner, bald der andere. Im Leben lassen sich auch andere Fälle beobachten. Oft ist das Gewissen ganz schwach und bildet mehr einen Anhang zum Egoismus, als eine selbständige Macht. Die gesamte Lebensführung beruht auf der Selbstsucht. Nur wenn der Gegensatz gegen das Gewissen besonders augenfällig ist, tritt eine Beschränkung durch dasselbe ein. Solche Menschen nehmen eigenen Vorteil hin, aber nur dann, wenn ein anderer nicht in schwerer Weise dadurch geschädigt wird. Wenn auch das nicht geschieht, so lieben es doch die Menschen, ihre selbstsüchtigen Handlungen nachträglich als sittlich zu deuten. Es gibt ja wenig menschliche Handlungen, die nicht irgend eine Nebenwirkung haben, die anderen Menschen nützlich ist. Diese Nebenwirkung wird dann als Motiv hingestellt und zwar nicht nur, um andere zu täuschen, sondern

auch in der Selbstbeurteilung. Manche Menschen besitzen in dieser Art der Selbsttäuschung eine wahre Virtuosität. Wenn ein Mediziner eine Entdeckung macht, so hilft er der leidenden Menschheit, der Schriftsteller verscheucht mit seiner Kunst Sorgen und Leid, der Fabrikant verschafft vielen Armen Brot und Arbeit, der Mörder, könnten wir fortfahren, bewahrt sein Opfer vor den Leiden des Alters. Diese Deutungen werden die ideale Auffassung des menschlichen Lebens und der menschlichen Berufstätigkeit genannt und kommen namentlich in Nekrologen, Festreden und Toasten zur Geltung. In der Selbstbeurteilung spielt dieser Idealismus namentlich da eine große Rolle, wo die nötige Intelligenz und Tüchtigkeit fehlt, um egoistische Vorteile im Kampf ums Dasein zu erreichen. Die Freude an großen Taten wird dann durch die Freude an großen Worten ersetzt. Aber auch sonst ist der idealistische Anstrich namentlich in Deutschland sehr beliebt. Dieser Idealismus kann noch eine sittliche Lebensanschauung genannt werden, da es der letzte rudimentäre Ausläufer der Entwickelung ist. Sittlichkeit im Sinne Kants ist er aber nicht, da dieser nur da Sittlichkeit statuiert, wo ein Kampf mit dem Egoismus stattfindet. Bei Geldfragen hört aber der Idealismus auf oder vielmehr derselbe erfordert, daß die Mittel zu einem menschenwürdigen Leben vorhanden sind, daß der Leib durch passende Nahrung und der Geist durch geeignete Erholung für die sittlichen Aufgaben des Lebens gestärkt und gekräftigt werde usw. usw. „Gründe wie Brombeeren", sagt Shakespeare.

Aber auch die entgegengesetzte Abweichung vom Kantischen Gleichgewichtszustand kommt vor. Solche Erscheinungen sind dann nicht als Rudimente, sondern als Rückfälle in das Kollektivbewußtsein zu deuten. Solche Menschen halten es nicht für notwendig zu leben, wohl aber für notwendig, recht zu leben und das Gute zu tun. Ihr Streben richtet sich nur darauf, anderen Menschen zu helfen und zu dienen, oder sich dem Dienst einer Sache hinzugeben, die nach ihrer Überzeugung der Menschheit hilft. Über die Herkunft dieses Strebens können sie selbst nichts sagen. Sie fühlen, daß es in den gewohnten Weltlauf nicht paßt, und, den überlieferten Vorstellungen folgend, fassen sie es auf als von Gott kommend und auf Gott hinweisend. Solche Menschen sind selten und werden infolge natürlicher Auslese wohl immer seltener werden. Häufiger kommt es vor, daß Menschen, die sonst Egoisten sind, zuweilen momentanen Impulsen in dieser Richtung folgen.

8. Kapitel.

Wissenschaft.

Es erscheint vielleicht auffallend, daß in einem Buch, das die Nachahmung behandelt, ein Kapitel der Wissenschaft gewidmet ist, die nach dem allgemeinen Urteil nur auf dem Verstand beruht, also auf einer Funktion, die die Nachahmungshandlungen gerade auflöst und umformt. So wenig ich das für die heutigen Kulturverhältnisse leugne, so steht es mit dem Ursprung der Wissenschaft doch wesentlich anders. Die übliche Theorie leitet den Mythus aus der Phantasie, die Wissenschaft aus dem reinen Denken ab. Wie ich in einem früheren Kapitel ausgeführt habe, ist bei der Entstehung des Mythus die Deutung überlieferter Handlungen von entscheidender Bedeutung gewesen und dasselbe behaupte ich nun auch von dem Ursprung der Wissenschaft. Der Unterschied zwischen Mythus und Wissenschaft besteht lediglich darin, daß die Deutung unzweckmäßiger Handlungen wie das Schlachten von Opfertieren und das Begraben von Waffen und Werkzeugen, den Mythus, die Deutung zweckmäßiger Handlungen, wie die Technik des Häuserbaus, die Feldmessung, die Beobachtung der Gestirne zur zeitlichen und räumlichen Orientierung, die Wissenschaft schuf. Beide Disziplinen entstanden daher durch Differenzierung aus den die Nachahmungshandlungen begleitenden Vorstellungen.

Ich unterscheide dabei streng zwischen Wissenschaft und Philosophie. Die letztere scheide ich aus dem Bereich meiner Untersuchung aus. Die Philosophie will das Wesen und den Sinn der Welt erkennen, indem sie hinter der Sinnenwelt eine zweite der sinnlichen Beobachtung nicht zugängliche Welt konstruiert. Mag diese zweite Welt nun aus Ideen, Monaden, Kräften oder materiellen

Atomen bestehen, mag eine derartige Annahme berechtigt oder nicht berechtigt sein, jedenfalls ist das nicht mehr Wissenschaft im engeren Sinne, auch wenn einzelne geschichtliche Erscheinungen eine enge Verbindung der Wissenschaft mit derartigen Annahmen aufweisen. Unter Wissenschaft verstehe ich mit Kirchhof nur die Beschreibung von Naturvorgängen.

Wie schon öfters ausgeführt, ist unter der Herrschaft des Instinktes und der Nachahmung der äußere Zweck das treibende Element der Entwickelung, während der denkende Mensch den Zweck als Motiv in sich aufnimmt. Im praktischen Leben ist es oft schwer zu entscheiden, wie weit eine Handlung auf Instinkt, wie weit auf Gewohnheit und wie weit auf einer Zweckvorstellung beruht. Meistens wird die Zweckvorstellung als das sprachlich allein beschreibbare in den Vordergrund gestellt, auch wenn es für den Beobachter keinem Zweifel unterliegt, daß die Handlung eine Nachahmungshandlung ist und die Zweckvorstellung erst nachträglich dazu gekommen ist. So entstand der Kultus und die Mythologie nach meiner Theorie aus gedeuteten Gewohnheitshandlungen. Kultisch nennen wir aber nur Handlungen, die ihrem Erfolg nach unzweckmäßig waren. Eine ganze Zahl von Nachahmungshandlungen aber, z. B. der Gebrauch der Werkzeuge, Heilmittel usw. ist ihrem Erfolg nach zweckmäßig, ohne daß der Zusammenhang zwischen Handlung und Erfolg, wie z. B. bei einem Heilmittel erkannt werden kann. Aus der Deutung dieser Handlungen sind nun, wie nachher zu begründen, die Anfänge der Wissenschaft hervorgegangen. Ist das richtig, dann liegt der Unterschied einer Handlung, die zum Kultus, und einer solchen, die zur Wissenschaft gehört, nur im Erfolg, nicht im Zustand des Handelnden. In beiden Fällen beruht die Handlung auf Suggestion und in beiden Fällen wird sie als zweckmäßig gedeutet. Subjektiv existierte daher ursprünglich kein Gegensatz zwischen Mythus und Wissenschaft; beide müssen, je weiter wir sie zurückverfolgen, zusammenfließen. Dazu kommt eine zweite Folgerung aus obiger Annahme. Nur das tatsächlich zweckmäßige kann sich im Laufe der Zeit erhalten. Wenn unzweckmäßige Gebilde und Funktionen auch für das menschliche Zeitmaß oft lang zu bestehen scheinen, so ist das eben nur eine Folge unseres Zeitmaßes. In Wirklichkeit verkümmern und verschwinden sie immer. Danach sind Mythus und Wissenschaft nicht koordinierte Differenzierungsprodukte, sondern die Wissenschaft ist die Deutung der tatsächlich zweckmäßigen

und sich daher dauernd erhaltenden Gewohnheitshandlungen, der Mythus ist die Deutung der unzweckmäßigen und daher verschwindenden Handlungen. Auf jeden Fall kann der Unterschied zwischen Mythus und Wissenschaft nur durch den tatsächlichen Erfolg der betreffenden Handlungen und nicht durch die abstrakten Prinzipien der sogenannten Logik und Denknotwendigkeit bestimmt werden. Wenn es z. B. statistisch nachgewiesen würde, daß die verschiedenen Arten Regenzauber Einfluß auf die Vorgänge in der Atmosphäre haben, so würde ich die Vorstellungen, durch die dieser Zusammenhang gedeutet wird, Wissenschaft nennen; so lange der Nachweis aber fehlt, nenne ich sie Mythus.

Die aus der Theorie gezogenen Folgerungen stehen mit der Erfahrung in vollem Einklang. Die Kulturhöhe eines Volkes und eines Individuums kann man direkt durch die Zahl messen, die das Verhältnis der mythisch und der wissenschaftlich zu deutenden Handlungen angibt. Tylor berichtet, daß man in Spanien Epileptiker noch heute als Besessene behandele und sie teufelaustreibenden Priestern übergäbe. Er vermutet, daß, wenn die in zivilisierten Ländern mit Bromkalium erreichten Erfolge in Spanien bekannt würden, man trotz aller Frömmigkeit auch dort zu dieser Methode übergehen würde. Dies Beispiel zeigt deutlich, was ich unter dem Unterschied einer kultischen und einer wissenschaftlichen Handlung verstehe. Ein logischer Zusammenhang besteht zwischen Bromkalium und Heilung von der Epilepsie ebensowenig wie bei den Gebärden und Formeln des Priesters, entscheidend ist nur der Erfolg.

Heute unterscheiden wir reine Wissenschaft und angewandte Wissenschaft. In der Theorie ist die erstere primär, die letztere sekundär, oder gar nur ein Anhängsel. Es ist bekannt, daß das auch heute noch nur Theorie ist. Noch jetzt gehen die wichtigsten Anregungen zu wissenschaftlichen Entdeckungen von der Praxis aus. Das gilt nicht nur von der Medizin, sondern auch von der Chemie und Physik, und durch deren Vermittelung sogar vielfach von der Mathematik. In der Vergangenheit bestanden alle diese Disziplinen, die man heute Wissenschaften nennt, in einer Summe praktischer Regeln und Handgriffe. Wie beim Kultus, war die überlieferte Handlung das wichtigste, die Theorie war schwankend und nebensächlich. Nur sehr allmählich erstarkte die Theorie so weit, daß sie sich von ihrer Grundlage loslösen und schließlich sogar verändernd in die Praxis eingreifen konnte. In der Medizin hat die Chirurgie und Bakterio-

logie diese Stufe erreicht. Für Hippokrates dagegen bestand die ganze Medizin in praktischen Regeln, deren Deutung sich noch sehr der mythologischen Form nähert. In der Kunst der Zauberer und Medizinmänner, und in den kultischen Handlungen, die Pest und Seuche aus dem Land treiben sollten, liegt die Wurzel der Entwickelung. Es ist absolut unmöglich, die Grenze zwischen Mythus und Wissenschaft genau zu ziehen. Paracelsus rühmt sich, den größten Teil seiner Weisheit von alten Weibern und Henkern erfahren zu haben; offenbar hielt er also die praktischen Regeln und Rezepte für die Hauptsache. In seiner Deutung liegt sicher viel Mythus, aber auch viel Wissenschaft, ohne daß der Übergang von dem einen zum anderen nachzuweisen ist. Bei keinem Volk ist die Medizin von der Beobachtung, dem Erkenntnistrieb usw. ausgegangen, sondern überall entstand sie in derselben Weise, wie die Mythologie, als Deutung und Zusammenfassung überlieferter Handlungen.

Analog ist die Entwickelung der Mathematik. Die ältesten geometrischen Sätze und Rechenregeln sind nicht durch „reines Denken" gefunden, sondern aus Methoden des praktischen Lebens abgeleitet worden. In der systematischen Darstellung der Mathematik folgt auf den Beweis der Lehrsatz, auf den Lehrsatz die praktischen Folgerungen. Die Entwickelung geht den umgekehrten Weg. Allen asiatischen Kulturvölkern war es bekannt, daß ein Dreieck mit den Seiten 3, 4 und 5 rechtwinklig ist oder vielmehr, es existierten im Baugewerbe Methoden, rechte Winkel zu konstruieren, die auf dieser Kenntnis beruhen. Die theoretische Deutung dieser Methoden führte zum Pythagoräischen Lehrsatz, und als der Satz da war, fanden sich später auch Beweise für ihn. Im Bruchrechnen war nicht die streng bewiesene allgemeine Methode das erste, sondern eine Reihe von durch die Praxis gefundenen Beziehungen zwischen einzelnen Brüchen. Im ägyptischen Rechenbuch des Ahmes, das Cantor (Vorlesungen über Geschichte der Mathematik) um das Jahr 2000 entstanden sein läßt, findet sich eine ausführliche Tabelle, in der einzelne Brüche in ihre Summanden zerlegt sind, wodurch die Lösung von Rechenaufgaben ermöglicht ist, die heute jeder Volksschüler mit Hilfe weniger allgemeiner, für denknotwendig gehaltener, Regeln lösen kann. Entwickelungsgeschichtlich ist nicht das abstrakte Denken der Ursprung der Mathematik, sondern die in der Praxis erworbenen Methoden des Kaufmanns, Baumeisters, Technikers und Feldmessers. So weit unsere Kenntnis reicht, scheinen Babylonier und Ägypter sich mit

der Sammlung und Überlieferung dieser Regeln begnügt zu haben, und erst auf griechischem Boden begann die Loslösung der aus jenen Regeln abgeleiteten Vorstellungen und die Verknüpfung der aus den verschiedensten Quellen stammenden Vorstellungen zu einem System. Erst bei Platon und Aristoteles wird in bewußter Weise zwischen Rechenkunst und wissenschaftlicher Arithmetik, zwischen Geodäsie und Geometrie unterschieden.

Auch auf ganz niedrige Kulturstufe können Nachahmungshandlungen, die wir als Anwendung mathematischer Sätze betrachten, nicht fehlen. Der Bau einer Hütte, das Schleudern eines Steines und der Tauschhandel enthalten im Keim das ganze System unserer Arithmetik, Geometrie und Mechanik. Als die menschlichen Handlungen sich mit Vorstellungen verbanden, entstanden aus den tatsächlichen Verfahrungsweisen Regeln, die zunächst nur durch die Überlieferung gestützt waren. Viele derselben waren falsch, wie heute die Wissenschaft zeigt, oder unzweckmäßig, wie die Entwickelungstheorie zu sagen vorziehen würde; so z. B. wenn Thukydides die Fläche einer Insel ihrem Umfang proportional setzt, oder wenn, wie Cantor erzählt, die Steuer für ein Quadrat von 20 m Seitenlänge gleich der für zwei Quadrate von 10 m Seitenlänge gesetzt wird. Das Unzweckmäßige verliert sich aber, nicht durch das Denken, sondern durch das Überleben des Passenden, und das Resultat ist eine Summe von Regeln, die zum großen Teil zweckmäßig, d. h. richtig sind. Werden diese Regeln von der Praxis befreit und unter sich kombiniert — der Mathematiker nennt das beweisen — so ist die Mathematik in ihrer ältesten Form, wie sie etwa in den Elementen Euklids vorliegt, entstanden.

Die Loslösung der Deutung von der Handlung ist in der Mathematik und Mythologie nur eine bedingte. Für das Individuum mag sie vielleicht vollständig sein, für die Entwickelung im großen ganzen ist sie nur scheinbar. Die Götterwelt Homers ist verschwunden, weil der Kultus aufhörte und der Kultus hörte auf, weil er sich als unzweckmäßig herausstellte. Die Handlungen, auf die die Mathematik sich bezieht, sind dagegen zweckmäßig — aus diesem Grunde allein ist die Mathematik ja ein Teil der Wissenschaft und nicht des Mythus. Setzen wir aber einmal den Fall, alle mathemathischen Berechnungen und Behauptungen würden mit einem Male gegenstandslos, das menschliche Leben gestaltete sich so, daß Kaufleute und Ingenieure unnötig werden, oder ihre Tätigkeit würde auf eine Weise

ausgeführt, die uns ebenso unbekannt ist, wie dem Achill die Differentialrechnung, und die unsere heutigen Methoden an äußerem Erfolg ebenso übertrifft, wie die Berechnung eines Marineingenieurs ein Opfer für Poseidon. Ich meine, in diesem Falle wird nach 2000 Jahren nur noch ein Historiker wissen, daß es einmal eine Mathematik gab, vielleicht erscheint einem Dichter das Rechnen und Konstruieren mit der Glorie der Poesie umflossen, so daß er Bleistift, Konzeptpapier und Logarithmentafel mit demselben Schwung feiert, wie Schiller die Götter Griechenlands, vielleicht wird dann noch die liebe Jugend mit trigonometrischen Formeln gepeinigt, um ihr den Sinn für die idealen Güter, d. h. für das Zwecklose einzupflanzen — dem tätigen Manne wäre die Mathematik nur eine historische Kuriosität, deren eifrige Pflege in alter Zeit er sich nur schwer verständlich machen kann.

Die Mathematik ist nach meiner Darstellung eine der Mythologie verwandte Disziplin, freilich nur verwandt in dem Sinne, wie der Pferdehuf verwandt ist den rudimentären Resten der vier anderen verschwundenen Zehen des Fußes. Ursprünglich sind es analoge Bildungen, deren verschiedene Fortentwickelung durch den Gegensatz des Zweckmäßigen und Unzweckmäßigen genügend erklärt wird.

Die Geologie lehrt, daß, je weiter wir in die Vergangenheit zurückgehen, der Unterschied der Zehen des Pferdes immer geringer wird und die Geschichte lehrt, daß einst Mathematik und Mythologie nicht so weit auseinander standen wie heute. Die älteste geschichtlich überlieferte Deutung der Regeln für das Rechnen und die Feldmessung verwandte die damals geläufigen mythologischen Begriffe. Nicht nur in Babylon und bei den Pythagoräern wurden die Zahlen, Winkel und Körper mit der Tugend und der Gottheit in Verbindung gebracht, sondern noch bei Platon ist die mythische Deutung zum mindesten ebenso stark vertreten, wie die wissenschaftliche. Erst bei den Alexandrinern ist die Mathematik reine Wissenschaft geworden, indem die mythischen Elemente ganz abgestreift wurden. Nur schwache Anklänge erinnern an die alte Zeit, so wenn Euklid seine Leser glauben machen wollte, daß die ganze Mathematik auf die Konstruktion der von Platon für heilig erklärten fünf regulären Polyeder hinziele. Wer die Meinung hat, daß es ewige und unumstößliche Denkgesetze gibt und daß diese Gesetze in irgend einem Zeitpunkt der Entwickelung einmal in den Men-

schen hineingefahren sind, wie der Teufel in einen Besessenen, dem muß die Zahlenmystik des Pythagoras und die geometrische Mystik des Platon wie ein Spiel oder wie Wahnsinn erscheinen. Die Menschen brauchten die Mathematik ja nur durch Schlüsse und Beweise aus ihrem Geist herauszuziehen, wie die Spinne den Faden aus ihrem Leib. Die Mathematik ist aber nicht aus dem Denken, sondern das mathematische Denken aus den vorhandenen Rechenregeln und Sätzen entstanden. Das Beweisverfahren und die bei diesem gültigen Schlüsse wurden als zweckmäßige Verknüpfung der überlieferten Kenntnisse erworben, die mythischen Elemente als unzweckmäßig abgelehnt.

Ist die Mathematik aus praktischen Regeln entstanden, so scheint es auffallend, daß sie in so hohem Maße vor anderen Wissenschaften den Ruf der Sicherheit genießt. Fehler hat es aber in der Mathematik ebenso gegeben, wie in der Medizin. Die Ägypter und lange Zeit auch die Griechen setzten den Inhalt eines gleichschenkligen Dreiecks gleich dem halben Produkt von Basis und Schenkel. Ist die Basis verhältnismäßig klein, so ist das Resultat angenähert richtig; wir verwenden dieselbe Formel, wenn die Basis unendlich klein ist. Im anderen Falle ist der Fehler beträchtlich und doch hat sich die Formel durch Jahrtausende gehalten. Ähnliche Fälle sind nicht selten. Die Differentialrechnung ist bei ihrem Auftreten auch mehr Rechenregel als Wissenschaft gewesen. Eine für unsere Bedürfnisse strenge Begründung hat sie erst im vorigen Jahrhundert erhalten. Das Vertrauen, das sie von Anfang an genoß, gründet sich hauptsächlich darauf, daß sie viel Probleme, deren Lösung auch auf andere Weise bekannt war, richtig löste. Aus dem reinen Denken lassen sich keine Sätze über das unendlich Kleine herausholen. Zenos Lehre, daß Endliches nie durch Integration von Unendlichkleinem entstehen kann, ist falsch, weil die Folgerungen der Erfahrung widersprechen, die jetzige Theorie ist richtig, weil sie den Erfolg auf ihrer Seite hat. Wenn die mit Hilfe der Differentialrechnung hergestellten astronomischen Tabellen stimmen und die Maschinen richtig laufen, so ist es leicht, die Axiome, auf denen sie beruht, nachträglich für denknotwendig und selbstverständlich zu erklären. Die griechische Mathematik hat das Rechnen und Konstruieren mit endlichen Größen nicht nur in allgemeinen Regeln zusammengefaßt, sondern diese Regeln auch systematisch verknüpft. Praktische Anwendungen des Unendlichkeitsbegriffs fehlen

nicht. Es blieb aber der neueren Mathematik vorbehalten, die Regeln der Differential- und Integralrechnung aufzustellen, was im 17. und 18. Jahrhundert geschah, und diese Regeln logisch zu unterbauen, das Werk des 19. Jahrhunderts. Die Mathematik des Unendlich-Kleinen besitzt gegenwärtig denselben Grad der Vollkommenheit, wie die Mathematik des Endlichen bei Euklid. Dieselbe stufenweise Entwickelung zeigt die Mechanik, die aber darum von besonderem Interesse ist, weil ihre Entwickelung noch nicht abgeschlossen ist. Anwendungen der Mechanik sind so alt wie die menschliche Kultur, einige Regeln derselben wurden von Archimedes, andere in den letzten Jahrhunderten aufgestellt. In dieser Zeit begann auch die logische Verknüpfung derselben. Nachdem von so vielen Mathematikern und Physikern die Behauptung ausgesprochen ist, daß das System der Mechanik die Vollkommenheit der Mathematik hat, würde ich es nicht wagen, diesen Ausspruch in Zweifel zu ziehen, wenn ich mich dabei nicht auf die Autorität eines so klaren und scharfsinnigen Geistes wie Hertz stützen könnte. Die übliche Darstellung der Mechanik ist die Aneinanderreihung der für das Lösen von Bewegungsaufgaben notwendigen Regeln, die teilweise logisch streng untereinander verknüpft sind, teilweise aber auch in Reihen aufeinander folgen, wie sie historisch gefunden sind. Die Folge ist, daß zuweilen Sprünge erfolgen, zuweilen dasselbe in verschiedener Form wiederkehrt, wenn nämlich eine Regel von verschiedenen Forschern in verschiedener Weise formuliert wurde. „Diese Darstellung bildet den königlichen Weg und die große Heerstraße, auf welcher die Schar der Schüler in das Innere der Mechanik eingeführt wird; sie folgt genau dem Gang der historischen Entwickelung und der Reihenfolge der Entdeckungen; ihre Hauptstationen sind gekennzeichnet durch die Namen eines Archimedes, Galilei, Newton, Lagrange.“ Die Richtigkeit der mechanischen Regeln, oder nach dem Ausdruck von Hertz, des Bildes, bleibt dabei unangetastet; denn diese wird nach Hertz nicht durch logische Beweise, sondern durch den tatsächlichen Erfolg verbürgt. „Wir haben in diesen Ausführungen die Zulässigkeit des betrachteten Bildes so stark verdächtigt, daß es scheinen muß, als sei es unsere Absicht, diese Zulässigkeit zu bestreiten und schließlich zu verneinen. Soweit geht indes unsere Absicht und unsere Überzeugung nicht. Mögen die logischen Unbestimmtheiten, welche uns um die Sicherheiten der Grundlagen besorgt machten, auch wirklich bestehen.

sie haben sicherlich keinen einzigen der zahllosen Erfolge verhindert, welche die Mechanik in ihrer Anwendung auf die Tatsachen errungen hat.“ Bald darauf hebt Hertz den Unterschied einer vollendeten und einer werdenden Wissenschaft hervor und spricht dabei aus, daß das reine Denken der Schluß, die Praxis der Anfang der Wissenschaft ist. „In der gereiften Erkenntnis ist die logische Reinheit in erster Linie zu berücksichtigen; nur logisch reine Bilder sind zu prüfen auf ihre Richtigkeit, nur richtige Bilder zu vergleichen nach ihrer Zweckmäßigkeit. Das dringendste Bedürfnis verfährt oft umgekehrt: Die Bilder werden erfunden, passend für einen beabsichtigten Zweck, dann geprüft auf ihre Richtigkeit, endlich und zuletzt gesäubert von inneren Widersprüchen.“

Schließlich erinnere ich als weiteren Beleg für meine Behauptung an die Entwickelung der Astronomie und Chemie. Die Grundlagen der Astronomie sind Handlungen, durch die die Menschen sich zeitlich und räumlich orientierten. Durch die Stellung und Bewegung der Gestirne wurde die Zeit gemessen und die Richtung auf der Erde bestimmt. Da die Ausübung vieler kultischer Handlungen durch die Jahres- und Tageszeit bestimmt war, erhielten die Gestirne mythische Bedeutung und denselben Charakter tragen die ältesten astronomischen Regeln, die aus den praktischen Methoden gewonnen waren. Mythologie, Astronomie, Zahlenspekulationen und die Heilighaltung geometrischer Figuren bilden ursprünglich eine Einheit, aus der die einzelnen Disziplinen durch Differenzierungen hervorgingen. In der Astronomie sind bis in die neueste Zeit zahlreiche Überreste und Rückfälle bekannt. Der Glaube an die göttliche Natur der Gestirne, die Gefährlichkeit der Kometen und anderes, das bei Aristoteles noch zur Astronomie gehört, wird heute allerdings Aberglaube genannt und findet sich nur noch beim Haufen. Aber noch Kepler glaubte Gott entschuldigen zu müssen, daß er die Planeten nicht in der heiligen Kreislinie um die Sonne laufen ließ, und wenn nach Kant außer dem Pflichtgefühl nichts so auf Gott hinweist, wie der Anblick des gestirnten Himmels, so weiß er freilich, daß er keine astronomische, sondern eine psychologische Bemerkung macht, die aber doch nur deshalb das Empfinden der meisten Menschen richtig deutet, weil der Glaube und das Tun unserer Vorfahren im Gefühl am längsten fortlebt. Wie die Astronomie in der Astrologie, so besitzt die Chemie in der Alchymie die von meiner Theorie geforderte mythologische Vorstufe. Ich glaube, daß die Behauptung keiner

weiteren Ausführung bedarf, daß die Alchymie nicht dem Erkenntnistrieb, auch nicht der Beobachtung, sondern der Ausdeutung überlieferter Operationen ihre Entstehung verdankt, bei denen im einzelnen schwer zu entscheiden ist, ob man sie bei Anwendung moderner Begriffe für die Anfänge chemischer Industrie oder für Zauberei erklären soll. Die alte Auffassung verband beide Gesichtspunkte und betrachtete die Chemie als die Spezialwissenschaft des Teufels.

Um einem etwaigen Mißverständnis vorzubeugen, hebe ich noch einmal ausdrücklich hervor, daß ich nicht sage, die gesamte heutige Wissenschaft sei Deutung von Nachahmungshandlungen. Ich bin auch nicht der Meinung, daß die Mythologie der Edda, der griechischen Dichter, der Brahmanen nur die Deutung von Kultushandlungen sei. Daß in beiden Fällen schon sehr früh psychische Faktoren anderer Natur eingriffen und nicht nur die Form, in der sich Mythologie und Wissenschaft heute darbieten, wesentlich mitbestimmten, sondern auch sachliche Veränderungen hervorriefen, ist natürlich gar nicht zu leugnen. Auch leugne ich nicht, daß die Mythologie in späterer Zeit auf den Kultus eine Rückwirkung ausübte und daß dasselbe heute in viel höherem Maße von Wissenschaft und Technik gilt. Nur bin ich der Meinung, daß das nicht immer der Fall war, daß jene psychischen Faktoren, man mag sie nun Phantasie, Denken oder sonstwie nennen, erst später erworben wurden, oder doch erst in später Zeit entscheidenden Einfluß gewannen. Nur von den Anfängen der Mythologie und Wissenschaft behaupte ich die Abhängigkeit von Handlungen, also vom Kultus und der primitiven Technik und Heilmethode. So bestätigt sich auch für die höchsten Funktionen des menschlichen Geistes das Gesetz, das den Grundgedanken dieser Arbeit ausmacht, daß, wenn auch nicht für das heutige Individuum, so doch für die Entwickelungsgeschichte beim Menschen ebenso wie beim Tier die Handlung das Ursprüngliche, die Bewußtseinselemente das Abgeleitete ist.

Spamersche Buchdruckerei in Leipzig.



Princeton University Library
32101 065105130



